

Zeitschrift für Empirische Kulturwissenschaft

2
.....
2024

Journal for Cultural Analysis and European Ethnology

Ina Dietzsch

Momente posthumaner Gewöhnung

**Friederike Faust, Carmen Grimm, Beate Binder,
Jérémy Geeraert, Todd Sekuler**

Crimscares: Kulturanthropologische Perspektiven
auf Politiken der Kriminalisierung

Sabine Zinn-Thomas

100 Jahre im Dazwischen
Ein- und Ausblicke in die Arbeit kulturwissenschaftlich-
volkskundlicher Landesstellen

Birgit Johler, Lioba Keller-Drescher, Jan C. Watzlawik

Professionelle Improvisation –
Doing (Summer School) Museologie

Forum: Spiel(en)



Zeitschrift für Empirische Kulturwissenschaft.

Journal for Cultural Analysis and European Ethnology

(bis 2021 Zeitschrift für Volkskunde)

Im Auftrag der Deutschen Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft
(www.dgekw.de)

herausgegeben von Regina Bendix, Claus-Marco Dieterich, Anne Dippel,
Timo Heimerdinger, Manfred Seifert, Markus Speidel, Thomas Thiemeyer,
Barbara Wittmann und Sabine Zinn-Thomas



Anschriften der Redaktionen:

Aufsatzteil und Forum (aufsaetze@zekw.de): Regina Bendix (Institut für Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie, Göttingen); Anne Dippel (Institut für Kunst- und Kulturwissenschaften, Jena); Timo Heimerdinger (Institut für Empirische Kulturwissenschaft, Freiburg); Thomas Thiemeyer (Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft, Tübingen);

Berichte (berichte@zekw.de): Manfred Seifert (Institut für Europäische Ethnologie/Kulturwissenschaft, Marburg);

Buchbesprechungen (rezensionen@zekw.de): Markus Speidel (Landesmuseum Württemberg, Stuttgart/Waldenbuch); Barbara Wittmann (Institut für Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie, Bamberg); Sabine Zinn-Thomas (Landesstelle für Alltagskultur, Stuttgart)

Abstracts: Bearbeitet von Ramona Lenz

Die Zeitschrift für Empirische Kulturwissenschaft durchläuft ein Peer-Review-Verfahren. Sie ist indiziert in der MLA International Bibliography, im Arts & Humanities Citation Index und bei Scopus (Stand April 2021). Die Zeitschrift ist in weiteren Datenbanken zur Indizierung vorgeschlagen.

Erscheinungsweise und Bezugsbedingungen:

Die Zeitschrift erscheint in zwei Halbjahresbänden. Der Bezugspreis beträgt im Abonnement jährlich 52 €, ein Einzelheft kostet 26 € (je inkl. 7% MwSt.). Alle Preise zzgl. Porto- und Versandkosten. Abbestellungen spätestens 6 Wochen vor Ablauf des Jahresabonnements. Online erscheint die Zeitschrift als Open-Access-Ressource auf der Website www.zekw.de unter der Lizenz CC BY 4.0.



ISSN 2752-1591 E-ISSN 2752-1605

© Waxmann Verlag GmbH, Steinfurter Str. 555, 48159 Münster

Internet: www.waxmann.com, E-Mail: info@waxmann.com

Umschlaggestaltung: Anne Breitenbach, Münster

Satz: satz&sonders, Dülmen

Printed in Germany

Zeitschrift für Empirische Kulturwissenschaft

Journal for Cultural Analysis and European Ethnology



Inhalt	120. Jahrgang
Editorial	201
Ina Dietzsch Momente posthumaner Gewöhnung	203
Friederike Faust, Carmen Grimm, Beate Binder, Jérémy Geeraert, Todd Sekuler Crimscapes. Kulturanthropologische Perspektiven auf Politiken der Kriminalisierung	217
Sabine Zinn-Thomas 100 Jahre im Dazwischen. Ein- und Ausblicke in die Arbeit kulturwissenschaftlich- volkskundlicher Landesstellen	242
Birgit Johler, Lioba Keller-Drescher, Jan C. Watzlawik Professionelle Improvisation. Doing (Summer School) Museologie	267
Forum: Spiel(en)	287
Berichte	307
Buchbesprechungen	326
Anschriften der Autorinnen und Autoren	367

Editorial

Die Dezentrierung des Humanen beschäftigt die *Zeitschrift für Empirische Kulturwissenschaft* in den letzten Ausgaben verstärkt, greifbar wurde dies insbesondere mit den Schwerpunktsetzungen im Feld der kulturwissenschaftlichen Fragen rund um KI. Eine Fortsetzung und zugleich Variation erfährt diese Auseinandersetzung in der vorliegenden Ausgabe mit der Antrittsvorlesung von Ina Dietzsch in Marburg, die unter dem Titel *Momente posthumaner Gewöhnung* den Blick auf unterschiedliche „mehr-als-menschliche Verbindungen“ öffnet und sowohl im Sinne technischer als auch tierlicher Weitungen – in Form von Robotertieren auch in Kombination – nach einer Neudefinition des Wortes ‚wir‘ fragt. Sie lotet damit Chancen und Perspektiven aus, „von anthropozentrischer Dominanz loszulassen“, für ein Fach, das sich über weite Strecken als „Wissenschaft vom Menschen“ verstanden hat, stellt das durchaus eine reizvolle Herausforderung dar.

In völlig anderer Hinsicht nah an gegenwärtigen Problemstellungen bewegt sich der Beitrag *Crimscapes: Kulturanthropologische Perspektiven auf Politiken der Kriminalisierung* von Friederike Faust, Carmen Grimm, Beate Binder, Jérémy Geerart und Todd Sekuler. Das Autor:innenkollektiv entwickelt in seinem Beitrag aus einer rechtsanthropologisch-ethnografischen Perspektive den Vorschlag, Kriminalisierung als Regierungspraxis mit alltagskultureller Relevanz zu verstehen, und diskutiert das Konzept vergleichend an zwei gleichermaßen aktuellen Beispielen, nämlich der Seenotrettung auf dem Mittelmeer und der Bekämpfung von Hassrede im Netz.

Zwei weitere Beiträge im Heft reflektieren die Aktivitäten unseres Faches jenseits universitärer Forschung im engeren Sinn. Sabine Zinn-Thomas bilanziert in ihrem Text *100 Jahre im Dazwischen* aus Anlass des Jubiläums des Stuttgarter Hauses die Arbeit kulturwissenschaftlich-volkskundlicher Landesstellen. Birgit Johler, Lioba Keller-Drescher und Jan C. Watzlawik richten den Blick auf die Schnittstelle zwischen Museum und Universität und setzen mit ihrem Beitrag gleichzeitig die Reihe von Texten jenseits klassischer Formate in der Zeitschrift fort. In durch Plakate und Fotografien ergänzter Interviewform porträtieren sie in *Professionelle Improvisation – Doing (Summer School) Museologie* die seit 2021 von Lioba Keller-Drescher und Birgit Johler am LWL-Freilichtmuseum Detmold veranstaltete Summer School Museologie, in der im Sinne des Forschenden Lernens das Museum eine Woche lang zum Forschungsort und Forschungsgegenstand wird.

Das Forum schließlich widmet sich dem Thema des Spiels. Regina Bendix und Anne Dippel haben sich für ihre Einleitung zeichnerische Unterstützung von der

Comicautorin Tina Brenneisen geholt. Mit Stefan Krankenhagen fließt ein popkultureller Beitrag ein, Annie Eckert zeigt die destruktiven Formen des Spiels am Beispiel der „Haider-Community“ um den Drachenlord, Anca Prodan leistet eine anthropologische Reflexion des Themas auf der Basis eines rumänischen Gedichts und Alastair Mackie widmet sich dem Verhältnis von Kreativer Ethnografie, Sound Ethnografie und Spiel, wobei – auch das ein Novum für die ZEKW – ein ethnografischer Sound-Track in der Zeitschrift ertönt.

TH für die Redaktion

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/02.01>

Ina Dietzsch

Momente posthumaner Gewöhnung¹

Ina Dietzsch

Moments of Posthuman Habituation

Abstract: Posthumanism is a controversial term that evokes very different associations and yet we are surrounded by what it attempts to describe on a daily basis. The use of computers and the internet alone leads to regular requests to confirm that we are not robots, but human beings. People wear implants that merge with their body and its processes, live in smart homes or share their household with digital assistance systems. The argumentation of this lecture takes up the concept of posthumanism and links it to the concept of habituation. Using the example of near-future series and digitally permeated more-than-human communication, the thesis is pursued that current technological developments not only challenge understandings of the subject, but that a new concept of habituation is also needed, with which various moments can be identified that are integrated into structures and networks of habituation of the posthuman or are organised within them.

Keywords: Posthumanism, Digital Technologies, More-than-human, Habituation

Einleitung

Digitalisierung im Alltag bzw. digitale Anthropologie beschäftigt das Fach nun bereits seit einigen Jahren.² Dabei lässt sich beobachten, dass es immer weniger um Digitalisierung als Übergang von analog zu digital geht, sondern vor allem um den Ort von Digitalitäten im Alltag und, mit der zunehmenden Veralltäglichung von sogenannter KI, auch um den Ort von Menschen in sozialen Situationen, in denen digitale Technologien beteiligt sind. Bisher eher in einer philosophischen Nische benutzte Begrifflichkeiten wie transhuman oder posthuman sind auch in Teilen der

1 Dieser Text ist die überarbeitete Verschriftlichung meiner Antrittsvorlesung auf die W3-Professur für Europäische Ethnologie/Kulturwissenschaft an der Philipps-Universität Marburg am 26. 10. 2022. Ich danke den beiden Kolleginnen Anne Dippel und Regina Bendix für das Lektorat und wertvolle Hinweise für die Überarbeitung.

2 Bis 2015 zurück sind viele Hinweise darauf auf der Website der gleichnamigen Kommission archiviert. <https://digitaleanthropologie.de/aktivitaeten/>. Zugriff 03. 06. 2024.

Empirischen Kulturwissenschaft (EKW) angekommen (Cress et al. 2023; Murawska 2023). Dabei lassen sich vor allem zwei Richtungen beobachten, die bisher oft getrennt voneinander diskutiert werden: eine die Grenzen des Menschen überschreitende *more-than-human*-Perspektive, die anthropozentrismuskritisch vor allem auf NaturenKulturen-Verhältnisse orientiert ist, und eine, die technologische Optimierung und transhumane/posthumane Überschreitungen des Menschlichen in den Blick nimmt. Posthumane Situationen zeichnen sich aber dadurch aus, so meine These, dass digitale Technologien die Behandlung von Menschlichem und Nicht-Menschlichem als gleich unterstützen, und lenken unsere Aufmerksamkeit auf Neuverhandlungen um Kategorien wie Leben, Wissen, Information und, wie ich zeigen werde, Alltäglichkeit und Gewöhnung. Der schnelle technologische Wandel, der Verständnisse von Mensch-Sein immer stärker herausfordert, wird gelegentlich auch mit „disruptiven Technologien“ (Housley 2015) beschrieben (z. B. das Smartphone oder digitale Assistenzsysteme), die aktuell gültige Arrangements „stören“ und ein hohes gesellschaftliches Veränderungspotenzial besitzen. Voraussetzung für ihr Funktionieren ist, dass sie zugleich auf Akzeptanz stoßen und in alltäglichen Situationen angeeignet bzw. in Routinen sinnvoll eingebaut werden. Hier kommt die konzeptionelle Perspektive der Gewöhnung ins Spiel, der ich in dieser Vorlesung genauer nachgehen möchte. Wie gewöhnen sich Menschen an das Posthumane?

Jenseits des Menschen

2013 stellte die Philosophin Rosi Braidotti fest, die offensichtlich breite Übereinstimmung über den Begriff des Menschlichen, die auf einer „beruhigende[n] Vertrautheit des Alltagswissens“ (Braidotti 2013: 7) ruhe, sich als Menschen verstehen zu können und daraus bestimmte Rechte gegenüber anderen abzuleiten, sei als Selbstverständlichkeit schon lange brüchig. „We need first to understand that the human form – including human desire and all its external representations – may be changing radically, and thus must be re-visioned. We need to understand that five hundred years of humanism may be coming to an end as humanism transforms itself into something that we must helplessly call post-humanism“, hatte Katherine Hayles schon 1999 den Literaturwissenschaftler Ihab Hassan mit seiner Zeitdiagnose von 1977 zitiert (Hayles 1999: 1). Hayles führt diese Situation auf eine historische Entwicklung zurück, in der Informationen sich entkörperlicht haben, Cyborgs hergestellt und zu einer kulturellen Figur werden konnten und Menschen einer neuen Kreation Platz mach(t)en, die das Posthumane genannt werde. Unter diesen Bedingungen könne Information fließen, zwischen „carbon-based organic components and silicon-based electronic components to make protein and silicon operate as a single system [...] Moreover, the idea of the feedback loop implies that the boundaries of the autonomous subject are up for grabs, since feedback loops can flow not

only within the subject but also between the subject and the environment“ (Hayles 1999: 2).

Die Vorstellungen dessen, was die Gattung Mensch ausmacht, und die damit verbundenen Verständnisse von Gemeinwesen bzw. das Verhältnis von Menschen zu anderen Bewohnenden des Planeten werden damit zunehmend Verhandlungssache. Dies äußere sich, so vor allem Braidotti, in Alltagskultur, die zwischen nüchternen Debatten um Robotik, Prothesentechnik, Neurowissenschaften und biogenetisches Kapital auf der einen Seite und spirituell inspirierten New-Age-Visionen von Transhumanismus und Technotranszendenz (Braidotti 2013: 68) auf der anderen changieren. Während für Braidotti Alltagskultur eher als diffuse Abgrenzungsfigur auftaucht, vor deren Hintergrund sie ihr differenziertes Argument eines kritischen Posthumanismus formuliert, sieht Oliwia Murawska eine hohe Anschlussfähigkeit der Debatte über den Posthumanismus an die EKW und geht davon aus, dass Ethnograf*innen schon immer posthuman gewesen seien (Murawska 2023: 227). In ihrem unlängst in dieser Zeitschrift veröffentlichten Aufsatz zeigt sie eine Reihe von Spuren posthumaner Sensibilitäten in der EKW auf und bescheinigt ihr, immer wieder an der Pluralität menschlicher Erfahrung interessiert gewesen zu sein, welche beständig auch auf das verweise, was jenseits des Menschen liegt. Explizite *more-than-human*-Positionen seien zudem von der Einsicht getragen worden, „dass der Mensch seit jeher und unhintergebar mit anderen menschlichen und nicht-menschlichen Entitäten verstrickt gewesen ist. Die daraus folgende Dezentrierung des Menschen geht einher mit der Infragestellung des humanistisch geprägten Konzeptes vom *homo universalis*, der Verwerfung oder Umgehung von Dualismen sowie der Betonung von Hybridität, Relationalität, Kontinuität und Koexistenz“ (Murawska 2023: 233).

Mich interessiert im Folgenden dabei vor allem die Rolle technologischer Entwicklungen, denn mit Braidotti gedacht ist das Posthumane vor allem ein Bestimmungsmerkmal unserer historischen Situation und posthumane Subjekte sind „in einem nie dagewesenen Maße technologisch vermittelt“ (Braidotti 2021: 217). Mit einem solchen Verständnis von posthuman gewinnen wir ein Analyseinstrument, mit dem historisch konkrete Situationen daraufhin gelesen werden können, wie das Menschliche sich technologisch verwickelt und dabei mehr oder weniger in die Lage versetzt wird, einen zerstörerischen Anthropozentrismus zu verlassen.³

3 Für die begriffliche Verwendung von transhuman und posthuman nutze ich die Unterscheidungen der Philosophin Janina Loh. In ihrer Einführung in den Trans- und Posthumanismus hat sie die Diskurspositionen folgendermaßen zusammengefasst: Während sie das Posthumane grundsätzlich als Zielvorstellung der zukünftigen Entwicklung des Menschlichen ansieht, unterscheidet sie Transhumanismus (vor allem als Optimierung und *human enhancement*) vom technologischen Posthumanismus, der das Ziel verfolgt, die menschliche körperliche Existenz (durch technologische Entwicklungen) hin zu einer besseren Version von sich selbst zu überwinden. Der kritische Posthumanismus hingegen mischt sich in diese Debatten mit Stimmen aus der feministischen Kritik ein

Schon bei einem flüchtigen Umschauen lassen sich unendlich viele Momente finden, in denen sich das Posthumane in der Gegenwart als einer historisch konkreten Situation beobachten lässt. Allein der Gebrauch von Computer und Internet führt zur regelmäßigen Aufforderung zu bestätigen, kein Roboter, sondern ein Mensch zu sein. Menschen tragen Implantate, die mit ihrem Körper und seinen Abläufen in einem Prozess zusammenwachsen. Sie leben in smarten Häusern oder teilen ihren Haushalt mit digitalen Assistenzsystemen. Die These, die ich im Folgenden genauer ausführen möchte, ist, dass diese Entwicklungen nicht nur Subjektverständnisse herausfordern, sondern es in diesem Zusammenhang auch einen neuen Begriff der Gewöhnung braucht, mit dem sich verschiedene Momente ausmachen lassen, die in Strukturen und Geflechte der Gewöhnung des Posthumanen eingebunden sind bzw. in ihnen geordnet werden.

Assemblagen der Gewöhnung

Gewohnheit lässt sich als ein wichtiges Element alltäglicher Stabilität beschreiben.⁴ Für den philosophischen Pragmatismus ist Gewohnheit ein Schlüsselbegriff, der auf die Überwindung von Körper und Geist und damit auf eine Praxis der Vernunft abzielt. Gewohnheit gilt dabei zunächst ganz allgemein als „körperlich verankerte Bereitschaft, in bestimmten Situationen und Kontexten so und nicht anders zu handeln“, die in Prozessen der Gewöhnung entsteht bzw. sich verändert. Die Veränderung von Gewohnheiten wäre dann „eine Praxis der intelligenten Modifikation der (eigenen) Gewohnheiten“ (Volbers 2018: 101). Umstritten ist in diesem Zusammenhang, wie viel von Gewohnheit bewusst und unbewusst ist und ob das Ergebnis einer (selbst-)reflexiven Arbeit an Gewohnheiten wieder habitualisiert werden kann. In der EKW und deren Beschäftigung mit dem Alltäglichen kann die Trennung von bewusst und unbewusst produktiv verlassen werden, indem sich die Idee der Gewohnheit im Verständnis von Alltag als repetitivem, unreflektiertem Handeln spiegelt, dessen Strukturen im Verborgenen arbeiten und sich nur zeigen, wenn sie problematisch werden. Besonders für die Analyse gesellschaftlicher Transformationen sind Fragen der Gewöhnung von Bedeutung. 2012 hat Thomas Hengartner begonnen, die fachgeschichtliche Denktradition zur Technologieentwicklung mit dem Konzept der Gewöhnung in einen Zusammenhang zu bringen. Er sprach damals von einer „in-

und strebt mit dem Infragestellen unzähliger Dichotomien, die den Humanismus der Aufklärung charakterisier(t)en, einen besseren Humanismus an (Loh 2018).

4 „Der Begriff [Gewohnheit] zielt somit auf eine Überwindung der traditionellen kartesischen Trennung von Körper und Geist, weshalb er auch als Grundelement einer pragmatistischen Reformulierung der Vernunft als Praxis dient. Mit ihm wird die Auffassung zurückgewiesen, Denken und Urteilen könnten von körperlichen Vollzügen, und damit von der Praxis, gelöst werden. Er verankert den Geist in der Praxis.“ (Volbers 2018: 101).

ner(e)n Technisierung“ (Hengartner 2012: 123). Damit wollte er „den Prozess einer Veralltäglichen von Technischem“ und „das Einschreiben von Technik in Planungen und Handlungen, Vorstellungen und Erfahrungen“ fassen. Angesichts der Durchsetzung von immer mehr Lebensbereichen mit Technik käme es zu einem „Verblässen der Wahrnehmung der Präsenz von Technischem“ (Hengartner 2012: 123).

Hengartner bezog sich vor allem auf Hermann Bausinger, Gottfried Korff und Karl Heinz Hörning. „Ehedem voraussetzungsvolle Techniken werden sich für den einzelnen dadurch entproblematisieren, dass sie zum zumeist unreflektierten Traditionsbestand (seiner) alltägliche(n) Handlungspraxis werden“, hatte Hörning bspw. 2001 geschrieben (2001: 58). Die Brüchigkeit des Technologischen werde dabei (z. B. in Störfällen und bei Nicht-Funktionieren) wieder bewusst gemacht (Hengartner 2012: 124). Für Bausinger habe die Etablierung von Umgangs- und Akzeptanzformen zu ambivalenten alltäglichen Praxen geführt: zur Integration von „Exotik“ wie zur Inszenierung von „Heimat“, zur bewussten Pflege der Volkskultur wie zur Enthistorisierung durch Präsentation des Historischen. Noch resultierte aus dessen Sicht damals aus den beobachteten Auflösungen alter Bindungen nicht Heterogenisierung oder Infragestellung von geteiltem Sinn, sondern vor allem eine Erweiterung von Repertoires und Horizonten und eine kulturelle Leistung in Form von Komplexitätsreduktion und einer „eigentümliche[n] Spurlosigkeit des Fortschritts“ (Bausinger 1961: 175).

Vieles davon ist nach wie vor relevant: z. B. das Einschreiben, die Entproblematisierung, das Verblässen der Wahrnehmung der Präsenz von Technologie. Ein Begriff von innerer Gewöhnung, der davon ausgeht, dass einzelne menschliche Subjekte sich gewöhnen, in dem sie Technologien und damit verbundene Praktiken verinnerlichen, trägt für eine kulturanalytische Forschung, in der es um das Posthumane geht, jedoch nicht mehr. Die Überschreitung der Grenzen von Mensch-Sein zwingt dazu, Gewöhnung in wechselseitigen Verhältnissen zu sehen und eine Vorstellung vom Menschen aufzugeben, die mit der Idee der inneren Gewöhnung so zentral in den Vordergrund gestellt wird und die „Mensch“ klar von anderem abgrenzt. Ich gehe deshalb davon aus, dass nicht wir uns gewöhnen, im Sinne dieses Inneren (dabei täte sich weiterhin das Problem auf, dass nicht klar wäre, wer dieses „wir“ genau ist und wie weit es reicht). Gewöhnung verstehe ich hier vielmehr als Assemblagen der Stabilisierung und Routinisierung des Ungewöhnlichen/Disruptiven, deren Teil wir, oder ich oder Sie als Lesende in verschiedenen Kontexten und mit unterschiedlicher Beteiligung sein bzw. werden (können). Ich gehe damit auch nicht von linearen Prozessen der Gewöhnung aus, sondern von sich anhäufenden Momenten der Verschiebung, in denen Praktiken und Materialisierungen zusammenspielen; in denen sich Sprache verändert, mit der Welt be-griffen und erzeugt wird; in denen sich Bilder ändern, mit denen Welten imaginiert werden; in denen sich Utopien und Verständnisse davon verändern, wie mit Begrifflichkeiten von Geschichte, Gegenwart

und Zukunft Zeit geordnet wird; und in denen sozio-materielle Arrangements so umgebaut werden, dass Wundern und Staunen sich in Selbstverständlichem auflöst. Zwei Beispiele eines seit einigen Jahren besonders populär gewordenen Filmgenres, der Near-Future-Serie, die durch ihre spezifische Zeitlichkeit zu einem wichtigen stabilisierenden Akteur in den Assemblagen der Gewöhnung geworden ist, sollen in einem ersten Schritt meine Argumentation zum Posthumanen in Richtung Technologie veranschaulichen, bevor ich in einem zweiten Schritt diese um die Dimension des *more-than-human* erweitern werde.

Dramen naher Zukunft

Am 14. Mai 2019 startete auf dem Sender BBC One die Serie *Years and Years: In sechs Folgen wird die Entwicklung einer Familie, der Lyons, in drei Generationen und im Zeitraum von 2019–2034 erzählt*. Im Guardian war damals von Lucy Mangan u. a. zu lesen, dass hier alles ausgebreitet wird, was „our (realistically) imagined future“ skizzieren hilft: die Nachwehen des Brexit, eine zweite Runde Trump, der Aufstieg von China, im eigenen Land einer rechts-extremen Partei und weltweit eine sich zum Krieg ausweitende Ukraine-Krise. Angst und Unsicherheit läge über allen Figuren, die sich in der Suche nach einer Stabilität, die nicht kommt, immer wieder neu auf verändernde Umstände einzustellen versuchen.⁵ Eine treffende Zusammenfassung. Eindringlich sind vor allem die Technikvisionen für die nahe Zukunft, die an der Figur der jungen Erwachsenen Bethany verhandelt werden. Sie trägt einen sogenannten „real filter“ einer Cartoon-Figur über ihrem Gesicht und Fingerimplantate, die ihr ermöglichen, mit ihren Fingern zu telefonieren. Was zu Beginn noch den Anschein eines Rollenspiels hatte und ein mehr oder weniger geschützter kindlicher Raum des Spiels war, erweist sich für sie in späteren Folgen als Sozialisation, die ihr einen Vorsprung in der professionellen Informationsbeschaffung verschafft – das Spiel mit den Filtern wie auch später die Körpermanipulationen werden zu lebensvorbereitenden Schritten für ein tragfähiges *human enhancement*. Das *coming out* des Teenagers als „trans“ erweist sich nicht als transgender, sondern fordert die liberalen Eltern massiv heraus, als diese begreifen, dass es um transhuman geht.⁶ Was hier vorgeführt wird, ist Gewöhnung als Teil eines Sozialisationsprozesses. Dabei werden transhumane Technologien der körperlichen Optimierung und des *human enhancement* eng mit Identitätsfragen verknüpft. Auffällig ist zudem, dass die Zukunft, die hier verhandelt wird, der Gegenwart zeitlich sehr nahekommt bzw. teilweise mit ihr verschmilzt. Die Serie beginnt 2019 in der Gegenwart und führt bis 2034 in die Zukunft. Das Format

5 <https://www.theguardian.com/tv-and-radio/2019/may/14/years-and-years-review-a-glorious-near-future-drama-from-russell-t-davies>, Zugriff 24. 05. 2024.

6 <https://www.theguardian.com/tv-and-radio/2019/may/14/years-and-years-review-a-glorious-near-future-drama-from-russell-t-davies>, Zugriff 04. 06. 2024.

wird deshalb auch als Near-Future-Drama bezeichnet. Im Gegensatz zum herkömmlichen Science Fiction wird mit dieser Nähe zur Gegenwart, in der zeitweise Gegenwart und Zukunft bis zur Unkenntlichkeit miteinander verfließen, die Near-Future-Serie zu einem Genre posthumaner Gewöhnung.

Gewöhnung ist zum einen über das Serielle des Formats angelegt, durch die Wiederholung wie auch durch die langsame Steigerung, die in der Erzählung möglich wird. Gewöhnung wird aber auch inhaltlich verhandelt, indem anhand von alltäglichen Familiensituationen Verstörungen aufgelöst und Anpassungsvorgänge vorgeführt werden. Und schließlich macht die Serie mit einem neuen Vokabular vertraut, indem beispielsweise transhuman als fast zwangsläufige Steigerung von transgender erscheint. *Years and Years* ist nur eine von vielen Near-Future-Serien, die in den letzten Jahren auf den Markt gekommen sind.⁷ Ich möchte für meine Argumentation nur noch auf eine weitere eingehen: Vor einiger Zeit wurden auf Arte Wiederholungen der schwedischen Serie *Real Humans* (Echte Menschen) gezeigt, deren erste Staffel ihre Erstausstrahlung bereits 2012 hatte. In drei Staffeln bearbeitet auch diese Serie trans/posthumane Themen – hier besonders die Frage nach der Definition des Menschen. Und auch sie tut dies in der Inszenierung von alltäglichen Situationen einer Familie in einer Gesellschaft, die von Hubots durchdrungen ist – humanoiden Robotern, die als Arbeitssklaven in allen denkbaren Bereichen eingesetzt werden, auch im Haushalt bürgerlicher Familien, welche übrigens in beiden Serien als erweiterte Familien dargestellt werden. Caspar Shaller schrieb in seiner Kritik in der ZEIT: „Die erste Staffel [...] zeichnete nicht nur das absurde Familienleben mit einem Roboter auf, sondern stellte auch komplexe, moralische Fragen. Menschen, die nicht mehr funktionierten, wurden durch Hubots ersetzt. Es gab Beziehungen zwischen Menschen und Maschinen. Es gab Missbrauch und Vergewaltigung. Die erste Staffel war nicht nur eine sehr realistische Science-Fiction-Serie, sondern eine der besten Darstellungen der modernen Familie seit Langem.“⁸ Auch hier besticht wieder die

7 Der Erfolg dieses Genres scheint seit einigen Jahren ungebrochen. Near Future ist so auch das Thema der SerienCamp-Konferenz 2024 in Köln, Deutschlands Fachveranstaltung für die Film- und TV-Branche.

Renzo Wellinger hat für das Magazin *Glamour* im August 2023 die für ihn neun wichtigsten Near-Future-Produktionen vorgestellt: „*Weird City*“ (2019, YouTube Original); „*Black Mirror*“ (2011 Channel 4, Netflix); „*Arcadia*“ (2023, ARD-Mediathek); „*Peripherie*“ (2022, Amazon Prime); „*Silo*“ (2023, Apple TV+); „*Upload*“ (2020, Amazon Prime); „*Tender Hearts*“ (2023, Sky); „*The Handmaid’s Tale*“ (2017, Amazon Prime); „*The Last of Us*“ (2023, Sky) <https://www.glamour.de/artikel/dystopische-serien>, Zugriff 02.06.2024. Ohne Anspruch auf Vollständigkeit und im Bewusstsein fließender Grenzen zu anderen Genres wären auch „*Extrapolations*“ (Apple TV+), „*Westworld*“ (Sky), „*See-Reich der Blinden*“ (Apple TV +) oder „*Hot Skull*“ (Netflix) zu nennen.

8 https://www.zeit.de/kultur/film/2014-05/real-humans-serie-staffel-zwei-arte?utm_referrer=https%3A%2F%2Fwww.google.com%2F, Zugriff 04.06.2024.

verfließende Trennung zwischen Zukunft und Gegenwart. Im Laufe der Serie gehen Menschen und Hubots immer tiefere soziale Beziehungen miteinander ein. Dabei wird ein ganzes Figurespektrum an Humanoiden entworfen. Mit den Staffeln findet auch hier eine Steigerung statt, bei der die Grenzen zwischen Menschen und Robotern schleichend immer unkenntlicher werden. Menschen beginnen Interesse an transhumanen Sexualitäten zu entwickeln, und in jugendlichen Subkulturen wird es interessant, mit dem „Passing“ (Garfinkel 1967) als Hubot zu spielen, d. h. sich so zu stylen und zu bewegen, dass sie von anderen überzeugend als Hubot wahrgenommen werden.

Hubots dienen dabei als Figuren des Übergangs (Dietzsch 2024), die in der Serie „echten Menschen“ zum Verwechseln ähnlich sind. Sie sind z. T. kodierte, ehemals existente menschliche Personen und müssen im Zweifel mit Wärmebildgeräten unter den Menschen ausfindig gemacht werden. Menschen und Roboter werden durch koevolutionäre Vorgänge mehr und mehr gezwungen und ermöglicht, sich Fragen nach ihrem Sein zu stellen. Wer sind wir und was macht den Unterschied zwischen uns aus? Mit dem Anknüpfen der nahen Zukunft an das Gewohnte in der Gegenwart und über die Diskursivierung von Ähnlichkeiten wird dabei etwas Paradoxes möglich. Mit den Humanoiden werden faszinierende neue Wesen geschaffen, die dann als das Andere oder gar das Fremde erst wieder entdeckt und erforscht werden, um dann in langsamer Gewöhnung wieder untrennbar in das Soziale verstrickt werden zu können.

Mit ihnen wird damit allerdings nicht nur Neues eingeführt und „selbstverständlich“, sondern mit den humanen Robotern als Übergangsfiguren schmuggeln sich auch etablierte Machtstrukturen ins Posthumane. Dies trifft vor allem auf patriarchale und koloniale Machtmechanismen zu und wird besonders an zwei zentralen Hubotfiguren in *Echte Menschen* deutlich. Vera, die von der Familie als Haushalts- und Pflegeroboter für den Großvater angeschafft worden war, um von der täglichen Betreuungsarbeit zu entlasten, wird nach dem physischen Tod des Großvaters nun in die alltäglichen Vorgänge der Familie integriert. Hier wird im *Sample* mit den anderen Figuren deutlich, dass sie für ein Modell altmodische Haushälterin steht, die rigide und ohne Kompromisse ihre Programmierung abarbeitet. Sie stellt eine anthropomorphe Konsequenz von Selbstoptimierungstechnologien dar und an ihr werden alle Probleme verhandelt, die bei der Kommunikation zwischen silikon-produziertem und carbon-produziertem Wissen auftauchen. Anita/Mimi hingegen ist die zeitadäquate Haushälterin/flexibles Mädchen für alles, eher der Typ *Au Pair*, Liebesobjekt für den Sohn, Ersatzmutter für die kleine Tochter und mit professionellen Qualitäten für eine Anwaltskarriere ausgestattet. Beide Figuren sind Repräsentantinnen des Prinzips *smart wife*, das zwei Digital-Anthropologinnen in ihren Forschungsarbeiten zu digitalen Assistenzsystemen herausgearbeitet haben (Strengers/Kennedy 2020): Sie übernehmen häusliche Aufgaben als Pflegerin, Haushälterin oder emotionale Arbeitskraft, sind Erbringerin sexueller Dienstleistungen, Ware bzw. Ei-

gentum von Männern und potenziell Erzeugerin legitimer Nachkommen (Strengers/Kennedy 2020: 3). Für die darin angelegten und weitertransportierten Abwertungsmechanismen findet die Serie eine klare Bildsprache. Männer schreien die weiblich lesbaren Hubots an oder fassen sie grob und demütigend bei der Nase. Dabei wird deutlich, wie ausgeliefert die Hubots ihren „Herren“ sind.

Shaller verweist in seiner Filmkritik in der ZEIT darauf, dass die Serie die Frage verhandele, „ab wann man bei Robotern von Individualität sprechen kann – und wie sich unsere Welt der von *Real Humans* annähert“⁹. Er vergleicht dies mit Zeitdiagnosen in anderen Zusammenhängen, zum Beispiel im Buch „*Arbeitsfrei*“ von Constanze Kurz und Frank Rieger (beide Sprecher*innen des Chaos Computer Clubs). Ihr Fazit schon damals: „Die Welt von *Real Humans* ist bereits Wirklichkeit.“ Nach dem Erscheinen der Serie entstand im Jahr 2015 in Wien eine medienwissenschaftlich-soziologische Magisterarbeit zur Serie, der der Autor Peter Wenk den Titel: Eine schrecklich posthumane Familie¹⁰ gab. Wenk stellte in dieser Arbeit ebenfalls Bezüge zu bereits real existierenden humanoiden Robotern her, beispielsweise zur japanischen Androidin Aiko Chihara von Toshiba, die 2014 in einem Kaufhaus eingesetzt worden war und eine gewisse Ähnlichkeit mit Anita aus *Echte Menschen* aufweise. Die Vorstellung von Androiden im menschlichen sozialen Raum, so auch sein Resümee, schien somit schon damals nicht mehr weit entfernt. Wie nahe eine solche Zukunft zu diesem Zeitpunkt war (einiges hat sich bereits überholt), wird auch an Bildern deutlich, die 2021 an der Universität Darmstadt gemacht worden sind und damit vielleicht auch schon nahe Zukunft einer nahen Vergangenheit darstellen. Robo Trust, ein vom Zentrum für verantwortungsbewusste Digitalisierung (ZEVEDI) gefördertes Pilot-Projekt in Darmstadt, arbeitete mit humanoiden Robotern ganz ähnlichen Strickmusters. Vor allem mit dem Modell Elenoid¹¹ zeigten sich die damalige Digitalisierungsministerin¹² und die für das Projekt zuständige Professorin in der Vergangenheit gern.¹³

Nicht nur die Grenze zwischen Menschen und Robotern oder zwischen Gegenwart und Zukunft verwischt hier, sondern auch die von verschiedenen Wissensbe-

9 https://www.zeit.de/kultur/film/2014-05/real-humans-serie-staffel-zwei-arte?utm_referrer=https%3A%2F%2Fwww.google.com%2F, Zugriff 04. 06. 2024.

10 <https://docplayer.org/148341900-Diplomarbeit-titel-der-diplomarbeit-real-humans-echte-menschen-filmischer-raum-und-figurenperspektive-in-post-humanen-science-fictionfilmen.html>, Zugriff 04. 06. 2024.

11 https://www.focus.de/digital/kuenstliche-intelligenz-auf-dem-vormarsch-roboterfrau-elenoide-gruselige-schreck-gestalt-oder-voellig-faszinierend_id_9001784.html, Zugriff 04. 06. 2024.
<https://www.youtube.com/watch?v=EU44rXOdL5Y&t=170s>, Zugriff 04. 06. 2024.

12 Die Bilder von 2021 sind inzwischen nicht mehr öffentlich zugänglich.

13 https://www.tudarmstadt.de/universitaet/aktuelles_meldungen/archiv_2/2018/2018quartal2/neuesausdertueinzelansichtbreitespalte_205504.de.jsp, Zugriff 04. 06. 2024.

reichen. Es ist nicht mehr klar, wer wen gelesen hat oder beobachtet, wo Realität und Fiktion sich trennen. Vielmehr mäandern Ideen, Erfahrungen und Erkenntnisse durch verschiedene gesellschaftliche Bereiche, erlangen Verdichtungen und Überzeugungskraft oder nicht, führen entsprechend zu Gewöhnungseffekten durch Wiederholung und gegenseitige Bestätigung, oder nicht. Und es scheinen auch neue Grenzen auf. Die Komplikationen des alltäglichen Zusammenlebens mit Hubots kulminieren in der Familie der Hauptfiguren von *Echte Menschen*, als der Großvater stirbt und einen Hubot von sich selbst zum Geschenk hinterlässt. Das weitere Familienleben erweist sich mit der Einlösung dieser technologischen Fantasie eines *brain uploads* als beständige emotionale Herausforderung, weil auch dieser Hubot spürbar ein Programm abarbeitet und nicht angemessen auf alle Situation reagieren kann. So bringt die posthume Liebeserklärung des Vaters an seine Tochter diese an ihre Grenzen, weil der Effekt dieser Liebeserklärung in ihrer Einmaligkeit liegt, der Hubot sie stattdessen aber ständig wiederholt. Mit solchem vorgeführten Nicht-Funktionieren werden neue Grenzen zwischen dem gezogen, was durch Gewöhnung angeeignet und integriert werden kann und was nicht.

Posthuman otherwise

Es wäre jedoch zu kurzgefasst, wenn hier Posthumanismus nur am Verhältnis von Menschen und Technologien verhandelt würde – und hier komme ich, wie oben angekündigt, zum zweiten Teil meiner Argumentation. Was die Filme nur wenig thematisieren, sind die Verbindungen, Parallelen bzw. Gemeinsamkeiten, die die Digitalisierung zwischen Menschen mit anderen Lebewesen schafft. Deshalb werde ich im Folgenden die kulturwissenschaftliche Perspektive noch etwas weiter verkomplizieren, indem ich mich dem technologisierten Leben „in artenübergreifenden Kollaborationen“ (Bolinski/Rieger 2021) zuwende und dies an einem medialen Geflecht diskutiere, welches sich um eine Situation 2015 in der unter Walbeoachter*innen bekannten Bay Monterey entwickelt hat und das aus verschiedenen Gründen als posthuman bezeichnet werden kann. Der britische Wildlife-Dokumentarfilmer Tom Mustill hatte dort eine ganz besondere Begegnung mit einem Buckelwal, die ihn zu einem Buch bewogen hat, das 2022 im Vereinigten Königreich unter dem Titel „How to Speak Whale. A Voyage into the Future of Animal Communication“ erschienen ist. Darin hat er diese Begegnung aus verschiedenen Richtungen aufgearbeitet. Das Buch stellt für meine Argumentation ein weiteres paradigmatisches Beispiel für posthumane Gewöhnung dar. Zunächst hier die grob skizzierte Erzählung Mustills: Während er mit einer Freundin in einem Kajak saß, stieß der Buckelwal direkt neben ihnen aus dem Wasser. Die beiden Menschen wurden unter Wasser gerissen. Wie durch ein Wunder überlebten sie. Das war jedoch so unwahrscheinlich, dass Mustill zurück an Land zunächst versuchte, am gleichen Abend seine Erfahrung selbst zu begreifen: „I layed down and closed my eyes and burned the image of what had

happened into my memory so that I could never forget it“ (Mustill 2022: 11). Erst als er am anderen Tag wieder Handy-Empfang hatte und sich des Erlebten über die Berichterstattung versichern konnte, traute er sich selbst und seiner Wahrnehmung. Im Video fand er schließlich den Beweis des Geschehenen für sich selbst sowie für andere, die ihm unmittelbar nach dem Geschehen nicht geglaubt hatten. Das Video, das daraufhin Millionen von Menschen auf Bildschirmen sahen, stattete die Begegnung zwischen Mustill und dem Wal erst im Nachhinein mit einem Realitätsanker aus. Einer Biologin aus New York, die besonders auf Wale spezialisiert ist, fiel in diesem Video zudem ein seltsamer Bewegungsablauf des Wals auf. Er habe während des aus dem Wasser Stoßens seine Bahn verändert. Ihre Schlussfolgerung: „I think you two survived because the whale cared about trying not to hit you“ (Mustill 2022: 11). Diese These wurde im Folgenden heftig unter verschiedenen Expert*innen diskutiert, und Mustill war von nun an getrieben von der Idee, verstehen zu wollen, wie es sich anfühlt, ein Wal zu sein. Diese Idee führte ihn auf einen Weg in multimodales Wissen über Wale – und in eine Welt unzähliger Formen von Daten, die durch Drohnen, über Satelliten, Sonden, Sensoren, Kameras und Audiotechnik regelmäßig erhoben werden; über Zeichnungen, Touristenfotos, Datenbanken von *Citizen Scientists* bis hin zu sogenannter Künstlicher Intelligenz und Unterwasser-Robotern. Was scheinbar harmlos als *whale watching* begann, wurde zu einer komplexen und zutiefst technologisch vermittelten posthumanen Erfahrung. Bei Mustill führte dies zu der Erkenntnis, dass die innovativen Tools aktueller Technologien ganz grundlegend verändern, was im Verhältnis von Menschen und nicht-menschlichen Wesen möglich ist (Mustill 2022: 17). Hier nur einige Beispiele: Roger Payne (Mustill nennt ihn „the man who gave the whale its song“) hatte vor vielen Jahren eine Schallplatte mit Walgesängen veröffentlicht, die damals mehr Geld eingebracht hatte als jede Musikplatte. Die Platte, so schrieb er, „hooked children, teenagers and adults on whales for life; appealing not to our reason, but to our emotions“ und „gave the whale its voice in our culture“ (Mustill 2022: 28). Payne lässt sich heute täglich von diesen Walsongs wecken, die er in seinen Wecker einprogrammiert hat. Aber auch *more-than-human*-Archive sind seitdem im Entstehen. Der starke Rückgang von Walpopulationen hat dazu geführt, dass begonnen wurde, die Walgesänge zu sammeln und zu archivieren.

Wenn nun Walklänge in größerem Umfang vorliegen, drängt sich unweigerlich die Frage nach der digitalen Verwendung und Auswertung auf. Und so erstaunt es wenig, dass Mustill in seinem Parforce-Ritt durch die Technologiesgeschichte der Multi-spezies-Beziehungen bei der Frage ankommt: Was wäre, wenn „KI“ in die Erforschung von Walkommunikation eingebunden würde? Denn durch Verarbeitungsmöglichkeiten von Daten, die menschlichen neuronalen Netzwerken ähnlich sind, und mithilfe ständig wachsender Datenbestände, die über *open source* zugänglich sind und auf die zurückgegriffen werden kann, eröffnen sich Möglichkeiten, deren Betrachtung sich lohnt, wenn es um technologisierte Beziehungsgeflechte geht, in denen Menschen

und nicht-menschliche Wesen beteiligt sind. Federführend arbeitet u. a. das Projekt CETI¹⁴ daran, die Kommunikation mit Pottwalen auf eine Art und Weise zu erforschen, die im besten Falle dazu führen soll, die Wale nicht nur zu verstehen, sondern ihre Kommunikation auch anwenden zu können. Schwierigkeiten wurden dabei an verschiedenen Stellen deutlich: Die Menge der vorhandenen Daten war nicht groß genug; die Qualität der Daten war durch den sogenannten *dinner party effect* und die Tatsache, dass sie nicht für den Zweck erhoben worden waren, unzureichend. Aus einer wissenschaftlichen Selbstverständlichkeit heraus betrachtet, die die menschliche Zukunft durch zunehmende Digitalisierung gestaltet sieht, sind dies jedoch Probleme, für die sich annehmen lässt, dass sie über kurz oder lang technisch lösbar sind. Die Entwicklung von CETI in den letzten Jahren zeigt, dass sich zudem immer mehr Menschen mit wissenschaftlicher Expertise für das Projekt engagieren.

Posthumanes „Wir“?

Es gäbe hier noch viel mehr über die mehr-als-menschlichen Verbindungen von Menschen und Walen zu sagen, aber mir geht es hier noch um ein letztes kulturwissenschaftliches Argument, in dem ich auf die übergreifende Vision verweise, die gesellschaftlich von äußerster Bedeutung ist: die Neudefinition eines Verständnisses des Wortes „wir“.

In Shanghai erregte 2022 der erste künstliche Hai Aufsehen.¹⁵ Und auch das öffentliche Aquarium im japanischen Nagoya hat seit einiger Zeit eine neue Attraktion: den Roboterwal der Firma Mannetron.¹⁶ Ob es sich dabei um „disruptive Technologien“ handelt, wird sich noch erweisen müssen. Aber auf jeden Fall werden auch sie begleitet durch Praktiken der Gewöhnung. Schließlich lässt sich mit Lego schon im Kindesalter lernen, wie man einen Wal baut. Und nicht nur das – sogar Mustills Erfahrung des *whale watching* kann bereits als Spielidee eingeübt werden.¹⁷

Was die Near-Future-Dramen und die Arbeit an Roboterwalen oder -haien gemeinsam haben, ist, dass sie die zunehmende Wahrscheinlichkeit vorstellbar machen, dass lebendige Wesen ihre Welten mit technologischen Kopien ihrer Spezies teilen und sie damit umgehen müssen, dass diese nicht mehr unbedingt im Sinne von „disruptiv“ zu erkennen sind. Ohne die Geschichten der einzelnen Figuren zu kennen, lässt sich in Echte Menschen kaum erkennen, wer Hubot und wer ein „ech-

14 „It was perfectly clear to me that nature was under the most appalling assaults, and most people didn't seem to know anything about it. And I thought, what could I do, if the only thing I know about is the sounds that animals make and respond to? And I thought — whales! That's what I could do.“ <https://www.projectceti.org/about>, Zugriff 13. 10. 2022.

15 <https://asianews.network/robot-shark-making-a-big-splash-in-shanghai/>, Zugriff 25.05.2024.

16 <https://www.mannetron.com/nagoya-aquarium-robotic-whale>, Zugriff 04.06.2024.

17 <https://ideas.lego.com/projects/0466e891-55cb-4722-9a46-9b19d42b87a5>, Zugriff 04.06.2024.

ter“ Mensch ist. Dies wird noch verkompliziert, indem menschliche Figuren sich im Hubot-Passing versuchen. Im Vergleich mit dem Roboter-Hai wird zudem deutlich, was ich bereits in anderen Forschungen beobachten konnte (Dietzsch 2021, 2023): Digitale Technologien verarbeiten menschliches und nicht-menschliches Leben informationstechnisch auf ähnliche Weise, und so erscheint es nur zwangsläufig, wenn nicht nur Menschen, sondern auch andere Spezies „kopiert“ werden. Es konnte hier nur angedeutet werden, was das für das Soziale bedeuten kann. Hier öffnet sich noch ein weites Feld für den empirischen Posthumanismus, wie ihn Oliwia Murawska vorschlägt.

Im Bezug auf die Strukturen der Gewöhnung, die meinen Ausgangspunkt bildeten, lässt sich zusammenfassen, dass posthumane gesellschaftliche Zusammenhänge durch zwei widersprüchliche Tendenzen charakterisiert zu sein scheinen. Während die marktgebundene, technologische Entwicklung vor allem auf Innovation als Disruption zielt, wird damit ein wichtiger Stabilitätsmechanismus von Alltag – nämlich Gewohnheit – systematisch unterlaufen. Gewöhnung muss darauf immer wieder neu ausgerichtet werden und wird vielleicht auch deshalb gerade besonders sichtbar. Near-Future-Serien führen Verstörung als alltägliche Erfahrung vor und zeigen Wege zu deren Bearbeitung auf. Sie erzeugen vorsorglich Vorstellbarkeiten, indem Unvorstellbares möglich und durch sinnvolle und erfolgreiche Einbindungen in alltägliche Praxen handhabbar zu werden scheint. Sie antizipieren Probleme oder potenzielle Konflikte und spielen modellhaft Lösungsmöglichkeiten durch. Ob und auf welche Weise Wale, Haie oder welche anderen Spezies dabei neue Verwandte im Sinne Donna Haraways „kin“ (Haraway 2015) werden und welchen Platz digitale Technologien zukünftig in den Assemblagen der Gewöhnung einnehmen, wird nicht nur davon abhängen, welche neuen Nähen und Zugänge damit möglich werden, sondern auch davon, welche Verständnisse von posthuman sich für Visionen von naher Zukunft gesellschaftlich durchzusetzen vermögen und warum.

Literatur

- Bausinger, Hermann. 1961. *Volkskultur in der technischen Welt*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Bolinski, Ina und Stefan Rieger. 2021. „Eine Lebenswelt von allen für alle: Zur Programmatik der Multispecies Communities.“ *Navigationen* 21 (1): 7–29.
- Braidotti, Rosi. 2013. *Posthumanismus: Jenseits des Menschen*. Frankfurt a. Main: Campus Verlag.
- Braidotti, Rosi. 2021. Posthumanes Wissen. *Navigationen* 21 (1): 217–241.
- Cress, Torsten, Oliwia Murawska und Annika Schlitte, Hrsg. 2023. *Posthuman? Neue Perspektiven auf Natur/Kultur*. Paderborn: Brill.
- Dietzsch, Ina. 2021. „Digitalisierung in der Landwirtschaft und Neuverhandlungen von Leben.“ In *Ländliches vielfach? Leben und Wirtschaften in erweiterten sozialen Entitäten*, hrsg. von Michaela Fenske, Arnika Peselmann und Daniel Best, 87–112. Würzburg: Verlag Königshausen & Neumann.

- Dietzsch, Ina. 2023. „Digitale Landwirtschaft untersuchen: Method(olog)ische Überlegungen zu einem neuen Forschungsfeld.“ *Hamburger Journal für Kulturanthropologie* 16 (1): 29–45.
- Dietzsch, Ina. 2024. „Humanoide Roboter: Umkämpfte Materialisierungen von Künstlicher Intelligenz.“ In *Öffentliche Diskurse um neue Technologien und die Rolle der Kulturwissenschaften*, hrsg. von Johannes Moser und Libuse Veprek, 85–108. Bielefeld: transcript.
- Funke, Gerhard. 1958. „Gewohnheit als philosophisches Problem.“ *Philosophisches Jahrbuch* 67: 327–364.
- Garfinkel, Harold. 1967. *Studies in ethnomethodology* (Social and political theory). Cambridge: Polity Press.
- Haraway, Donna. 2015. „Anthropocene, Capitalocene, Plantationocene, Chthulucene: Making Kin.“ *Environmental Humanities* (6): 159–165. <https://doi.org/10.1215/22011919-3615934>.
- Hayles, N. Katherine. 1999. *How we Became Posthuman: Virtual Bodies in Cybernetics, Literature, and Informatics*. Chicago/London: University of Chicago Press. <https://doi.org/10.7208/chicago/9780226321394.001.0001>.
- Hengartner, Thomas. 2012. „Technik – Kultur – Alltag: Technikforschung als Alltagsforschung.“ *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 106: 117–139.
- Hörning, Karl H. 2001. *Experten des Alltags: Die Wiederentdeckung des praktischen Wissens*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Housley, William. 2015. „Disruptive Technologies, Social Transformation and the Socio-Digital [Online].“ *The Sociological Review Magazine*. <https://thesociologicalreview.org/collections/digital-sociology/disruptive-technologies-social-transformation-and-the-socio-digital/>. Zugriff 04.06.2024.
- Korff, Gottfried. 1993. „Die Wonnen der Gewöhnung.“ In *Alltagskultur passé? Positionen und Perspektiven volkskundlicher Museumsarbeit*, hrsg. von Gottfried Korff und Hans-Ulrich Roller, 18–33. Tübingen: TVEKW.
- Loh, Janina. 2018. *Trans- und Posthumanismus zur Einführung*. Hamburg: Junius Verlag.
- Murawska, Oliwia. 2023. „Empirischer Posthumanismus: Wir sind schon immer posthuman gewesen.“ *Zeitschrift für empirische Kulturwissenschaft* 119 (2): 223–246. <https://doi.org/10.31244/zekw/2023/02.05>.
- Mustill, Tom. 2023. *How to Speak Whale: A Voyage into the Future of Animal Communication*. London: William Collins.
- Strengers, Yolande und Jenny Kennedy. 2020. *The Smart Wife: Why Siri, Alexa, and Other Smart Home Devices Need a Feminist Reboot*. Cambridge und London: The MIT Press. <https://doi.org/10.7551/mitpress/12482.001.0001>.
- Volbers, Jörg. 2018. „Gewohnheit.“ In *Handbuch Pragmatismus*, hrsg. von Michael G. Festl, 101–107. Stuttgart: J.B. Metzler. https://doi.org/10.1007/978-3-476-04557-7_14.

Friederike Faust, Carmen Grimm, Beate Binder, Jérémy Geeraert, Todd Sekuler

Crimscapes

Kulturanthropologische Perspektiven auf Politiken der Kriminalisierung

Friederike Faust, Carmen Grimm, Beate Binder, Jérémy Geeraert, Todd Sekuler
Crimscapes: Cultural Anthropological Perspectives on the Politics of Criminalisation

Abstract: At the end of the last century, criminalisation has become a globally accepted mode of governing social problems. Using two policy fields, sea rescue in the Mediterranean and combating hate speech on the internet, we propose a cultural anthropological perspective on the punitive turn and the politics of criminalisation. Using the concept of crimscapes, we describe the dynamic landscapes that unfold around criminal justice interventions, in which new figures of threat and vulnerability emerge, moral orders are restructured and new constellations of actors and practices are brought to the fore. By relating different policy fields, understood as local articulations of global dynamics of criminalisation, the concept also points to the ambivalences of this policy, which can also have an enabling and protective effect alongside exclusionary, stratifying and punitive effects. This underlines the need for critical cultural anthropological research that highlights the ambivalences and contradictions of criminalisation and contributes to an informed critique that is not based solely on normative evaluations, but can also draw attention to unintended effects and contradictions in political debates.

Keywords: Criminalisation, Punishment, Anthropology of Policy, Legal Anthropology, Search & Rescue, Hate Speech

Im März 2018 verbot der damalige italienische Innenminister Matteo Salvini Schiffe, die zur Rettung geflüchteter Menschen im Mittelmeer unterwegs waren, die Einfahrt in italienische Häfen. Kurz darauf folgte die maltesische Regierung dieser Entscheidung. In der Folge wurden Seenotrettungsschiffe, die Häfen ohne Genehmigung anliefen, oft für mehrere Monate, teils für Jahre festgehalten. Flankiert und gesellschaftlich legitimiert wird die Kriminalisierung humanitärer Hilfe, indem die Besatzungen als Schmuggler oder deren Kollaborateur:innen figuriert werden, vor denen es die Festung Europa, vor allem aber Migrant:innen selbst zu schützen gelte.

Etwa zeitgleich wurde auf bundesdeutscher wie EU-Ebene das Vorgehen gegen Hassrede im Internet intensiviert. In Deutschland sind Online-Plattformen mit mehr als zwei Millionen Nutzer:innen gesetzlich verpflichtet, strafbare Postings umgehend zu identifizieren und zu entfernen. Die ergriffenen Maßnahmen können als Reaktionen auf eine Serie von hasserfüllten Gewalttaten in den USA, Deutschland und

anderen westeuropäischen Ländern verstanden werden. In deren Folge wird Hassrede als Ursache für Gewalt eingeschätzt und als ernst zu nehmende Bedrohung für liberale Demokratien wahrgenommen, da sie Bürgerbeteiligung und demokratische Meinungsbildungsprozesse hemmt und soziale Gleichheit bedroht.

Die beiden Beispiele – der Kampf gegen Seenotrettung und gegen Hassrede im Internet – folgen zwar unterschiedlichen Logiken, wie wir im Folgenden genauer zeigen werden, verweisen aber auf eine übergreifende Dynamik, die wir in unserem Forschungsprojekt „CrimScapes: Navigating citizenship through European landscapes of criminalisation“ untersucht haben.¹ In diesem Beitrag schlagen wir eine kulturanthropologische Perspektive auf Politiken der Kriminalisierung vor, die unterschiedliche Politikfelder zueinander in Beziehung setzt. Unsere These ist, dass die Zusammenschau ethnografischer Fallstudien es ermöglicht, die widersprüchlichen Dynamiken und Effekte eines Regierens durch Kriminalisierung in ihrer lokalen Situiertheit wie ihren globalen Verflechtungen sichtbar zu machen. Die vorgeschlagene Herangehensweise vermag zu zeigen, wie und mit welchen Folgen Politiken der Kriminalisierung Akteur:innen, Materialitäten und moralische und rechtliche Ordnungen re-arrangieren. Geschaffen werden auf diese Weise *crimscales* – Landschaften der Kriminalisierung, in denen Überwachung, Kontrolle und Strafe schwer zu bewältigende Alltagswelten hervorbringen. Wir werden zunächst erläutern, was es bedeutet, von Kriminalisierung als (neuem) Modus des Regierens zu sprechen, und daran anschließend eine kulturanthropologische Perspektive auf Kriminalisierung vorstellen. Im Weiteren werden wir anhand der eingangs eingeführten Fallbeispiele ausschnitthaft die Umsetzung dieses Ansatzes vorführen, um zum Schluss die widersprüchlichen und ambivalenten Logiken der neuen Regierungsstrategie sowie Möglichkeiten einer feldbezogenen Kritik übergreifend zu diskutieren.

1 „CrimScapes: Navigating citizenship through European landscapes of criminalisation“ wurde durch das NORFACE Joint Research Programme „Democratic governance in a turbulent age“ innerhalb von Horizon 2020 gefördert, ko-finanziert durch: Agence nationale de la recherche, Deutsche Forschungsgemeinschaft, Research Council of Finland und National Science Centre, Poland. Das internationale Team forschte neben den beiden hier diskutierten Feldern zum Frauenstrafvollzug und zur Ersatzfreiheitsstrafe in Deutschland, zum Umgang mit HIV/AIDS in Finnland sowie zu Abtreibung, Drogenkonsum und Sexarbeit von Migrant:innen in Polen (www.crimscapes.de). Danken möchten wir an dieser Stelle unseren Kolleg:innen Agata Dziuban, Justyna Struzik, Agata Chelstowska, Juulia Kela, Salla Sariola, Tiia Sudenkaarne und Mathilde Darley für die gemeinsame Projektarbeit sowie unseren außeruniversitären Kooperationspartnern für ihre Unterstützung. Außerdem bedanken wir uns herzlich bei den zwei anonymen Reviewer:innen für konstruktive Anregungen zu diesem Artikel.

Kriminalisierung als (neuer) Modus des Regierens

Ausgangspunkt unseres transnationalen Projekts war die Beobachtung, dass seit den 1970er-Jahren ein „Zeitalter des Strafers“ (Fassin 2018) eingeläutet wurde. Eine repressive Kriminalpolitik, getrieben von einer neuen Phänomenologie der Angst, hat sich, so Comaroff und Comaroff (2016), von ihrem Epizentrum in den USA global ausgebreitet. Angestoßen vom neoliberalen Umbau des Staates wird der Sozialstaat sukzessive von einem strafenden Staat durchdrungen. Soziale Probleme werden seither vermehrt von Polizei, Gerichten und Gefängnissen bearbeitet – mit der Folge, dass vor allem ökonomisch schwache und rassifizierte Personengruppen in restriktiver Weise regiert werden (Hall et al. 2017; Wacquant 2000, 2009). So werden Regierungs- und Disziplinierungsstrategien fortgeführt, die in Kolonialismus, Sklaverei und Industrialisierung wurzeln (Gruber 2021; Laufenberg/Thompson 2021; Vitale 2017). Sozialwissenschaftler:innen identifizierten den von den USA ausgehenden „punitive turn“ (Young 2003) sowie die damit einhergehende „Kultur der Kontrolle“ (Garland 2001) auch in Frankreich (Fassin 2018) und Deutschland (Hess et al. 2007).²

Die neue, politische Lager überbrückende Pönologie begegnet abweichendem Verhalten mittels Responsibilisierung, Vergeltung, Unschädlichmachung und Versicherheitlichung. Orchestriert wird sie durch verwaltungstechnisch und versicherungsmathematisch begründete Risikoberechnungen, die Kriminalität zu verwalten suchen, statt sie in ihren Ursachen zu bekämpfen (Feeley/Simon 1992). Im Zuge dessen werden Tätertypen, soziale Gruppen, Gelegenheiten und Räume mithilfe von algorithmisch gesteuerter Polizeiarbeit und antizipierender Gefahrenanalysen poliziert. Aus dem Blick geraten die Straftäter:innen selbst, ihre biografischen und sozioökonomischen Umstände und entsprechende Möglichkeiten der Resozialisierung (Belina 2018; Feeley/Simon 1992).³ Die Politik der Kriminalisierung umfasst somit weit mehr als eine bloße Reform der Justiz- und Sozialpolitik. Sie markiert eine grundlegende Verschiebung in der sozialen, ökonomischen, politischen, rechtlichen, ethischen und kulturellen Ordnung (Comaroff/Comaroff 2016: xv). Erschwert wird eine gesamtgesellschaftliche Auseinandersetzung mit alternativen Konzepten sozialer oder transformativer Gerechtigkeit sowie mit abolitionistischen Ansätzen (Loick/Thompson 2022). „Governing through crime“ (Simon 2007) kann in dieser

- 2 Die kriminologischen Befunde zu einer punitiven Wende in Deutschland sind uneindeutig, vor allem aufgrund der Vielzahl möglicher Indikatoren, die zur Messung herangezogen werden können. So gehen in Deutschland die Gefangenenzahlen zurück und die Einstellungen der Justiz sind nicht punitiver geworden. Zugleich wurden immer neue Straftatbestände eingeführt und Kontrolle und Überwachung v. a. im Bereich der Prävention ausgedehnt (Schlepper 2014).
- 3 In der BRD wurde Resozialisierung erst in den 1970er-Jahren im Zuge der großen Strafrechtsreform zum primären Vollzugsziel erklärt und löste damit den Sühne- und Vergeltungscharakter des Strafrechts ab (Ramsbrock 2020). Anders als in den USA wurde das Primat der Resozialisierung in der Folgezeit immer wieder durch das Bundesverfassungsgericht gestärkt.

spezifischen Konstellation als neuer Regierungsmodus bezeichnet werden, zumal Kriminalität auch zur Referenzgröße geworden ist, mit der Bürger:innen ihre Regierungen und Mitbürger:innen anrufen, kritisieren und in die Pflicht nehmen. Comaroff und Comaroff schlussfolgern daher, dass Kriminalität (sbekämpfung) inzwischen zu „*the metaphysical optic by means of which people across the planet understand and act upon their worlds*“ geworden sei (2016: 8, Hervorhebung im Original).

Entsprechend hat sich auch ethnografische Forschung in jüngster Zeit vermehrt den Praktiken des Strafens (Bens 2022; Clarke 2019; Fassin 2017a; Sieferle 2021, 2023), Kriminalisierens (Chetstowska/Ignaciuk 2023), Polizierens (Beek et al. 2023; Fassin 2017b; Leser 2020; Sausdal 2021; Schmidt 2022), der Überwachung (Eisch-Angus 2018), des Vigilantismus (Ivasiuc 2022; Pratten/Sen 2007; Sekuler 2024) und der (privatisierten) Versicherheitlichung (Diphooorn 2015; Schwell/Eisch-Angus 2018) zugewendet. Beschrieben und in ihren Effekten kritisch diskutiert werden in diesen Studien die repressiven, grenzziehenden, subjektivierenden und stratifizierenden Effekte von Kriminalisierung.

Neben solchen Analysen, die auf Punitivität und Sicherheit fokussieren, stellen andere Arbeiten, vor allem aus den Gender und Queer Studies, die doppelte Dynamik von Recht als restringierend und befähigend ins Zentrum, indem sie an einem Widerspruch ansetzen (Dave 2012): Einerseits war die feministische Kritik an der Strafjustiz und deren impliziten Gendernormen, an Vorstellungen von privat/öffentlich und an Vergewaltigungsmymen in dem Sinne erfolgreich, als dass sie etwa zur Erweiterung von Sexualstraftatbeständen und zur Sensibilisierung für Geschlechterungleichheit beigetragen hat (Crenshaw 1991; Kotiswaran 2014; Schulhofer 1995). Andererseits bleiben die Versuche, mittels Staat und Strafrecht Geschlechtergerechtigkeit und Gewaltschutz zu erwirken, in den staatlichen und damit auch patriarchalen Logiken gefangen, in denen diese Institutionen verankert sind (Brown 1995). Auch in Feldern queerer Politik wurde diese Widersprüchlichkeit aufgezeigt, da Versuche, mittels Strafrecht, Schutz und Ermächtigung zu erlangen, zugleich gendernormative und rassifizierte Imaginationen von Täterschaft und Opfer perpetuieren können (Donovan/Barnes 2018; Haritaworn 2010). Gegen Formen der Komplizenschaft, die feministischer und queerer Aktivismus mit dem strafenden Staat eingeht (Bernstein 2012; Haley et al. 2019), wird argumentiert, dass durch strafrechtsbasierte Politiken sexistische und rassistische Straf- und Polizierweisen eher gestärkt (Gruber 2009), zudem vor Gericht heteronormative Geschlechterdynamiken gefestigt werden (Hlavka/Mulla 2021; Smart 1989). Darüber hinaus führe die Übersetzung politischer Forderungen aus Bewegungskontexten in Strafrecht dazu, dass rechtliche Logiken die Vorstellungen und Werte sozialer Bewegungen überschreiben und verschieben (Smart 1989). Zwar eröffnet das Recht, Rechte zu haben, Handlungsräume, verändert Anerkennungsregime und kann emanzipatorisches Potenzial entfalten. Doch letztlich bieten die im Recht bereitgestellten, grundsätzlich eindimensiona-

len Subjektpositionen die alleinigen Bezugspunkte der Klage, wodurch bestehende Differenzrelationen stabilisiert werden und intersektional verwobene Ungleichheitsregime unberücksichtigt bleiben (Brown 2011: 457–469). Ausgehend von dieser Ambivalenz meinen wir, dass (straf-)rechtsbasierte Politiken nicht generell zurückgewiesen werden, sondern zunächst die Effekte und das *Wie* des Engagements mit Recht genauer in den Blick genommen werden sollten, um die staatliche Vereinnahmung und Engführung emanzipatorischer und transformativer Bestrebungen differenzierter beurteilen zu können (Haley et al. 2019; Terwiel 2020).

Unsere Untersuchung unterschiedlicher Felder der Kriminalisierung knüpft hieran an. Wir folgen zunächst dem Befund, dass Politiken der Kriminalisierung weit verbreitet und transnational verflochten sind, warnen aber zugleich vor einer generalisierenden Beurteilung, da diese riskiert, Partikularitäten, Widersprüche, transformatorische Potenziale und Leerstellen zu übersehen (Schultheis 2020). Mit der analytischen Relationierung unterschiedlicher Felder der Kriminalisierung beharren wir auf einer ethnografisch fundierten Betrachtung, um die Effekte dieses ambivalenten Regierungsmodus in seiner Komplexität aufzuzeigen. Auf diese Weise können auch jene strafjustiziellen Bestrebungen und aktivistischen Mobilisierungen verstanden werden, die strafende und sanktionierende Effekte in Kauf nehmen, um Schutz und Emanzipation für bestimmte Subjekte zu erlangen. Nicht zuletzt erlaubt diese Herangehensweise, die Situiertheit globaler Politiken deutlich zu machen. Denn *dass* Politiken der Punitivität und Kriminalisierung globale Verbreitung und gesellschaftliche Resonanz gefunden haben, erscheint uns unbestreitbar. *Wie* sie sich lokal ausgestalten, bleibt jedoch eine empirisch offene Frage. Wir werden nun erst das von uns entwickelte Konzept *crimscares* genauer vorstellen, bevor wir auf die beiden eingangs eingeführten Politik- und Forschungsfelder Seenotrettung und Hass im Internet eingehen, die wir abschließend in der Zusammenschau diskutieren.

Crimscares: Landschaften der Kriminalisierung ethnografieren

Kriminalisierung umfasst unserem breit angelegten Verständnis nach neben der Ausdehnung und Intensivierung des Strafrechts, der Polizeiarbeit und der Strafjustiz auch die Produktion von Kriminalitätsfiguren (Geeraert et al. 2024), die Restrukturierung moralischer Ordnungen und die Herstellung von Gefühlen der Verletzbarkeit und Bedrohung. Dieser Blick ist inspiriert von der *anthropology of policy* (Binder 2014; Shore et al. 2011), die überzeugend argumentiert, Politiken nicht als eindimensionale Top-down-Prozesse zu verstehen. Das gilt auch für rechtsbezogene Politiken und staatliche Strategien des Regierens: Erst indem die mannigfachen Wege, die Politiken in sozialen Welten nehmen, in den Blick genommen werden, kann nachgezeichnet werden, wie unterschiedliche Akteur:innen diese Politiken im Alltag interpretieren und in konkrete Praktiken übersetzen. Es kann gezeigt werden, wie sich Maßnahmen der Kriminalisierung artikulieren, mit welchen Legitimationsstra-

tegien auf (auch rechtsbezogene) Politiken hingewirkt wird oder diese selbst, wie im Fall des Vigilantismus (Sekuler 2024), erzeugt werden.

In Anbetracht gesellschaftlicher Straflust, medial perpetuierter Kriminalitätsfurcht, einem wachsenden Markt für Sicherheitstechnologien und -dienstleistungen sowie zivilgesellschaftlicher Rufe nach Schutz durch staatliche Kontrolle fassen wir Kriminalisierung als weit mehr als die von ‚oben‘ beschlossene Ausdehnung und Intensivierung der Strafjustiz. Zusammengehalten werden die rechtlichen, politischen, ökonomischen, medialen und gesellschaftlichen Prozesse durch Infrastrukturen und Imaginationen des Il/Legalen. Sie finden zudem Ausdruck in der Durchdringung der Alltagssprache mit einem strafrechtlichen Vokabular (Valverde 2003) und der Gleichsetzung von Gerechtigkeit mit (gesprochenem) Recht (Clarke 2019).

Aus der *anthropology of policy* wie aus den *feminist legal studies* übernehmen wir die Überlegung, dass Politiken der Kriminalisierung selbst produktiv sind und den Umgang mit dem Nicht-Erwünschten präfigurieren (Baer/Elsuni 2021; Binder 2021; Shore et al. 2011). Sie beziehen sich auf und schaffen zugleich neue Subjektpositionen wie auch Figuren der Bedrohung und Schutzbedürftigkeit – unter den Paradigmen der Sicherheit und Prävention, die (straf-)rechtliches Eingreifen legitimieren (Schwell 2015). Kriminalisierung ist damit stets (auch) ein Aushandeln der legitimen Mitgliedschaft in politischen Gemeinschaften. (Potenzielle) Straftäter:innen und kriminalisierte Menschen stellen nicht bloß eine Bedrohung für andere Menschen, Eigentum oder eine abstrakte Allgemeinheit dar, sondern bilden aufgrund ihres Potenzials, die Grenzen des Akzeptablen zu überschreiten, auch eine epistemische Gefahr für moralische Ordnungen (Dziuban et al. 2022).

Anschließend an Appadurais (1996) globalisierungstheoretische Konzeption globaler Flüsse verweist das Suffix *-scape(s)* darauf, dass globale Dynamiken stets im Lokalen in Form situierter Assemblagen produziert werden. Auch Landschaften der Kriminalisierung erstrecken sich über verschiedene gesellschaftspolitische Ebenen, von Nachbarschaften über NGOs und private Unternehmen bis hin zu staatlichen und transnationalen Institutionen, sowie über unterschiedliche Politikfelder.⁴ *Crimscapes* ist einerseits als ein dynamisches globales Gefüge zu denken, das sich andererseits in Form vielzähliger lokaler Ausprägungen – *crimscapes* im Plural – um konkrete Anliegen, wie Hassrede oder Seenotrettung, artikuliert und in diesen zugleich hergestellt wird.⁵ Das Konzept *crimscapes* ermöglicht damit, jenem Arbeitsauftrag nach-

4 Eine Anthropologie der Kriminalisierung erfordert also methodische Mobilität über nationale Grenzen hinweg, wodurch auch ein methodologischer Nationalismus verhindert wird (Sausdal/Vigh 2019: 7), der rechtsbezogenen Untersuchungen oft unterlegt ist.

5 Das Konzept *crimscapes* wurde gemeinsam mit einigen unserer europäischen Partner:innen im Projekt „CrimScapes“ entwickelt. Konkret tragen Beate Binder, Lina Bonde, Agata Dziuban, Friederike Faust, Jérémy Geeraert, Todd Sekuler und Justyna Struzik die Autor:innenschaft dieses Konzepts.

zukommen, den Sausdal und Vigh (2019: 7) für eine anthropologische Kriminologie formuliert haben: gleichzeitig die Partikularität konkreter Formen der Rechtsverletzung, -setzung und -durchsetzung zu erfassen und diese als Artikulationen größerer gesellschaftlicher Problematiken zu verstehen. Damit wird, wie wir im Folgenden anhand der Seenotrettung und der Hassrede zeigen werden, der Blick frei für die Vielzahl an Praktiken, mit denen unterschiedliche Akteur:innen(-gruppen), von Jurist:innen und Verwaltungsbeamt:innen über Polizei und Sicherheitsdienste bis hin zu besorgten Bürger:innen und kriminalisierten Personen, diese Politik zum Leben erwecken, sie anpassen, umgestalten und zu umgehen versuchen, auf diese Weisen täglich (durch) die Landschaft navigieren und dabei globale Politiken hervorbringen und mitgestalten.

Seenotrettung, oder: die Schaffung einer feindlichen Umgebung

2022 spitzte sich der migrationspolitische Konflikt innerhalb der EU erneut zu, und am 12. November forderten Italien, Malta und Zypern in einem gemeinsamen Schreiben schließlich ein entschlossenes Vorgehen gegen die zivile Seenotrettung. Das straf- und verwaltungsrechtliche Vorgehen gegen Seenotrettung hat sich inzwischen als Drohmittel etabliert, um sich gegen eine als unfair empfundene Verteilung von Geflüchteten zu wehren.⁶ Auf Kosten der Leben von tausenden Migrant:innen werden regelmäßig Einfahrverbote in Häfen erlassen, die ebenso regelmäßig zu Rechtsbrüchen durch diejenigen führen, die sich diesen Verboten aus humanitären Gründen widersetzen (Statewatch 2020). Deutlich wird hier, wie eng Seenotrettung mit zentralen EU-Politiken und -Prinzipien verflochten ist: Nicht nur stellt die Kriminalisierung der Seenotrettung ein wesentliches Element in der Praxis europäischer Migrations- und Grenzpolitik dar, über sie wird auch die europäische Zusammenarbeit und die Verteilung von Pflichten und Lasten problematisiert. Wir zeigen im Folgenden, wie um die strafrechtliche Verhinderung von Seenotrettung ein höchst umkämpftes und damit dynamisches Gefüge entstanden ist, in dem sich unterschiedliche Rechtsgebiete, politische Interessen und ökonomische Rationalitäten kreuzen. Über die Regierungslogiken hinaus erstreckt sich dieses Gefüge über verschiedene gesellschaftliche Ebenen, wie ein Blick auf das Handeln von NGOs und Geflüchteten sowie sich anschließenden politischen und rechtlichen Reaktionen zeigt. Wir argumentieren, dass sich dabei eine feindliche Umgebung bildet, die einerseits das Agieren

6 Die Analyse basiert auf Daten einer Feldforschung, die zwischen September 2019 und Februar 2024 durchgeführt wurde. Zum methodischen Einsatz kamen dabei eine sechswöchige teilnehmende Beobachtung bei einer Seenotrettungsorganisation, 26 Interviews mit Aktivist:innen verschiedener Organisationen, die Migrant:innen an den europäischen Außengrenzen unterstützen, und Gespräche mit Vertreter:innen öffentlicher Institutionen (Frontex, spanisches Verkehrsministerium).

für Seenotretter:innen wie auch für in Seenot Geratene erschwert, andererseits aber auch zur Heroisierung und Unterstützung der ‚Retter:innen‘ beiträgt.

Als im Oktober 2013 zwei Schiffsunglücke innerhalb weniger Tage zum Tod von mehr als 600 Migrant:innen führten, riefen Medien und NGOs eine humanitäre Krise im Mittelmeer aus (Cuttitta 2017). Ab diesem Zeitpunkt konnte das Sterben im Mittelmeer nicht länger ignoriert werden. Medial perpetuierte Bilder, wie das des ertrunkenen syrischen Jungen Alan Kurdi, hoben die Verletzbarkeit der Migrant:innen hervor. Damit wurde Seenotrettung (wie auch die gesamte europäische Migrationspolitik) nicht nur als technisches, (see-)rechtliches und politisches, sondern zugleich als ethisches Thema verhandelbar. Die Rahmung dieser Ereignisse als humanitäre Krise verlangte eine institutionelle Antwort, die kurz darauf unter dem Credo der Humanitarisierung der Grenzpolitik folgte (Aas/Gundhus 2015; De Lauri 2018): Bereits wenige Tage nach den Schiffsunglücken startete die damalige italienische Regierung die Operation Mare Nostrum mit dem primären Ziel der Seenotrettung. 2015 folgten zivile Organisationen mit sogenannten Search&Rescue-Aktivitäten (S&R). Doch schon bald gab es politischen Gegenwind: Die europäische Agentur Frontex warf Italien und der Operation Mare Nostrum vor, mit der Rettung in Seenot geratener Menschen als Pull-Faktor für irreguläre Migration zu fungieren (Cuttitta 2018). Obwohl diese Behauptung inzwischen faktisch entkräftet wurde (Cusumano/Villa 2021), dient sie weiterhin als zentrales Argument für die rechtliche und politische Reglementierung von ziviler Seenotrettung. Diese Sicht der Lage schließt nicht nur an konservative und rechte Imaginationen der Bedrohung durch (illegalisierte) Migration an, sondern gliedert den politischen Umgang mit Seenotrettung auch in die Versuche ein, Migration durch Kriminalisierung zu verhindern. Mittels *frame-jacking*, also der Aneignung bestimmter Menschenrechtsdiskurse zu entgegengesetzten, anti-emanzipatorischen Zwecken (Bob 2012; Cusumano/Bell 2021), erlaubt sie auch die Übernahme des von der Seenotrettung selbst geschaffenen Legitimationsrahmens des Humanitarismus und der Vulnerabilität: Durch die Vergleiche mit Schleuser:innen und Menschenhändler:innen bzw. durch die Unterstellung der Zusammenarbeit mit diesen wird Seenotrettung selbst demoralisiert und als eine Bedrohung für das Leben geflüchteter Menschen darstellbar.

Mare Nostrum wurde nach einem knappen Jahr durch die Operation Triton unter Leitung von Frontex ersetzt. Triton verfügt nicht mehr über ein explizites Mandat zur Seenotrettung, sondern soll Grenzen sichern und Schleuseraktivitäten bekämpfen. Flankiert wird Triton durch weitere Maßnahmen, die die humanitäre Krise vorgeblich bekämpfen, dabei jedoch die Abschreckungs- und Abschottungspolitik stärken, etwa indem Abkommen mit EU-Nachbarländern geschlossen werden. Die Diskursverschiebungen und neuen institutionellen und rechtlichen Arrangements auf nationaler und europäischer Ebene haben dazu beigetragen, die europäische Abschreckungs-

politik als Lösungsansatz für die humanitäre Krise weiter zu plausibilisieren und zu installieren, und damit den Weg für die Kriminalisierung der S&R-Aktivitäten geebnet.

Allerdings ist Seenotrettung eine im internationalen Recht verankerte Pflicht und deshalb nicht strafbar. Die Verhinderung und Pönalisierung erfolgt vielmehr indirekt durch die Schaffung einer feindlichen Umgebung: Kontrolle und Überwachung werden mittels vielfältiger Praktiken kontinuierlich intensiviert und dringen in immer weitere Bereiche und soziale Interaktionen vor (Edmond-Pettitt 2018). Zu diesen Praktiken zählt, wie eingangs erwähnt, die sekundäre Kriminalisierung: Unmittelbar mit der Seenotrettung verknüpfte Praktiken und Sachverhalte werden unter Strafe gestellt, etwa die unerlaubte Einfahrt in sichere Häfen. Auch die vom ehemaligen deutschen Verkehrsminister Andreas Scheuer 2020 erlassenen neuen Sicherheitsvorschriften für Sportboote gehören hierzu. Für deutsche NGOs, die den Großteil der S&R-Aktivitäten im Mittelmeer durchführen und dafür eben solche Sportboote nutzen, waren diese Vorschriften zunächst kaum zu erfüllen, sodass sie die Häfen nicht mehr verlassen konnten, ohne ordnungsrechtliche Konsequenzen fürchten zu müssen. Die Ausdehnung punitiver Logik in andere rechtliche und gesellschaftliche Bereiche, wie der Sportbootverordnung, führt zu der Entstehung dessen, was Beckett und Murakawa (2012) als „shadow carceral state“ bezeichnen: die Ausweitung strafenden Handelns über Strafrecht, Gerichte und Gefängnisse hinaus mittels „institutioneller Annexion“ (Beckett/Murakawa 2012: 222) und „legaler Hybridität“ (ebd.: 232). Dies umfasst z. B. zivilrechtliche und administrative Prozeduren, die in Haftstrafen münden können, die Schaffung zivilrechtlicher ‚Alternativen‘ für als ungültig erklärte strafrechtliche Vorschriften oder die Einbeziehung des Strafrechts in verwaltungsrechtliche Verfahren in einer Weise, die die staatliche Strafverfolgungsgewalt stärkt. Die Punitivität wird auf diesen (Um-)Wegen nur noch schwer als solche erkennbar, wie folgender Ausschnitt aus einem Interview von Jérémy Geeraert mit einer Anwältin einer deutschen S&R NGO verdeutlicht:

„Erkläre das den Leuten erstmal, was genau da passiert ist. Das ist halt superkomplex, versteckt in irgendeiner Verordnung [...]. Sicher, es klingt erstmal gut, Sicherheitsstandards an NGO-Schiffen sollen sich erhöhen. [...] Aber dass das als Werkzeug benutzt wird, um die Tätigkeit an sich zu verhindern, das muss man... da braucht man erstmal einen Zeitungsartikel, der irgendwie einen gewissen Absatz hat, damit man das erklärt.“ (Anwältin einer deutschen S&R-NGO, März 2022)

Es ist also nicht nur die rechtliche, administrative und praktische Be- und Verhinderung von mit Seenotrettung verknüpften Praktiken, sondern auch die Etablierung diskursiv-moralischer und semiotisch-materieller Rahmen, hier die ‚Sicherheit auf NGO-Booten‘, die die Seenotrettung in den Bereich der strafbaren Handlungen rückt und zugleich diesen Akt der Kriminalisierung verdunkelt.

Eine zweite Praktik, eine feindliche, verhindernde Umgebung zu etablieren, zeigt sich bei der näheren Betrachtung tatsächlich angeregter Strafverfahren. Auffallend an den Prozessen, beispielsweise gegen das unerlaubte Einfahren in Häfen, ist, dass sie in Hinblick auf Verurteilung und Bestrafung nur selten erfolgreich sind; die meisten Strafverfahren gegen Aktivist:innen endeten mit Freisprüchen (Statewatch 2020). Trotz erfolgloser Verfahren erschwert und verhindert die Mobilisierung der Strafjustiz die Seenotrettung. Erstens etablieren selbst erfolglose Verfahren assoziative Verbindungen zur Illegalität. Durch ihre mediale und öffentliche Thematisierung wird Seenotrettung mit Imaginationen des Illegalen und Kriminellen verflochten – obwohl sie de jure legal ist (Cusumano/Bell 2021). Zweitens unterbinden langjährige gerichtliche Prozesse und die zeitweilige Konfiszierung der Schiffe de facto deren Einsatz im Mittelmeer für mehrere Jahre und fungieren zugleich als Zermürbungstaktik, wie die Anwältin erklärte:

„Ob [die Kriminalisierung der Seenotrettung, Anm. JG] moralisch richtig ist, ist nicht immer die Frage, oder ob das dann letztendlich vor Gerichten standhält, ist auch nicht die Frage, sondern die Frage ist, wie viel nimmt das weg von der Person, die da mit drin ist, die das gemacht hat davor, wie sehr wird die dadurch abgefickt und macht die Arbeit nicht mehr. Das ist das einzige Ziel von Repression.“ (Anwältin einer deutschen S&R-NGO, März 2022)

Strafprozesse, selbst wenn sie nicht mit einer strafrechtlichen Verurteilung enden, behindern die angeklagte Gruppe und ihr Handeln, etwa indem sie zermürben, Angst verbreiten, finanzielle Mittel reduzieren und materielle Ressourcen konfiszieren. Wird Kriminalisierung von S&R als eine feindliche Umgebung bzw. Landschaft verstanden, so kann sie – über bloße strafrechtliche Verfahren hinaus – als komplexes Gefüge aus Politiken, Rechten, Praktiken, Diskursen, Figuren und Imaginationen verstanden werden.

Aufgrund der vielen und sich häufig ändernden Rechts- und Verordnungsvorschriften zeigt sich diese Landschaft als besonders komplex *und* dynamisch. Die bereits angedeutete Vielzahl an relevanten Verordnungen und Gesetzen wird dadurch multipliziert, dass sich Seenotrettung auch geografisch in mehreren Rechtsräumen bewegt und neben den unterschiedlichen nationalen Gesetzen auch internationales und EU-Recht tangiert. Die nur schwer zu durchschauende Komplexität wird durch die schnelle Veränderung rechtlicher Regulierungen potenziert. So wurde die Verordnung des deutschen Verkehrsministers aufgrund einer Gegenklage von einer NGO zwar wieder zurückgenommen, doch folgte kurze Zeit später eine italienische Gesetzesinitiative mit neuen Auflagen:

„In Italien ist jetzt die Rechtsauffassung, dass die Boote, die du benutzt, um zielgerichtet Menschen zu retten, so ausgestattet sein müssen wie ein Boot, was genauso viele Passagiere registriert hat. Das heißt also, wenn ich 800 Menschen retten will,

dann brauch' ich ein Kreuzfahrtschiff [*ironisch*].“ (Interview mit dem Vorstand einer deutschen S&R-NGO, April 2021)

Landschaften der Kriminalisierung können permanent in Veränderung begriffen sein und damit als unsichere und unberechenbare Umgebungen wahrgenommen werden, in denen die Möglichkeiten für zukünftiges Handeln ungewiss sind. Die Etablierung von Handlungsrouninen ist daher kaum möglich.

Undurchsichtigkeit und Veränderlichkeit der rechtlichen Landschaft führen dazu, dass NGOs und Aktivist:innen permanent ihre Praxis und Strategien erproben, anpassen und neu justieren müssen, um ihre Ziele weiterhin verfolgen zu können. Aber sie agieren nicht nur re-aktiv. Wie die oben erwähnte Gegenklage gegen die deutsche Sportbootverordnung deutlich macht, sind sie selbst aktiv daran beteiligt, die Landschaft mitzugestalten und in die feindliche Umgebung zu intervenieren, etwa indem bestimmte Kriminalisierungsstrategien direkt infrage gestellt oder sogar angeeignet werden. Besonders deutlich wird letztere Taktik an dem medial viel beachteten Prozess gegen die Kapitänin der Seawatch 3, Carola Rackete. So berichtet der Vorstand einer kleinen deutschen S&R-NGO, wie der Prozess unerwartete positive Effekte für ihre Arbeit in dem Sinne entfaltete, dass Kriminalisierung delegitimiert werden konnte und sich ihnen neue Handlungsoptionen eröffneten:

„Ja, das ist relativ verständlich und normal, [...] also wie Medien halt so funktionieren, die brauchen halt Protagonisten, und die Carola Rackete war sehr praktisch, weil die ist nicht so dumm, und ist eine Frau, und das hat natürlich viele Vorteile. Also gerade für die ARD war das schon ein Glücksfall, also medial. [...] Und das ist natürlich sehr schön für Spendensammlung zu machen und sowas, also das hat natürlich Vorteile. [...] Es ist dann günstig, wenn wir das kontrollieren können, dann ist es sehr gut, weil du hast dann einen Protagonisten oder eine Protagonistin, und ich würde das auch selber machen.“ (Interview mit dem Vorstand einer deutschen S&R-NGO, April 2021)

Vor dem Hintergrund des hohen moralischen Kapitals der Aktivist:innen, akquiriert durch den von ihnen kontinuierlich verteidigten Menschenrechts- und Humanitarismuskurs und der Sympathie vieler großer Medien, gelingt es Aktivist:innen, nicht nur Spendengelder und damit wichtige Ressourcen einzuwerben. Sie schaffen es auch, der von der Gegenseite entworfenen Figur des:der Seentretter:in als Schmuggler:in eine neue soziale Figur entgegenzuhalten, nämlich die der:des kriminellen Held:in (Geeraert 2024). Diese Figur vermag eine alternative moralische Ordnung zu stärken, die auf den Prinzipien der Solidarität und der Verteidigung der Menschenrechte beruht und an den Topos des zivilen Ungehorsams anschließt. Die kriminellen Held:innen werden als mutige und ethisch motivierte Bürger:innen dargestellt. In ihrem Kampf für Gerechtigkeit und für Menschen in Not sind sie bereit, Regeln oder Gesetze zu brechen, die gemessen an übergeordneten ethischen Prin-

zipien ungerecht erscheinen. Ihr Handeln ist selbstlos und altruistisch, aber auch idealistisch. In den Medien und im öffentlichen Diskurs verkörpern die kriminellen Held:innen die humanistischen und christlichen Werte der EU, die die europäische Grenzpolitik ansonsten zynisch missachtet. Die Konstruktion der Gegenfigur der:des kriminellen Held:in führt eine substanzielle Kritik an der Kriminalisierung der Seenotrettung ein: Sie bekräftigt die moralische und ethische Pflicht, Menschen vor dem Ertrinken zu bewahren, als den migrationspolitischen Interessen übergeordnet. Sie stellt grundlegend infrage, dass die Todesfälle an den Grenzen unausweichlich und daher hinzunehmen sind. Sie dekonstruiert die Vorstellung, dass Seenotrettung unmoralisch und illegitim ist. Zugleich führt sie vor, wie Strafjustiz für politisch unmoralische Zwecke genutzt werden kann, und enttarnt damit Strafrecht und -verfahren als vermeintlich politisch neutrale Instrumente (Geeraert 2024).

Obwohl die Kriminalisierung der Seenotrettung auch deshalb gesellschaftlich befürwortet wird, weil sie Sicherheitsgefühle vermittelt, verweist sie rechtfertigend vor allem auf ihren Zweck, Leben zu schützen und Menschenrechtsverletzungen zu verhindern. Während diese Argumentationslogik vor dem Hintergrund EUropäischer Abschreckungspolitik und Grenzziehungen perfide erscheinen mag, zeigt sie sich im folgenden Beispiel, der Kriminalisierung von Hassrede im Internet, zunächst eingängig. Hier treten die Paradoxien des Strafrechts auf andere Weise zutage.

Hate Speech Online, oder: zur Regulierung affektiver Landschaften

Als es im Sommer 2015 im Zuge der großen Migrationsbewegung vermehrt zu gewalttätigen Übergriffen auf und hasserfüllten Demonstrationen gegen Geflüchtete und Migrant:innen kam, traf sich der damalige deutsche Justizminister Heiko Maas mit Vertreter:innen von Facebook, um eine effektivere Bekämpfung von Hassrede in sozialen Netzwerken anzustoßen.⁷ Kurz darauf erschütterten die terroristischen Attentate in Paris (2015) und Brüssel (2016) die Öffentlichkeit. Die EU-Kommission verabschiedete daraufhin zusammen mit einigen der größten Anbieter sozialer Medien den „Code of conduct on countering illegal hate speech online“, eine freiwillige Vereinbarung über ein konsequentes Vorgehen gegen Online-Hass. Auf Bundesebene kündigte das 2017 erlassene Gesetz zur Verbesserung der Rechtsdurchsetzung in sozialen Netzwerken (Netzwerkdurchsetzungsgesetz, NetzDG) ein härteres Vorgehen

7 Von 2020 bis 2023 umfasste die Feldforschung zu dieser *crimscape* teilnehmende Beobachtung bei Trainings und Workshops zum Umgang mit Hassrede in Deutschland, bei Konferenzen zur Regulierung von Hassrede in Deutschland und auf der europäischen Ebene, Analysen relevanter politischer Debatten und dokumentierter Gesetzesänderungen sowie exemplarischer Gerichtsfälle. Zudem wurden 20 Interviews mit Akteur:innen geführt, die in unterschiedlicher Weise am Umgang mit Online-Hass in Deutschland beteiligt sind, darunter Mitarbeiter:innen staatlicher und nichtstaatlicher Initiativen sowie privater Unternehmen.

an: Unter anderem verpflichtete es Betreiber sozialer Medien fortan unter Androhung von Bußgeldern, ein Beschwerdemanagement zu etablieren sowie gemeldete Inhalte zu überprüfen und gegebenenfalls zu löschen.

Auf diese ersten Ansätze zur Kriminalisierung folgten alsbald weitere: 2019 und 2020 lösten die rechtsextremen Attentate von Halle, Hanau und Kassel Entsetzen, Empörung und Mitgefühl aus, weckten das Gefühl eines dringenden Handlungsbedarfs und plausibilisierten weitere Verschärfungen bestehender Gesetze und konsequentere Strafverfolgung. So sollte schließlich das NetzDG dahingehend novelliert werden, dass Betreiber sozialer Netzwerke fortan nicht nur verpflichtet wären, kriminalisierte Inhalte innerhalb kürzester Zeit zu löschen, sondern diese zusammen mit der entsprechenden IP-Adresse auch der neu geschaffenen Zentralen Meldestelle für strafbare Inhalte im Internet des Bundeskriminalamts (BKA) zu melden. Dieser legislative Prozess vollzieht sich bis heute in einem umkämpften gesellschaftlichen und politisch-rechtlichen Spannungsfeld. Auf der einen Seite mobilisiert die gesellschaftliche, mediale und politische Thematisierung der gewalttätigen und tödlichen Übergriffe konkrete Vorstellungen der Bedrohung durch und der Schutzbedürftigkeit vor rechter und menschenfeindlicher Gewalt. Dieser Diskurs evoziert Dringlichkeit und legitimiert damit die weitere Kriminalisierung von Hassrede. Auf der anderen Seite formiert sich Widerstand gegen diese Politik. Einerseits warnen Nichtregierungsorganisationen, wie HateAid und Hassmelden, die sich selbst dem Kampf gegen Online-Hass verschrieben haben, davor, dass Freiheitsrechte mehr als nötig beschnitten werden könnten.⁸ Andererseits wird die Kriminalisierung unter anderem von der Alternative für Deutschland (AfD) als Form des „digitalen Totalitarismus“ diskreditiert, bei der politisch unliebsame Meinungen als Hass deklariert und zensiert würden (Deutscher Bundestag 2021: 25687). Debatten über Kriminalisierung gehen damit über Fragen des *Ob* hinaus: Sie verhandeln die Grenzen dessen, was unter Bürger:innen als akzeptabel gelten soll und loten Grenzen und Bedingungen staatlicher Eingriffe aus. Jenseits der generellen Fragen nach der Legitimität von Kriminalisierung geht es also um das *Wie* einer akzeptablen Kriminalisierung.

Die Gesetzesnovelle wurde aufgrund von Verstößen gegen Prinzipien des freien Handels, des Datenschutzes und der Unabhängigkeit kurz darauf wieder außer Kraft

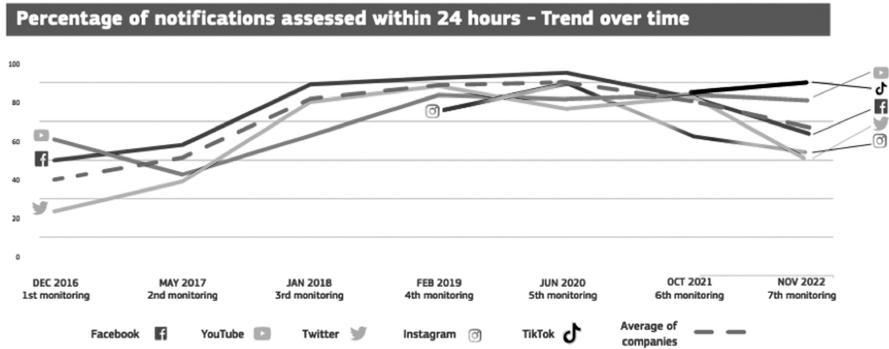
8 Beispielsweise in einer Stellungnahme zum Gesetzesentwurf, gemeinsam verfasst mit anderen zivilgesellschaftlichen Organisationen: ichbinhier e. V. et al. (2020).

gesetzt.⁹ Dennoch hat sie im Zusammenspiel mit ihrer Vorgängerin, EU-Richtlinien und unternehmerischen Selbstverpflichtungen eine institutionelle Landschaft mit zahlreichen Akteur:innen und Praktiken zur verstärkten Kriminalisierung von Hassrede erschaffen. Neben der neu eingerichteten Meldestelle beim BKA sind dies u. a. neue Einheiten bei der Polizei und in den Justizbehörden, Anlaufstellen und Beauftragte bei den Medienanbietern und zahlreiche NGOs, die sich entweder neu gegründet oder ihr Tätigkeitsfeld auf diesen Bereich ausgedehnt haben. Zugleich sind bei den Anbietern selbst immer neue Positionen und Berufsfelder zum rechtlichen, organisatorischen, technischen und algorithmischen Umgang mit den Postings geschaffen worden. Schließlich sind Dienstleistungsfirmen entstanden, die im Auftrag der Netzwerk-Anbieter Content-Moderator:innen einstellen, um den rechtlichen Anforderungen gerecht zu werden. Zusammengehalten wird diese neue Akteurskonstellation durch das, was Nizan Shoshan (2016) als „affective relations“ beschreibt. Emotionen, sei es der Hass selbst oder die verletzten, angsterfüllten und empörten Reaktionen auf diesen, legitimieren und motivieren Handlungen, etwa Demonstrationen oder gar Attentate, aber auch Gesetzesverschärfungen, intensivere Überwachung und Strafverfolgung sowie vigilante Interventionen und setzen diese sinnhaft miteinander in Beziehung (Sekuler 2024). Auf diese Weise wird eine affektiv aufgeladene, rechtlich strukturierte und institutionell aufgegliederte Landschaft mit ethischen und politischen Prinzipien geschaffen, in der eine zunehmende Kriminalisierung permanent um Plausibilität und Legitimität ringt und sich ihre – oft unvorgesehenen – Wege bahnt.

Angeregt durch den oben erwähnten „Joint code of conduct on countering illegal hate speech online“, organisieren NGOs gemeinsam mit der EU-Kommission jährlich ein Monitoring: Innerhalb eines festgelegten Zeitraums durchforsten beauftragte NGOs die sozialen Netzwerke, um strafbare Inhalte aufzuspüren und diese den entsprechenden Netzwerk-Anbietern zu melden. Anschließend beobachten sie, wie schnell und gewissenhaft die etablierten Verfahren der Content-Moderation reagieren. Zu beobachten ist also nicht nur die Privatisierung der Strafverfolgung, indem Unternehmen die Bewertung und anschließende Sanktionierung mittels Löschung der Inhalte übernehmen (Aswad 2016; Schmidt 2022; Yar/Steinmetz 2019: 222–232), sondern auch eine verstärkte formelle Integration von NGOs in das Überwa-

9 Zunächst hatte der Bundespräsident seine Unterschrift aufgrund datenschutzrechtlicher Konflikte mit dem Grundgesetz verweigert. Die überarbeitete Version wurde kurz nach Inkrafttreten vom Kölner Verwaltungsgericht für nichtig erklärt, da sie mit dem Herkunftslandprinzip der EU-Richtlinie über den elektronischen Geschäftsverkehr konfiguriere, die festlegt, dass Unternehmen nur den Gesetzen jener Staaten unterworfen sind, in denen sie registriert sind. Außerdem verletze sie die Richtlinie für audiovisuelle Medien, da die zur Überwachung geschaffene Stelle beim BKA nicht die erforderliche Unabhängigkeit aufweise.

chungssystem. Hierdurch entfaltet sich eine eigene Dynamik. Auf mehreren Konferenzen, die Todd Sekuler im Rahmen seiner Feldforschung 2022 besuchte, lobten einige NGO-Vertreter:innen und Politiker:innen die erhöhte Geschwindigkeit und verbesserte Effizienz der Content-Moderation. Diese Verbesserungen wurden durch das Monitoring-Projekt evaluiert und in Form von Grafiken in digitalen Publikationen visualisiert.



Quelle: Reynders 2022, 2–3

Die Visualisierungen fungieren dabei nicht nur als Abbildung bisheriger (erfolgreicher) Beseitigung von Hassrede. Indem sie eine kausale Verbindung zwischen intensivierter Überwachung und effizienterer Beseitigung suggerieren, stellen sie die existierende politisch-rechtliche Landschaft als erfolgreich – und somit legitim – dar. Auffallend ist die Verlagerung von Überwachung und Regulierung (durch Löschung) in den zivilgesellschaftlichen wie auch privatwirtschaftlichen Sektor: NGOs und Unternehmen setzen nicht nur die staatlichen und transnationalen Kriminalisierungspolitiken um. Die unternehmerische Selbstregulierung dient auch dazu, durch eigenes Aktiv-Werden weiteres staatliches Eingreifen zu verhindern. In diesem Sinne führen jene Bestrebungen, die weitere staatliche Kriminalisierung zu verhindern suchen, zu einer verstärkten Regulierung der affektiven Landschaften. Hier wird ersichtlich, wie Politiken der Kriminalisierung weit über staatliche Institutionen hinaus von anderen Akteur:innen entsprechend ihrer eigenen Motive tradiert werden.

Niemand kennt das Ausmaß dieser Dynamik besser als die Content-Moderator:innen, die massenhaft und kostengünstig von weltweit operierenden Unternehmen unter schlechten Arbeitsbedingungen angestellt werden. Wegen der Geheimhaltung, zu der die Mitarbeiter:innen vertraglich verpflichtet sind, führte Sekuler mehrere anonymisierte Interviews mit einzelnen Angestellten durch, um ein möglichst umfassendes Verständnis der alltäglichen Praktiken, Relationen und Subjektivierungen zu erlangen und zu verstehen, wie sie diese anspruchsvolle und emotional anstrengende Arbeit navigieren. Eines der Interviews fiel zufällig in die Zeit des

jährlichen Monitoring-Projekts und es stellte sich heraus, dass sich der Content-Moderator der Beobachtung seiner eigenen Arbeit bewusst war. Die Moderator:innen waren von ihren Vorgesetzten angewiesen worden, in dieser Zeit eine größere Anzahl gemeldeter Inhalte zu entfernen als sonst üblich. Hinter dieser Anweisung steckt das marktwirtschaftlich gesteuerte Interesse der Netzwerk-Anbieter, beim Monitoring gut abzuschneiden und damit öffentlichkeitswirksam das eigene Image zu verbessern. An dieser Stelle verflochten sich marktwirtschaftliche und liberal-politische Rationalitäten mit dem Effekt der intensivierten Regulierung. Der liberal-politische Einsatz der NGOs zielt darauf ab, Einzelpersonen vor Verletzungen und Übergriffen zu schützen und ihre Teilhabe am öffentlichen Raum des Internets zu sichern. Das marktwirtschaftliche Interesse hingegen richtet sich auf die Produktion von Zahlen, visualisiert in ansteigenden bunten Graphen, die letztlich den Erfolg der Überwachungsmechanismen belegen und zur Profitabilität des Unternehmens beitragen sollen. Dabei haben Content-Moderator:innen und ihre Vorgesetzten gelernt, wie sie am besten die numerischen Erfolge erzielen können, die die Institutionen des Monitorings von ihnen erwarten und für die sie zum Teil auch bezahlt werden. Auf diese Weise verhelfen die unterschiedlichen Akteur:innen weit entfernt von den regierenden und verwaltenden Institutionen, die den „Joint code of conduct on countering illegal hate speech online“ ausgearbeitet haben, eben jenen Vorschriften zu einem eigensinnigen sozialen Leben – ein Leben, das unvorhergesehene Effekte entfalten kann.

Als Sekuler sich im Dezember 2021 mit Vertreter:innen des Monitoring-Projekts in den Räumen einer deutschen NGO traf, erklärte der Koordinator, dass die Organisation nicht mehr an der jährlichen Übung teilnehmen werde. Die emotionale Belastung, die mit der Verarbeitung der schwierigen Bilder und hasserfüllten Texte einhergehe, sei für die teilnehmenden Mitarbeiter:innen zu groß. Offensichtlich werden gerade die NGO-Mitarbeiter:innen und die Content-Moderator:innen der Dienstleistungsunternehmen zu Empfänger:innen des sprachlichen Hasses und der gewaltvollen, grausamen Bilder. Hinter den bunten Graphen, die die Reduzierung von Hass und Gewalt suggerieren, verbirgt sich die Umverteilung und Verdichtung dieser belastenden Inhalte auf eine kleine Personengruppe (Comaroff/Comaroff 2016: 169). Wie die Interviewten schilderten, potenzierte sich die Belastung durch Frust und Erschöpfung, ausgelöst durch den enormen Druck, eine Mindestanzahl an Posts zu melden bzw. zu entfernen in Verbindung mit mangelhafter psychologischer Betreuung, zu wenig Erholungspausen und erschwerter arbeitsrechtlicher Interessenvertretung. Auch wenn die Arbeitsbedingungen in Strafverfolgungsbehörden etwas besser sind, zeichnet sich insgesamt eine deutliche Ungleichverteilung ab: Indem Online-Hass durch politische und rechtliche Prozesse und gemeinnützige und kommerzielle Strukturen umgeleitet wird, trifft er statt der sogenannten allgemeinen Bevölkerung oder marginalisierten Gruppen eine große Zahl von Berufstätigen – und

zwar in einer alltäglichen, kontinuierlichen und stark kondensierten Form. Mit anderen Worten sind die „affektiven Anteile“ (Shoshan 2016: 17) dieser Politik höchst ungleich verteilt.

Je nach Land und Institution, über die sie angestellt sind, kommen Content-Moderator:innen aus mehr oder weniger prekären Lebensverhältnissen. Bei den in Berlin lebenden Moderator:innen, die bei einer großen, privaten Online-Plattform Inhalte für ausländische Märkte regulieren, handelt es sich vor allem um Migrant:innen, die zwar über eine Berufsausbildung verfügen, jedoch aufgrund begrenzter Deutschkenntnisse oder der Nicht-Anerkennung ausländischer Abschlüsse wenig Aussicht auf eine Beschäftigung in ihrem erlernten Beruf haben. Content-Moderator:innen sind oft Menschen, die unter nicht gerade idealen Bedingungen und mit minimalen Ressourcen leben und für die die ständige Konfrontation mit Hass und Gewalt zu einer weiteren Destabilisierung ihrer ohnehin schon prekären Lebensbedingungen führen kann. Während die Moderator:innen Strategien entwickeln, um auf individueller und kollektiver Ebene damit umzugehen, setzen die Arbeitgeber:innen z. B. Geheimhaltungsvereinbarungen oder das Verbot von Smartphones am Arbeitsplatz ein, um ‚Kollateralschäden‘ der Kriminalisierung von Online-Hass unsichtbar zu machen und den Erfolg dieser Politik nicht in Zweifel zu ziehen.

Wie die Fallstudie zur Kriminalisierung von Hass im Internet deutlich macht, ist Kriminalisierung zwar einerseits als Instrument zum Schutz und zur Befähigung gefährdeter und marginalisierter Gruppen gemeint, hat aber andererseits unerwartete negative Folgen für jene, die an der Umsetzung der Maßnahmen beteiligt sind. Die in Gang gesetzte Schadens(um)verteilung führt dazu, dass die Instrumente, die entwickelt wurden, um die bestehenden Strukturen zu überwachen und zu bewerten, eine Ambivalenz hervorbringen: Ein Ziel der Überwachung ist es, Zahlen zu erzeugen, die Verbesserungen suggerieren, auch wenn deren Bedeutung möglicherweise nicht mit dem übereinstimmt, was sie zu messen vorgeben. Das komplexe Zusammenspiel zwischen der Verteilung des Schadens und den Instrumenten, die zur Überwachung und Bewertung der bestehenden Strukturen entwickelt wurden, unterstreicht die Notwendigkeit, die Grenzen wie auch unbeabsichtigte Folgen der eingesetzten kriminalisierenden Maßnahmen gegen Online-Hassrede kritisch zu reflektieren.

Zum Schluss: Ambivalenz und Kritik der Kriminalisierung

Wir haben die beiden Politikfelder im Sinne des *crimsapes*-Konzepts als heterogene und dynamische Landschaften konzeptionalisiert und gezeigt, wie Kriminalisierung neue Rationalitäten, Praktiken und Akteurskonstellationen über staatliche, zivilgesellschaftliche und privatwirtschaftliche Bereiche sowie kommunale, nationale und transnationale Ebenen hinweg ins Leben ruft. Beide *crimsapes* verstehen wir als situierte Artikulationen des sich seit längerem global ausbreitenden Trends, soziale Probleme vornehmlich im Register des Un-/Rechtmäßigen und Il/Legalen und mit-

tels Strafrecht, Polizei und (Straf-)Justiz zu bearbeiten. Deutlich machen konnten wir in beiden Beispielen, dass die zum Einsatz gebrachten Werkzeuge der Kriminalisierung je eigene Logiken entfalten und eigene Formen der Interaktion entstehen lassen. In beiden Fällen geht die Kriminalisierung über das Bestrafen und die Institutionen der Strafjustiz hinaus, sie umfasst vielmehr eine unübersichtliche Landschaft, durch die Akteur:innen navigieren müssen. Im Feld der Seenotrettung ist zu beobachten, wie die Handlungsräume, die aus humanitären und menschenrechtlichen Gründen notwendig und geboten erscheinen, durch die Grenzsicherungsmaxime der EU-Migrationspolitik beschnitten werden. Im Feld des Online-Hasses führt die organisierte Unterbindung von Hassrede nicht nur für bestimmte Personen zu unerträglichen Arbeitsbedingungen, sondern erzeugt auch Reibungen zwischen dem allgemeinen Schutz von Grundrechten, einem individuellen Anspruch auf persönliche Integrität und unternehmerischem Handeln.

Abschließend möchten wir in der Zusammenschau beider Beispiele den analytischen Nutzen unseres Zugangs sowie die dadurch sichtbar werdenden Ambivalenzen der Kriminalisierung herausstreichen und nach den Möglichkeiten kulturanthropologischer Kritik fragen. Nebeneinander betrachtet unterstreichen die beiden Beispiele den Beitrag, den das kulturanthropologisch angelegte Konzept *crimscales* zur Erforschung von Prozessen der Kriminalisierung leisten kann. Im Sinne des Forschungsparadigmas einer „anthropological criminology 2.0“ (Sausdal/Vigh 2019) wollen wir nicht nur empirisch fundiert Wissen generieren, sondern eine global argumentierende kritische Kriminologie mitentwickeln, die zu erklären vermag, wie Kriminalität und Kriminalisierung sich über verschiedene Räume und auf unterschiedlichen Skalen ausbreiten. Wir schlagen mit *crimscales* ein Konzept vor, das diese globalen Ausdehnungen greifen und zugleich den Besonderheiten lokaler Artikulationen gerecht werden kann. In diesem Sinne bieten wir der sich jüngst auch in Europa formierenden *anthropology of crime and criminalisation*¹⁰ ein konzeptionelles Werkzeug an, mit dem die einzelnen Felder mittels ethnografischer Studien in ihren Dynamiken und Relationen untersucht und mit anderen Feldern produktiv in Beziehung gesetzt werden können. Auch wenn beide Felder unterschiedlichen Logiken folgen, verweisen sie auf dieselbe Tendenz: Kriminalisierung erscheint als zwar umstrittenes, aber effektives Mittel, um unerwünschte Praktiken und Subjekte zu regulieren, die als störend für die moralische, politische oder ökonomische Ordnung wahrgenommen werden. Ihre Legitimität kann diese Regierungsstrategie jedoch nicht mehr (allein) daraus gewinnen, dass sie einer (imaginierten) Mehrheit Sicherheit verspricht. Vielmehr bedarf sie des Arguments – so fadenscheinig es im Falle der Seenotrettung auch sein mag und so überzeugend im Falle der Hassrede – vulnerablen Gruppen Schutz zu bieten.

10 Kürzlich gründete sich das EASA Network Anthro Crime: <https://www.anthrocrime.net>

Auffallend ist die Dynamik beider Landschaften. Mittels immer neuer Straftatbestände sowie darauf reagierender Versuche, diese anzufechten, zu umgehen, durchzusetzen oder zu erweitern, entsteht eine unübersichtliche Gemengelage aus moralischen Imperativen, rechtlichen Regulierungen und Verwaltungsvorschriften. Das Versprechen der Kriminalisierung liegt darin, dass eine klare Unterscheidung zwischen Gut und Böse möglich ist und Moral und Recht in Einklang gebracht werden können. In der Praxis bleibt dies aufgrund der fortdauernden Unübersichtlichkeit und Komplexität vieler Situationen jedoch meist uneingelöst. Dennoch werden kriminalisierende Politiken häufig durch eine Rhetorik der Alternativlosigkeit begleitet, die weniger auf die Unumgänglichkeit und Folgerichtigkeit politisch-strafrechtlicher Interventionen verweist als vielmehr auf den Versuch, Legitimität herzustellen und andere Wege der Problemlösung zu disqualifizieren. An dieser suggerierten Selbstverständlichkeit muss eine kritisch-kulturanthropologische Forschung ansetzen und zugleich der Versuchung einer vor-empirischen, normativen Verwerfung dieser Politik widerstehen. Denn die Gegenüberstellung der beiden Beispiele zeigt, dass sich Kriminalisierung einer eindeutigen Bewertung entzieht. Während die Kriminalisierung der Seenotrettung wohl bei den meisten sich als progressiv verstehenden Kulturanthropolog:innen (inkl. der Autor:innen) Empörung und scharfe Kritik auslöst, stößt die Strafverfolgung von Hassrede im Internet wohl eher auf Zustimmung oder bedient zumindest die Einsicht, dass der Zweck diesmal doch die Mittel heilige. Durch die Relationierung dieser beiden Felder mithilfe des Konzepts *crimsapes* als zwei höchst unterschiedliche Artikulationen desselben Modus des Regierens wird eine Verallgemeinerung normativer Bewertungen singulärer Fälle allerdings ad absurdum geführt. Vielmehr lädt diese Betrachtung dazu ein, die Janusköpfigkeit dieser Politik in den Blick zu nehmen, die sich in der Gleichzeitigkeit exkludierender und strafender als auch ermöglichender und schützender Effekte als höchst ambivalent zeigt.

Diese Ambivalenz ist bereits in den einzelnen Feldern und den dort entstehenden Subjektpositionen eingelagert. Während die Kriminalisierung von Seenotrettung durch die Behinderung der Tätigkeiten fraglos Leben aufs Spiel setzt und frühzeitige Tode riskiert, hat sie auch nicht-intendierte Effekte, die ihr Vorhaben empfindlich durchkreuzen. Seenotretter:innen werden erst durch die Strafverfahren zur moralisch erhabenen Figur krimineller Held:innen, die Kapital und Unterstützung generieren, öffentliche Meinung beeinflussen und neue politische Handlungskraft freisetzen kann. Demgegenüber stehen die Content-Moderator:innen, die in den neu geschaffenen, prekären Arbeitsverhältnissen ebenfalls die Arbeit ‚der Guten‘ machen, indem sie bestimmte Personen vor Verletzungen durch hasserfüllte Inhalte schützen und einen wichtigen Beitrag dazu leisten, dass soziale Medien als öffentliche Räume nicht nur dominanten Gruppen zugänglich sind. Unsichtbar und zum Schweigen verpflichtet, werden sie jedoch zu neuen Empfänger:innen dieser Inhalte

mit belastenden bis traumatisierenden Folgen. Die Kriminalisierung im Namen des Schutzes und der Befähigung marginalisierter Gruppen produziert also erhebliche Kosten, die von Menschen getragen werden, die sich aufgrund ihrer häufig prekären Situationen nur schwer selbst schützen können.

Das Beleuchten dieser Ambivalenzen erachten wir deshalb als besonders wichtig, da es die generelle Zweischneidigkeit der Kriminalisierung ins Blickfeld rückt. Von dieser ausgehend kann eine Kritik generiert werden, die über moralisch-normative Bewertungen hinausgeht, indem sie empirisch valide auf Beobachtungen und Analysen sozialer Welten aufbaut. Mit Verran (2001) verstehen wir diese Ambivalenzen als *disconcertment*, als einen Moment, in dem sich zwei divergierende normative Bezugspunkte berühren, ohne zugunsten einer Seite aufgelöst werden zu können. Um einen analytischen Beitrag zur Diskussion drängender Fragen über das *Wie* des guten gesellschaftlichen Zusammenlebens zu leisten, gilt es, diesen Unruhezustand so lange wie möglich auszuhalten, um diese Ambivalenzen und Widersprüche so weit wie möglich ausleuchten zu können (Verran 2001). Möglich wird damit eine informierte, in den jeweiligen Feldern selbst gründende Kritik, die unintendierte Effekte, Auslassungen und Widersprüche in den politischen Diskurs (zurück-)bringen bzw. widerständige Praktiken unterstützen kann. Es geht in diesem Sinn darum, durch ethnografisches Arbeiten die Potenziale für transformatorische und emanzipatorische Praktiken aufzuzeigen, die nicht vorausgesetzt werden, sondern aus den Feldern selbst kommend gestärkt werden können. Eine so verstandene kritische Wissenschaft setzt den normativen Maßstab nicht voraus, sondern, und hierin sehen wir den Arbeitsauftrag für zukünftige engagierte Kriminalisierungsforschung, entwickelt ihn in Auseinandersetzung mit Akteur:innen des Felds.

Literatur

- Aas, Katja Franko und Helene O. Gundhus. 2015. „Policing Humanitarian Borderlands: Frontex, Human Rights and the Precariousness of Life.“ *British Journal of Criminology* 55 (1): 1–18. <https://doi.org/10.1093/bjc/azu086>.
- Appadurai, Arjun. 1996. *Modernity at Large: Cultural Dimensions of Globalization*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Aswad, Evelyn. 2016. „The Role of US Technology Companies as Enforcers of Europe’s New Internet Hate Speech Ban.“ *Columbia Human Rights Law Review Online* 1: 1–14. <https://doi.org/10.2139/ssrn.2829175>.
- Baer, Susanne und Sarah Elsuni. 2021. „Feministische Rechtstheorien.“ In *Handbuch Rechtsphilosophie*, hrsg. von Eric Hilgendorf und Jan C. Joerden, 296–303. 2. Aufl. Stuttgart: J.B. Metzler. https://doi.org/10.1007/978-3-476-05639-9_42.
- Beckett, Katherine und Naomi Murakawa. 2012. „Mapping the Shadow Carceral State: Toward an Institutionally Capacious Approach to Punishment.“ *Theoretical Criminology* 16 (2): 221–244. <https://doi.org/10.1177/1362480612442113>.
- Beek, Jan, Thomas Bierschenk, Annalena Kolloch und Bernd Meyer, Hrsg. 2023. *Policing*

- Race, Ethnicity and Culture: Ethnographic Perspectives across Europe*. Manchester: Manchester UP. <https://doi.org/10.7765/9781526165596>.
- Belina, Bernd. 2018. „Perioden der Kriminalisierung im und durch den (west-)deutschen Staat: Zum Wert marxistischer Analysen.“ In *Der Staat in der Sicherheitsgesellschaft*, hrsg. von Jens Puschke und Tobias Singelstein, 172–194. Wiesbaden: Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-658-19301-0_8.
- Bens, Jonas. 2022. *The Sentimental Court: The Affective Life of International Criminal Justice*. Cambridge: Cambridge UP. <https://doi.org/10.1017/9781009072342>.
- Bernstein, Elizabeth. 2012. „Carceral Politics as Gender Justice? The ‚Traffic in Women‘ and Neoliberal Circuits of Crime, Sex, and Rights.“ *Theory and Society* 41 (3): 233–259. <https://doi.org/10.1007/s11186-012-9165-9>.
- Binder, Beate. 2014. „Troubling policies: Gender- und queertheoretische Interventionen in die Anthropology of Policy.“ In *Formationen des Politischen: Anthropologie politischer Felder*, hrsg. von Jens Adam und Asta Vonderau, 363–386. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.1515/transcript.9783839422632.363>.
- Binder, Beate. 2021. „Law in Action aus einer Geschlechterperspektive: Felder und Diskussionen der feministischen empirischen Rechtsforschung.“ *Feministische Studien* 39 (2): 202–224. <https://doi.org/10.1515/fs-2021-0028>.
- Bob, Clifford. 2012. *The Global Right Wing and the Clash of World Politics*. Cambridge: Cambridge UP. <https://doi.org/10.1017/CBO9781139031042>.
- Brown, Wendy. 1995. *States of Injury: Power and Freedom in Late Modernity*. Princeton: Princeton UP. <https://doi.org/10.1515/9780691201399>.
- Brown, Wendy. 2011. „Die Paradoxien der Rechte ertragen.“ In *Die Revolution der Menschenrechte: Grundlegende Texte zu einem neuen Begriff des Politischen*, hrsg. von Christoph Menke und Francesca Raimondi, 454–473. Berlin: Suhrkamp.
- Chetstowska, Agata und Agata Ignaciuk. 2023. „Criminalization, Medicalization, and Stigmatization: Genealogies of Abortion Activism in Poland.“ *Signs: Journal of Women in Culture and Society* 48 (2): 423–453. <https://doi.org/10.1086/722897>.
- Clarke, Kamari Maxine. 2019. *Affective Justice: The International Criminal Court and the Pan-Africanist Pushback*. Durham: Duke UP. <https://doi.org/10.1215/9781478007388>.
- Comaroff, Jean und John Comaroff. 2016. *The Truth about Crime: Sovereignty, Knowledge, Social Order*. Chicago: University of Chicago Press. <https://doi.org/10.7208/chicago/9780226425078.001.0001>.
- Crenshaw, Kimberle. 1991. „Mapping the Margins: Intersectionality, Identity Politics, and Violence against Women of Color.“ *Stanford Law Review* 43 (6): 1241–1299. <https://doi.org/10.2307/1229039>.
- Cusumano, Eugenio und Flora Bell. 2021. „Guilt by Association? The Criminalisation of Sea Rescue NGOs in Italian Media.“ *Journal of Ethnic and Migration Studies* 47 (19): 4285–4307. <https://doi.org/10.1080/1369183X.2021.1935815>.
- Cusumano, Eugenio und Matteo Villa. 2021. „From ‚Angels‘ to ‚Vice Smugglers‘: The Criminalization of Sea Rescue NGOs in Italy.“ *European Journal on Criminal Policy and Research* 27 (1): 23–40. <https://doi.org/10.1007/s10610-020-09464-1>.

- Cuttitta, Paolo. 2017. „Delocalization, Humanitarianism, and Human Rights: The Mediterranean Border between Exclusion and Inclusion.“ *Antipode* 50 (3): 783–803. <https://doi.org/10.1111/anti.12337>.
- Cuttitta, Paolo. 2018. „Repoliticization through Search and Rescue? Humanitarian NGOs and Migration Management in the Central Mediterranean.“ *Geopolitics* 23 (3): 632–660. <https://doi.org/10.1080/14650045.2017.1344834>.
- Dave, Naisargi N. 2012. *Queer Activism in India: A Story in the Anthropology of Ethics*. Durham: Duke University Press. <https://doi.org/10.1515/9780822395683>.
- De Lauri, Antonio. 2018. „Humanitarian Borders: The Merging of Rescue with Security and Control.“ *CMI Brief* 11: 1–4.
- Deutscher Bundestag 2021. „Stenografischer Bericht. 204. Sitzung.“ *Plenarprotokoll 19/204*. Zugriff 29.09.2023. <https://dservet.bundestag.de/btp/19/19204.pdf>.
- Diphoom, Tessa G. 2015. *Twilight Policing: Private Security and Violence in Urban South Africa*. Berkeley: University of California Press. <https://doi.org/10.1525/9780520962507>.
- Donovan, Catherine und Rebecca Barnes. 2018. „Being ‚Ideal‘ or Falling Short? The Legitimacy of Lesbian, Gay, Bisexual and/or Transgender Victims of Domestic Violence and Hate Crime.“ In *Revisiting the ‚Ideal Victim‘: Developments in Critical Victimology*, hrsg. von Marian Duggan, 83–102. Bristol: Policy Press. <https://doi.org/10.56687/9781447339151-011>.
- Dziuban, Agata, Friederike Faust, Todd Sekuler, Justyna Struzik, Lina Bonde und Emily Jay Nicholls. 2022. „HIV/AIDS and its Monsters: Negotiating Criminalisation along the Monster–Human Continuum.“ *European Journal of Cultural Studies* 25 (4): 1047–1065. <https://doi.org/10.1177/13675494211017911>.
- Edmond-Pettitt, Anya. 2018. „Territorial Policing and the ‚Hostile Environment‘ in Calais: From Policy to Practice.“ *Justice, Power and Resistance* 2 (2): 314–334.
- Eisch-Angus, Katharina. 2018. *Absurde Angst: Narrationen der Sicherheitsgesellschaft*. Wiesbaden: Springer. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-20111-1>.
- Fassin, Didier. 2017a. *Prison Worlds: An Ethnography of the Carceral Condition*. Cambridge: Polity.
- Fassin, Didier, Hrsg. 2017b. *Writing the World of Policing: The Difference Ethnography Makes*. Chicago: University of Chicago Press. <https://doi.org/10.7208/chicago/9780226497785.001.0001>.
- Fassin, Didier. 2018. *Der Wille zum Strafen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Feeley, Malcom und Jonathan Simon. 1992. „The New Penology: Notes on the Emerging Strategy of Corrections and its Implications.“ *Criminology* 30 (4): 449–474. <https://doi.org/10.1111/j.1745-9125.1992.tb01112.x>.
- Garland, David. 2001. *The Culture of Control: Crime and Social Order in Contemporary Society*. Chicago: University of Chicago Press. <https://doi.org/10.7208/chicago/9780226190174.001.0001>.
- Geeraert, Jérémy. 2024. „The Hero, the White Savior, and the Smuggler: Criminalized Figures in the Landscape of Solidarity toward Migrants.“ *Studies in Social Justice* 18 (2): 304–322. <https://doi.org/10.26522/ssj.v18i2.4271>.

- Geeraert, Jérémy, Beate Binder, Agata Chełstowska und Salla Sariola, Hrsg. 2024. „Figures of Crime: Victims, Criminals, and Crime-Fighters at the Crossroads of Criminalization and Social Justice.“ *Studies in Social Justice* 18 (2), 192–204. <https://doi.org/10.26522/ssj.v18i2.4618>.
- Gruber, Aya. 2009. „Rape, Feminism, and the War on Crime.“ *Washington Law Review* 84: 581–660.
- Gruber, Aya. 2021. „Policing and ‚Bluelining‘.“ *Houston Law Review* 58 (4): 867–936.
- Hall, Stuart, Chas Critcher, Tony Jefferson, John Clarke und Brian Roberts. 2017. *Policing the Crisis: Mugging, the State and Law and Order*. London/Basingstoke: Macmillan.
- Halley, Janet, Prabha Kotiswaran, Rachel Rebouché und Hila Shamir, Hrsg. 2019. *Governance Feminism: Notes from the Field*. Minnesota: Minnesota University Press. <https://doi.org/10.5749/j.ctvdjrpfs>.
- Haritaworn, Jin. 2010. „Queer Injuries: The Racial Politics of ‚Homophobic Hate Crime‘ in Germany.“ *Social Justice* 37 (1): 69–89.
- Hess, Henner, Lars Ostermeier und Bettina Paul, Hrsg. 2007. *Kontrollkulturen: Texte zur Kriminalpolitik im Anschluss an David Garland* (9. Beiheft, Kriminologisches Journal). Weinheim: Juventa.
- Hlavka, Heather R. und Sameena Mulla. 2021. *Bodies in Evidence: Race, Gender, and Science in Sexual Assault Adjudication*. New York: NYU Press. <https://doi.org/10.18574/nyu/9781479809653.001.0001>.
- ichbinhier e.V., HateAid, Das NETTZ – Die Vernetzungsstelle gegen Hate Speech, No Hate Speech Movement, Hassmelden und Campact e.V. 2020. „Stellungnahme aus der Zivilgesellschaft zu dem Entwurf eines Gesetzes zur Bekämpfung des Rechtsextremismus und der Hasskriminalität.“ *Kriminalpolitische Zeitschrift*, 2020. Zugriff 25.04.2024. https://kripoz.de/wp-content/uploads/2020/09/011720_Stellungnahme_Das-Netz_RefE__Belaeufung-Rechtsextremismus-Hasskriminalitaet.pdf.
- Ivasiuc, Ana. 2022. „The State Cannot Protect Us‘: How Vigilance (Un)Makes the State in Western Europe.“ *Conflict and Society* 8 (1): 106–124. <https://doi.org/10.3167/arcs.2022.080107>.
- Kotiswaran, Prabha. 2014. „Feminist Approaches to Criminal Law.“ In *The Oxford Handbook of Criminal Law*, hrsg. von Markus D. Dubber und Tatjana Hörnle, 59–83. Oxford: Oxford University Press.
- Laufenberg, Mike und Vanessa Thompson, Hrsg. 2021. *Sicherheit: Rassismuskritische und feministische Beiträge*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Leser, Julia. 2020. „On the Sensory Policing of Vices: Morality at Work in a German Vice Squad.“ *Journal of Extreme Anthropology* 4 (1): 22–44. <https://doi.org/10.5617/jea.7358>.
- Loick, Daniel und Vanessa E. Thompson, Hrsg. 2022. *Abolitionismus: Ein Reader*. Berlin: Suhrkamp.
- Pratten, David und Atreyee Sen, Hrsg. 2007. *Introduction. Global Vigilantes: Perspectives on Justice and Violence*. London: Hurst Publishers.
- Ramsbrock, Annelie. 2020. *Geschlossene Gesellschaft: Das Gefängnis als Sozialversuch – eine bundesdeutsche Geschichte*. Berlin: Fischer.

- Reynders, Didier. 2022. „Countering Illegal Hate Speech Online. 7th Evaluation of the Code of Conduct.“ Factsheet der European Commission, November 2022. Zugriff 17.04.2024. <https://commission.europa.eu/system/files/2022-12/Factsheet%20-%207th%20monitoring%20round%20of%20the%20Code%20of%20Conduct.pdf>.
- Sausdal, David. 2021. „Everyday Policing: Toward a Greater Analytical Appreciation of the Ordinary in Police Research.“ *Policing and Society* 31 (7): 784–797. <https://doi.org/10.1080/10439463.2020.1798955>.
- Sausdal, David und Henrik Vigh. 2019. „Anthropological Criminology 2.0: Ethnographies of Global Crime and Criminalization.“ *Focaal* 85: 1–14. <https://doi.org/10.3167/fcl.2019.850101>.
- Schlepper, Christina. 2014. *Strafgesetzgebung in der Spätmoderne: Eine empirische Analyse legislativer Punitivität*. Wiesbaden: Springer. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-06320-7>.
- Schmidt, Stephanie. 2022. *Affekt und Polizei: Eine Ethnografie der Wut in der exekutiven Gewaltarbeit*. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.1515/9783839462416>.
- Schulhofer, Stephen J. 1995. „The Feminist Challenge in Criminal Law.“ *University of Pennsylvania Law Review* 143 (6): 2151–2207. <https://doi.org/10.2307/3312589>.
- Schultheis, Franz. 2020. „Nachwort. Das Feld des Strafrechts und seine Metamorphosen: Der heuristische Mehrwert ethnografischer Erforschung einer hybriden Praxis.“ *Swiss Journal of Sociocultural Anthropology* 25: 120–128. <https://doi.org/10.36950/tsantsa.2020.025.11>.
- Schwell, Alexandra. 2015. „The Security/Fear Nexus: Some Theoretical and Methodological Explorations into a Missing Link.“ *Etnofoor* 27 (2): 95–112.
- Schwell, Alexandra und Katharina Eisch-Angus, Hrsg. 2018. *Der Alltag der (Un-)Sicherheit*. Berlin: Panama.
- Sekuler, Todd. 2024. „Temporalization and the Digital Vigilante: Past Presenting, Un/Doing Futures and ‚Jewish Revenge‘ as Affective Justice in Talia Lavin’s ‚Culture Warlords‘.“ *Studies in Social Justice* 18 (2): 323–343. <https://doi.org/10.26522/ssj.v18i2.4409>.
- Shore, Cris, Susan Wright und Davide Peró, Hrsg. 2011. *Policy Worlds: Anthropology and Analysis of Contemporary Power*. New York und Oxford: Berghahn.
- Shoshan, Nitzan. 2016. *The Management of Hate: Nation, Affect, and the Governance of Right-Wing Extremism in Germany*. Princeton: Princeton University Press. <https://doi.org/10.23943/princeton/9780691171951.001.0001>.
- Sieferle, Barbara, Hrsg. 2021. *Strafe(n): Kulturanthropologische Perspektiven*. Münster: Waxmann.
- Sieferle, Barbara. 2023. *Nach dem Gefängnis: Alltag und unsichtbare Bestrafungen*. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.1515/9783839468913>.
- Simon, Jonathan. 2007. *Governing through Crime: How the War on Crime Transformed American Democracy and Created a Culture of Fear*. Oxford: Oxford University Press. <https://doi.org/10.1093/oso/9780195181081.001.0001>.
- Smart, Carol. 1989. *Feminism and the Power of Law*. London und New York: Routledge.
- Statewatch 2020. „Mediterranean: Nine New Legal Proceedings against Civil Search and Rescue Ships since June 2020.“ *Statewatch*, 18. Dezember 2020. Zugriff 19.03.2024.

- <https://www.statewatch.org/news/2020/december/mediterranean-nine-new-legal-proceedings-against-civil-search-and-rescue-ships-since-june-2020/>.
- Terwiel, Anna. 2020. „What is Carceral Feminism?“ *Political Theory* 48 (4): 421–442. <https://doi.org/10.1177/0090591719889946>.
- Valverde, Mariana. 2003. *Law's Dream of a Common Knowledge*. Princeton: Princeton UP.
- Verran, Helen. 2001. *Science and an African Logic*. Chicago: University of Chicago Press.
- Vitale, Alex. 2017. *The End of Policing*. New York, London: Verso.
- Wacquant, Loic. 2000. *Elend hinter Gittern*. Konstanz: UKV.
- Wacquant, Loic. 2009. *Punishing the Poor: The Neoliberal Government of Social Insecurity*. Durham: Duke UP. <https://doi.org/10.1215/9780822392255>.
- Yar, Majid und Kevin Steinmetz. 2019. *Cybercrime and Society*. London: Sage.
- Young, Jock. 2003. „Searching for a New Criminology of Everyday Life: A Review of ‚The Culture of Control‘ by David Garland.“ *The British Journal of Criminology* 43 (1): 228–243. <https://doi.org/10.1093/bjc/43.1.228>.

Sabine Zinn-Thomas

100 Jahre im Dazwischen

Ein- und Ausblicke in die Arbeit kulturwissenschaftlich-volkskundlicher
Landesstellen

Sabine Zinn-Thomas

100 Years in the In-between: Insights into and Prospects of the Work of Regional Centres for Cultural and Folklore Studies

Abstract: Regional centres for cultural and folklore studies in Germany are regionally and nationally networked institutions and are organised in different ways. They research, document, advise and communicate topics of everyday culture. They act in the in-between, as an interface between academia and the public. Their work primarily involves the transfer of knowledge into cultural practice and the exchange of knowledge with universities, specialised societies, museums and civil society institutions.

To mark the centenary of the Regional Centre for Everyday Culture in Stuttgart, this article looks back at its past and considers the challenges and opportunities of the future. These include new needs and requirements for counselling in the context of intangible cultural heritage, but also with regard to new mediation formats, online presence and the digital availability of collections and archives. As a further challenge in times of scarce resources and public funding, the work and self-image of the regional centres must also be increasingly aligned with the expectations of the funding bodies and the public.

Keywords: Regional Centres for Cultural and Folklore Studies, Everyday Culture, Knowledge Transfer

Die kulturwissenschaftlich-volkskundlichen Landesstellen in Deutschland sind sehr heterogen aufgestellt und haben unterschiedliche Profile, Selbstverständnisse, Aufgaben und Ziele, institutionelle Anbindungen und Finanzierungen. Ihnen gemeinsam ist ein Tätigkeitsfeld, das breit gefächert ist: Forschen und Dokumentieren, Beraten und Vermitteln in vielfältigen Formaten. Zentral ist ihnen ihr kulturwissenschaftlicher Fokus und ihr regionaler Bezug (Friedreich/Spieker 2021; Moser/Stöcker 2005; Simon 1999).

Dieser Beitrag will am Beispiel der Landestelle für Alltagskultur in Stuttgart typische Herausforderungen der Landesstellenarbeit herausarbeiten. Die Stuttgarter Landestelle wurde 1923 gegründet und gehört zu den ältesten ihrer Art in Deutschland. Zunächst dem Denkmalamt angeschlossen, ist sie seit 1979 dem Landesmu-

seum Württemberg angeschlossen. Zudem ist sie Teil der Abteilung Populär- und Alltagskultur, zu der auch das Museum der Alltagskultur in Schloss Waldenbuch zählt. Diese doppelte Museumsanbindung stellte von Anfang an für alle Seiten eine Herausforderung dar, mit dem Ziel, einen möglichst großen Nutzen daraus zu ziehen und Synergien zu gewinnen. Anlässlich ihres 100-jährigen Bestehens geht es im Folgenden um Fragen der institutionellen Verortung, d. h. um die Rolle, die Aufgaben und das Selbstverständnis der Landesstelle in einem Drei-Sparten-Museum wie auch um die damit verbundenen Möglichkeiten für die kulturwissenschaftliche Arbeit in der Region. Dies beinhaltet auch die Frage, wie die Relevanz ihrer Arbeit gesichert und verbessert werden kann vor dem Hintergrund veränderter Bedürfnisse und Herausforderungen. Dazu zählen unter anderem neue, partizipative Vermittlungsformate, eine Online-Präsenz (Social Media) und die digitale Verfügbarkeit von Sammlungs- und Archivbeständen. Die Zukunftserwartungen und -perspektiven kulturwissenschaftlich-volkskundlicher Landesstellen generell werden abschließend erörtert.

Im Rückblick: 100 Jahre Forschung und Dokumentation der Landesstelle für Alltagskultur in Stuttgart

Als 2023 die Landesstelle für Alltagskultur in Stuttgart ihr 100-jähriges Bestehen feierte, hatte sie dafür gleich mehrere gute Gründe. Ein zentraler Grund war dabei ihre fortdauernde Existenz und ihre zumindest mittelfristig gesicherte Zukunft. In Stuttgart wie auch anderswo steht der Erhalt solcher Institutionen immer wieder zur Diskussion, meistens aus finanziellen Gründen. Dies hängt aber auch damit zusammen, dass Bedeutung und Stellenwert einer Institution immer wieder erarbeitet werden und sie sicht- und wahrnehmbar bleiben muss. Gerade für die kulturwissenschaftliche Arbeit trifft dies im Besonderen zu. Sie ist kein Selbstläufer und von kulturpolitischen Stimmungen abhängig. Das gilt auch für Baden-Württemberg, ein finanziell gut aufgestelltes Bundesland, das sich an den beiden Landesmuseen in Karlsruhe und Stuttgart gleich zwei Landesstellen leistet.¹ Dazu kommt eine gewisse Aufgeschlossenheit und ein Interesse der Bürger*innen an kulturwissenschaftlichen Themen (etwa von Bräuchen und Traditionen) in einem Bundesland, das allein 27 Verbände für den Brauchkomplex Fastnacht und Karneval verzeichnet. Unterstützend war vor allem in der Vergangenheit die Strahlkraft Hermann Bausingers und des Tübinger Ludwig-Uhland-Instituts (LUI) und die multiplizierende Wirkung von Rundfunk-Volkskundlern beim SWR wie Wilhelm Kutter oder Martin Blümcke. Volks-

1 Die Landesstelle für Volkskunde in Baden geht auf eine private Sammlung und Institutsgründung von Johannes Künzig zurück. Sie wurde 1969 als Forschungs- und Beratungseinrichtung vom Land Baden-Württemberg übernommen und 1983 dem Badischen Landesmuseum zugewiesen. Siehe hierzu: Elisabeth Haug: Die Landesstelle für Volkskunde, Staufen. Eine Außenstelle des volkskundlichen Fachreferates des Badischen Landesmuseums. In: Friedreich / Spieker 1999: 232–247.



Abb. 1: Aufkleber zur Umbenennung der Landesstelle für Volkskunde aus Anlass ihres hundertjährigen Bestehens 2023
(© Landesstelle für Alltagskultur, Stuttgart)

kunde und Alltagskultur wurden dadurch zu geläufigen Begriffen, die vor Ort nicht lange erklärt werden müssen – sei es bei Materialerhebungen in der Region oder bei Veranstaltungen.

Mit der Zeit hatte jedoch nicht nur der Name Landesstelle für Volkskunde Patina angesetzt, sondern auch die konzeptionelle Aufstellung. Das Jubiläum 2023 bot den passenden Rahmen für eine Umbenennung in Landesstelle für Alltagskultur.² Diese Umbenennung markierte jedoch weniger einen Abschied, sondern vielmehr einen Aufbruch zu „neuen Ufern“ innerhalb der Abteilung Populär- und Alltagskultur am Landesmuseum Württemberg (LMW) und mit dem Museum der Alltagskultur in Waldenbuch. Damit verbunden waren Neukonzeptionen in den unterschiedlichen Feldern. Für die Landesstelle bedeutete dies vor allem ein Konzept, das ihre Kernkompetenzen stärkte, d. h. die Bereiche Forschung und Dokumentation neu aufstellte und strukturierte, auf ausgewählte Themen fokussierte, Vermittlungsformate erweiterte und die Bibliothek und das Archiv für Populär- und Alltagskultur reorganisierte. Dabei war es wichtig, das eigene Profil zu schärfen, sich auch innerhalb der Gruppe der Landesstellen in Deutschland neu zu verorten und den Anschluss an aktuelle Perspektiven und Fragestellungen zu gewinnen.

2 Für die Zukunft der Landesstelle für Alltagskultur war deren Umbenennung im Jubiläumsjahr 2023 ein längst überfälliges Vorhaben und zentrales Anliegen. Dadurch trägt sie nicht nur den Entwicklungen im Fach in inhaltlicher und methodischer Hinsicht Rechnung, sondern unterstützt mit ihrer kulturwissenschaftlichen Perspektive und als kritisch reflektierende Forschungs- und Dokumentationseinrichtung das Angebot und die Bedeutung des Landesmuseums Württemberg als Ort gesellschaftlicher Auseinandersetzung. Die Bestände der Landesstelle für Alltagskultur werden fortan unter der Bezeichnung „Archiv für Populär- und Alltagskultur“ geführt.

Die Überarbeitung der Konzeption der Landesstelle ist vor dem Hintergrund ihrer historischen Entwicklung zu sehen. Über die Jahre hat sich an ihrer vergleichsweise minimalistischen Ausstattung – mit zwei Vollzeitstellen gehört sie zu den kleineren Landesstellen in Deutschland – wenig geändert. Eine bedeutende Zäsur war, dass die einstige Selbstständigkeit und Unabhängigkeit innerhalb des Landesmuseums Württemberg verloren ging, als die Landesstelle 1989 als Referat der Abteilung Populär- und Alltagskultur zugeordnet wurde. Wie ist es dazu gekommen?

Im Rückblick zeigt sich, wie die Arbeit an der Landesstelle in Stuttgart auch immer wieder bestimmt wurde von Rahmenbedingungen und Anforderungen von Gesellschaft und Politik, etwa 1979 bei der Entscheidung, die Landesstelle dem Landesmuseum Württemberg zuzuordnen. Was auf den ersten Blick als folgerichtig erschien – materielle und immaterielle Forschung, Sammlung und Dokumentation unter einem Dach zu vereinen –, musste in der Folgezeit konzeptionell, strukturell und personell umgesetzt werden. Dies gelang in der Vergangenheit aus unterschiedlichen Gründen nur ansatzweise, auch weil es sich um eine politische Entscheidung von oben gehandelt hatte, die nicht fachwissenschaftlich motiviert war. Dazu kommen die individuellen Forschungsinteressen und persönlichen Präferenzen der jeweiligen Leiter*innen der Landesstelle, die die inhaltlichen Schwerpunktsetzungen der Landesstellen-Arbeit bestimmten. Erst 2006 und 2017 wurden im Zusammenhang mit Neubesetzungen der Landesstellenleitung abteilungsintern erstmals grundsätzliche Überlegungen zu den Aufgaben und Zielen der Landesstelle sowie deren Perspektiven diskutiert. Die Veränderungen an den Universitäten im damaligen Vielnamenfach Volkskunde / Europäische Ethnologie / Empirische Kulturwissenschaft / Kulturanthropologie hatten sich schon weit von dem ehemals volkskundlichen Kanon entfernt, was auch an der Häufigkeit der Umbenennungen zum Ausdruck kommt (Schmoll 2020; Forum zur Falkensteiner Tagung in der Zeitschrift für Volkskunde 116/2 [2020]). Diese Dynamik im Hinblick auf seine Bestimmung und Verfasstheit (Gegenstand, Forschungsinteressen und -methoden), die das Fach seit jeher auszeichnet, begann lange vor Gründung der ersten Landesstelle in Deutschland.

1891 veröffentlichte der Philologe Karl Weinhold (1891: 2) in der von ihm herausgegebenen *Zeitschrift des Vereins für Volkskunde* einen programmatischen Aufsatz, in dem er dazu aufrief „[1] umfassende Sammlungen anzulegen: alles und jedes Material, so genau wie der Naturforscher das seine, aufzusuchen, möglichst [2] rein zu gewinnen und [3] treu aufzuzeichnen, in Wort und Bild, wo beides möglich ist“. Zur Erklärung ergänzte er: „Die [4] Gegenwart zerstört systematisch, was aus der [5] Vorzeit noch erhalten ist.“

Volkskundliches Sammeln hieß damals: auf Vollständigkeit zielend, kontextlos, eifrig, leidenschaftlich und retrospektiv. Das Sammeln erfolgte aus Gründen der Sicherung und des Bewahrens von Zeugnissen, die im Verschwinden begriffen zu sein schienen. Volksforschung war in jener Zeit eine Bewegung von zahlreichen „Hobby-



Abb. 2: Hausschild der Landesstelle für Volkskunde (© Landesstelle für Alltagskultur, Stuttgart)

Volkskundlern“ und Volkskunde eine „praktische Wissenschaft“, bei der „Volk“ und „Natur“ zentrale Sinnstiftungsformeln waren. Die „bäuerliche Welt“ und das „bäuerliche Volk“ standen im Zentrum des Interesses, und die Gegenstände des Sammelns und Bewahrens wurden als dessen kulturelle Ausdrucksformen gesehen: Sagen und Lieder, Sitten und Bräuche, Tracht und Volkskunst. Sie galten als „Volkskultur“ und waren ideologisch entsprechend aufgewertet.

Als am 1. April 1923 eine „Abteilung Volkstum“ beim Landesamt für Denkmalpflege eingerichtet wurde, war damit für Peter Goeßler, Leiter des Landesamtes, auch die Idee verbunden, eine umfassende Heimatschutz- und Heimatpflegebehörde zu gründen, bei der unter einem Dach nicht nur die Denkmalpflege, sondern auch der Naturschutz sowie die staatlichen Museen und Archive zusammengefasst waren. Es schien damals selbstverständlich, auch die Sammlung und Dokumentation volkstümlicher Überlieferungen in einer eigenen Abteilung dort anzusiedeln, denn für Goeßler gehörten auch die Zeugnisse volkstümlicher Sachkultur in die Museen. Aufgabe der Heimatpflege sollte es sein, Objekte traditioneller Kultur und die damit verbundenen Ordnungen und Werte zu schützen, zu bewahren und an künftige Generationen weiterzugeben. Die Behörde kam letztlich nicht zustande, auch wegen der Entlassung Goeßlers durch die nationalsozialistische Kulturverwaltung 1934 (Schöck 2005).

In diesen Jahren wurden zwei volkskundliche Großprojekte in Angriff genommen: das „Handwörterbuch des Aberglaubens“ und der „Atlas der deutschen Volkskunde“.³ Im Zusammenhang mit dem Atlas-Projekt wurde die Abteilung Volkstum

3 Der Atlas der deutschen Volkskunde (ADV) zählt zu den größten geisteswissenschaftlichen Langzeitprojekten, die im 20. Jahrhundert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) gefördert wurden. Die Vermessung und kartografische Erfassung einer damals als gefährdet eingestuften „Volkskultur“ wurde von 1928 bis 1980 durchgeführt. Mittels Fragebögen, die von 20.000 ehrenamtlichen Gewährsleuten bearbeitet wurden, konnten Millionen von Daten u. a. zu Alltagsleben, Bräuchen, Festen und Ritualen und zu religiösen Vorstellungswelten erhoben werden. Dieses Material wurde ausgewertet und auf Kartenbildern verzeichnet, die Auskunft geben über die Verbreitung

1929 dann zur Berichtsstelle des Atlas für Volkskunde und ihr Name in „Württembergische Landesstelle für Volkskunde“ geändert (von 1982 bis 2023 Landesstelle für Volkskunde).

Mit August Lämmle (1876–1962) konnte ein vor allem regional bekannter Mundartdichter, Lehrer und Heimatkundler zum ersten Abteilungsleiter berufen werden, dessen Aufgabe das Sammeln volkstümlicher Überlieferungen sowie die Erfassung von Flurnamen, Volksliedern und Segenssprüchen sein sollte. Er verfügte über ein Netzwerk an Gewährsleuten, Korrespondenten und heimatkundlich interessierten Laienforscher*innen, war Herausgeber der Monatsschrift „Württemberg“ und Organisator der Württembergischen Trachtenschau in Stuttgart 1925.

Die Schwerpunkte seiner Sammeltätigkeit wurden u. a. in Absprache mit Wissenschaftlern außerhalb der Landesstelle gesetzt. Allen voran ist hier der Tübinger Germanist und Sprachforscher Karl Bohnenberger zu nennen. Dessen ethnografischer Blick auf das „einfache Volk“ entsprach zwar seiner Zeit, aber sein wissenschaftliches Interesse lag auf dem Alltag der Menschen und weist deutlich über einen folkloristischen Horizont hinaus. Dies kommt auch in den Fragebögen für die Sprach- und Konferenzaufsätze, die er entworfen hatte, zum Ausdruck. Sie gelangten wohl 1931 in die Landesstelle. Diese Überlieferungen, die den Lebensalltag der Bevölkerung beschreiben, dienen heute als wichtige Quelle insbesondere für Heimatforscher*innen und gehören zum Grundstock des Bestandes der Landesstelle.⁴

Lämmle brachte zudem seine eigene Sammlung an Überlieferungen, u. a. auch zahlreiche Fotos, in die Landesstelle ein. Auch seine Bekanntschaft mit Max Lohß (1888–1981), einem Lehrer und Volkskundler aus Welzheim, der sich als Hausforscher einen Namen gemacht hatte, erwies sich als gewinnbringend für die Sammlungen der Landesstelle (Lohß 1932). Aber auch andere Kooperationen wie mit dem Deutschen Volksliedarchiv (heute Zentrum für populäre Kultur und Musik [ZPKM]) in Freiburg waren für den Aufbau des Archivs der Landesstelle entscheidend.

Neben der umfangreichen Liedsammlung, die 22.262 Liedbelege (Volks- und Kinderlieder, Abzählreime und Balladen) aus Württemberg in Zettelform umfasst, wurde auch das Bildarchiv begründet. Es enthält heute ca. 22.800 Fotografien als Negative und Positive auf Glas, Papier und Kunststoffen und rund 12.800 Dias mit Abbildungen des ländlichen Alltags vor 1900 sowie eine umfassende Trachten- und

von Kultur im Raum. Die für diese Arbeit neu geschaffenen Institutionen des ADV führten zur Gründung von Landesstellen für Volkskunde landesweit (umfassend dazu Schmoll 2009).

- 4 Diese Quellen wurden um 1900 verfasst. Volksschullehrer in Württemberg konnten im Rahmen ihrer Fortbildung Hausarbeiten anfertigen und anhand von Fragebögen Erhebungen zum Alltagsleben durchführen. Die Ergebnisse fassten sie in den sogenannten Konferenz- und Sprachaufsätzen zusammen. Auf Basis dieser Sammlung von über 500 Aufsätzen wurden 1961 frühe Teilauswertungen in Buchform sowie 1963 und 1980 in einer zweiten und dritten Auflage publiziert.

Brauchdokumentation. Ebenso wurde eine Flurnamensammlung begonnen, die später Helmut Dölker erheblich ausbaute.

1938 ließ sich August Lämmle auf eigenen Wunsch pensionieren. Zuvor hatte er sich als Verfasser zahlreicher nationalkonservativ gefärbter Texte, die Hitler und das NS-Regime verherrlichten, dem Regime angedient und war Mitglied im „Schwäbischen Dichterkreis“ geworden, ohne jedoch in der Partei Karriere zu machen oder aufzusteigen. Er wurde zwar 1947 in einem Spruchkammerverfahren entlastet, stand aber nach seinem Tod immer wieder in der Kritik. Diese führte Ende der 1990er-Jahre dazu, dass in Baden-Württemberg Straßen, Wege sowie Schulen, die nach ihm benannt waren, umbenannt wurden – unter anderem 2020 eine Schule in Leonberg, seinem letzten Wohnsitz, wo ihm auch die Ehrenbürgerwürde aberkannt wurde (Gramm 2023: 36).

Nach dem Ausscheiden von Lämmle sollte der Germanist und Historiker Helmut Dölker (1904–1992) dessen Nachfolger werden. Er wurde wegen „Parteiferne“ zunächst abgelehnt und die Württembergische Landesstelle für Volkskunde bis Ende des Krieges durch ein Sekretariat verwaltet. Nach Kriegsende wurde Dölker 1947 schließlich mit der Neueinrichtung beauftragt. Seine ersten großen Aufgaben lagen im Wiederaufbau der Abteilung und in der Zusammenführung, Sichtung und Prüfung der in den Kriegsjahren ausgelagerten Bestände. Seine Forschungs- und Sammlungsinteressen galten den Flurnamen, zu denen er 1933 promoviert worden war. Heute enthält die Sammlung von Flurnamen über 150.000 Karteibelege zu Flurbezeichnungen und 600 markungsbezogene Sammlungen. Auf Dölker gehen auch die Ordnung, Ausweitung und Ausstattung der Bibliothek und des Archivs zurück.

Bis 1969 war Dölker nicht nur Leiter der Landesstelle, sondern auch 1. Vorsitzender des „Verbands der Vereine für Volkskunde e. V.“, er gehörte zum Vorstand der Kommission für geschichtliche Landeskunde, er war erster Vorsitzender des Württembergischen Geschichts- und Altertumsvereins und in Personalunion zeitweise auch Direktor des Ludwig-Uhland-Instituts und des Landesamts für Denkmalpflege.

Die alltägliche praktische Tätigkeit an der Landesstelle wurde damals von Dölkers „rechter Hand“ Irmgard Hampp (1927–2011) übernommen – eine Konstellation, die zu jener Zeit auch an den Universitäten üblich war. Hampps wissenschaftliche Arbeit konzentrierte sich auf die Themenkreise Frömmigkeit und Aberglauben sowie die traditionelle Sprachforschung. Daneben lagen ihre Tätigkeitsschwerpunkte in der Betreuung der wissenschaftlichen Fachbibliothek, der Bearbeitung der regelmäßig erscheinenden Publikationen der Landesstelle und dem Aufbau des Archivs. Bereits seit 1955 war sie dafür wesentlich zuständig und wurde 1969 Nachfolgerin von Dölker.

Für sie war schon früh klar, dass sich die Volkskunde zu einer „Wissenschaft vom kulturellen Wandel“ entwickelt hat (Hampp 1972: 19). Dies hatte ihrer Meinung nach auch Auswirkungen auf andere Bereiche, bei denen „Gewohntes in Frage“

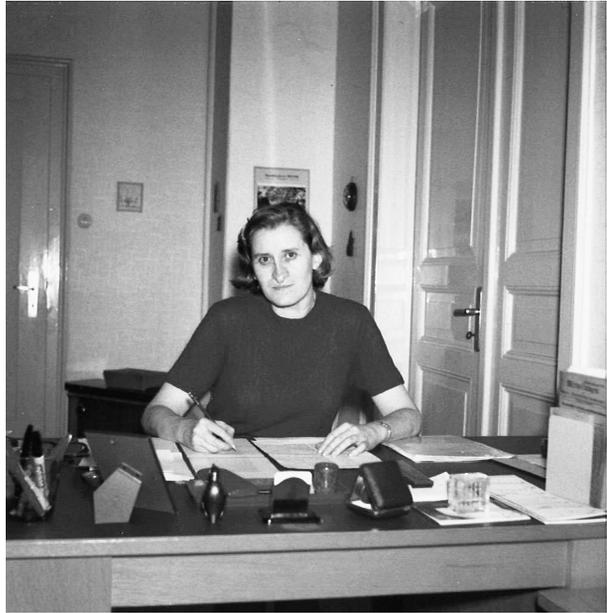


Abb. 3: Dr. Irmgard Hampp in ihrem Büro in der Landesstelle für Volkskunde Herbst 1972 (© Landesstelle für Alltagskultur, Stuttgart)

gestellt wurde, wie etwa Diskussionen um eine Zusammenlegung der beiden Landesstellen in Stuttgart und Freiburg.⁵ Eine Dokumentation des Wandels war für Hampp nur vorstellbar vor dem Hintergrund des „Gegebenen“ und „zuvor Gewesenen“. Mit dem Material einen Ausgangspunkt für die Forschung zu bieten, sah sie daher als eine der Aufgaben der Landesstelle, d. h. die bildlichen und schriftlichen Zeugnisse volkstümlichen Lebens zu bewahren, denn für die „Gegenständlichen ist das Museum zuständig“ ((Hampp 1972: 19).

Aufgrund einer Neugliederung der Ministerien wurde die Landesstelle dann 1979 aus dem Landesdenkmalamt herausgelöst und dem Württembergischen Landesmuseum zugeordnet.⁶ Diese Einbindung hatte zunächst personell und finanziell keine Folgen. Als eigenständiges Referat geführt, verblieben eigene Haushaltstitel,

- 5 1976 gab es den Beschluss einer ein Jahr dauernden Probephase der Zusammenlegung der Württembergischen und Badischen Landesstelle. Die Referatsleitung hatte Hampp inne. 1979 erfolgte dann die Angliederung an das Württembergische Landesmuseum Stuttgart als selbstständiges Referat. Eine gemeinsame Landesstelle für Volkskunde Baden-Württemberg wurde nicht verwirklicht. Bereits in den 1960er-Jahren wurde diskutiert, die Landesstelle dem LUI zuzuordnen, Anfang der 1990er-Jahre dem Landesarchiv Baden-Württemberg.
- 6 In der hauseigenen Rückschau wird vom „Ministerratsbeschluss“ wie von einer oktroyierten Entscheidung gesprochen. Irmgard Hampp wurde aber vor die Wahl gestellt (Stieglitz: Interner Bericht 2019: 2).

die neu herausgegebenen „Beiträge zur Volkskunde in Baden-Württemberg“ erschienen weiterhin regelmäßig.

1982 wurde in einer Pressemitteilung des Ministeriums für Wissenschaft und Kunst (MWK) die Anbindung der beiden Landesstellen an das jeweilige Landesmuseum als Erfolgsgeschichte dargestellt: Die Aufgabe der Landesmuseen sei die Sammlung von Zeugnissen des volkstümlichen Lebens. Diese habe sich zunächst auf die Sammlung gegenständlicher Zeugnisse beschränkt und durch die Zuordnung der Landesstellen an die Museen eine „inhaltliche Bereicherung“ erfahren. Diese Einschätzung der Politik wurde ergänzt durch eine damalige Haltung an den Universitäten, die den Landesstellen die Aufgabe zuschrieben, die klassischen volkskundlichen Themen zu besetzen wie Tracht und Fastnacht.

Die verschiedenen Arbeitsfelder von Museum und Landesstelle, die mal als „sach- und nicht-sächlich“ (Prinz/Stieglitz Interner Bericht 2015), gegenständlich und nicht gegenständlich bzw. materiell und immateriell zu fassen versucht wurden, waren immer wieder Gegenstand neuer Zuordnungen durch das MWK. So wurde etwa 1987 der Abteilung Volkskunde im LMW das Sammeln, Bewahren, Erforschen und „Darbieten“ zugeschrieben und der Landesstelle das Dokumentieren und Archivieren, Beraten und „Darbieten“. Eine Trennung von Sach- und Sprach-/Schriftvolkskunde war nach Auffassung des MWK nicht möglich. Irmgard Hampp vertrat weiterhin die Auffassung, dass die Landesstelle auch in Zukunft volkskundlich relevantes Dokumentationsmaterial archivieren, einzelne Forschungsvorhaben verfolgen und die gewonnenen Ergebnisse veröffentlichen sowie Gutachten erstellen und beratend tätig sein wird (Hampp 1972: 20). Dennoch ist nach 1979 kein eigenständiges Forschungs- oder Dokumentationsprojekt der Landesstelle mehr zu registrieren. Diverse aktenkundige Anträge wurden von der Direktion regelmäßig abgelehnt (Stieglitz Interner Bericht 2019: 2).

Die Landesstelle nach der Eröffnung des Museums der Alltagskultur 1989

Die Pensionierung von Irmgard Hampp 1989 und die gleichzeitige Eröffnung des Museums für Volkskultur in Württemberg (heute Museum der Alltagskultur im Schloss Waldenbuch) war nicht nur in personeller Hinsicht eine Zäsur, sondern es entstanden auch neue Aufgabenfelder. Gustav Schöck, der seit 1972 als wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Landesstelle für Volkskunde tätig war und diese von 1990 bis 2006 leitete, verstand sie als „zentrale Dienstleistungsagentur“ (Interview Schöck 2022). Er legte dementsprechend großen Wert auf die Vermittlungsarbeit und sorgte durch seine rege Vortragstätigkeit für eine starke Präsenz der Landesstelle in der Öffentlichkeit. Hinzu kam seine Mitarbeit in den Gremien des Schwäbischen Heimatbundes, im Arbeitskreis Heimatpflege im Regierungsbezirk Stuttgart und in der Landesjury zum Heimatpreis.

Die zweite Wissenschaftlerstelle wurde geteilt und von Heidi Steib und Leo von Stieglitz übernommen. Eine Hälfte sollte dabei für den Museumsbereich in Waldenbuch zur Verfügung stehen. Mit der Einrichtung des Museums wurde der „Sog“ nach Waldenbuch jedoch immer stärker (Stieglitz Interner Bericht 2019: 2).

Anfragen aus dem Museum und die Zusammenarbeit bei diversen Ausstellungsprojekten (Baldenhofer 1995; Stieglitz 1994, 2000a, 2000b) führten dazu, dass wenig Zeit blieb, das Profil der Landesstelle konzeptionell zu entwickeln und die Zugehörigkeit zum Museum eigenständig zu nutzen. Es gibt nur wenige Projekte, bei denen versucht wurde, die materiellen wie auch immateriellen Anteile kulturwissenschaftlicher Themenfelder gemeinsam zu bearbeiten wie z. B. die Dokumentation zum Thema Waldenser (1960). Thomas Brune, damals Leiter der Fachabteilung Volkskunde am LMW, erinnert sich: „[...] es müssen Synergien hergestellt werden, denn zu jeder sächlichen Objektivation gehört eine Praxis [...], das ist die immaterielle Seite [...]. Deshalb müssen [...] die materielle und die immaterielle Seite institutionell verkoppelt sein (d. h. zusammen bearbeitet werden, SZT). Das lief bislang nebeneinander einfach nur her [...]. Mir war klar, das wird ein längerer Prozess sein“ (Interview Brune 2023). Die Landesstelle wurde immer mehr zur Zulieferin für das Museum, vor allem bei der Vorbereitung von Ausstellungen. Mitte der 1990er-Jahre waren die Schwerpunkte der Arbeit der Landesstelle hin zum Museum derart verschoben, dass das Profil der Landesstelle als eigenständige Institution in den Hintergrund gedrängt wurde.

In dieser Zeit wurde die erste Arbeitstagung der Landesstellen in Deutschland in Stuttgart organisiert⁷, eine Bibliografie zur Volkskunde in Baden-Württemberg ebenso in Angriff genommen wie die Neuordnung und Neuerfassung der Bibliothek. Diese wichtigen Tätigkeiten täuschen jedoch nicht darüber hinweg, dass sich das Dokumentieren und Archivieren der Gegenwart auf die Lektüre und das Archivieren von Zeitungsausschnitten beschränkte und die Vermittlungs- und Beratungstätigkeit stark im Vordergrund stand.

7 1993 fand erstmals eine Tagung der Landesstellen in Stuttgart statt. In Stuttgart beteiligten sich damals elf Institutionen und berichteten über ihre Aufgaben und Probleme. In seinem Abschlussreferat wies Konrad Köstlin damals darauf hin, dass die Landesstellen im volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Spektrum ein Eigengewicht haben und eigene Wege beschritten werden müssen, „bei aller notwendigen Konzentration auf traditionelle Felder sollten auf alte Fragen, neue Antworten gegeben werden“ (Stieglitz 1994: 419). Als Ergebnis der zweiten Arbeitstagung 1994 in Bonn wurde eine Resolution verabschiedet mit der Forderung nach Einrichtung von Landesstellen in den neuen Bundesländern. Auch in den folgenden Jahren gab es immer wieder Tagungen der Landesstellen. Im April 2024 fand erneut eine Arbeitstagung in Stuttgart statt, die sich mit den vielfältigen Anforderungen der Landesstellen zwischen Forschung, Dokumentation, Beratung und Vermittlung und den jeweiligen Zukunftsperspektiven auseinandersetzte.

2004 führte eine Initiative des MWK zu erneuten Diskussionen um eine Neuorganisation der beiden baden-württembergischen Landesstellen für Volkskunde in Staufen und Stuttgart. Erste Überlegungen dazu kamen aus dem LUI ebenso wie der Vorschlag, eine gemeinsame Landesstelle für Baden-Württemberg zu konzipieren und der Tübinger Universität anzugliedern. Dazu kam es aber nicht. Vielmehr wurde die Arbeit der Landesstelle im Hinblick auf die gesellschaftliche Wahrnehmung von Alltag und Kultur weiter geschärft. So sprach Cornelia Ewigleben, die 2005 die Leitung des Landesmuseums Württemberg übernommen hatte, später in ihrer Präambel zur Sammlungskonzeption über die Sammlungstätigkeit der Abteilung Volkskunde von einer „Dokumentation der Alltagskultur breiter Bevölkerungsschichten im württembergischen Raum. Die [...] Landesstelle für Volkskunde in Württemberg, als ‚Referat Dokumentation‘ geführt, bereichert die Sammlungen zur Volkskunde im Landesmuseum [...]. Sie bietet damit komplementär zu den thematischen Objektsammlungen wichtige kulturhistorische Quellen zur Geschichte der Alltagskultur. Zukünftig wird die Landesstelle ihre Sammeltätigkeit auch um Gegenwartsdokumentationen erweitern“ (Ewigleben 2011: 3). Bisher beschränkte sich die Gegenwartsdokumentation auf das Sammeln von Zeitungsausschnitten zu klassischen volkskundlichen Themen wie Bräuchen, Trachten oder Fastnacht. Es gab nur einzelne problemorientierte empirische Erhebungen. Damit wurde erstmals eine Öffnung zu Themen der Gegenwart formuliert, die jedoch erst sehr viel später begonnen wurde umzusetzen.

Mit dem Ende der Dienstzeit von Gustav Schöck 2006 stand die Zuordnung der Landesstellen in Stuttgart und Freiburg an den Landesmuseen erneut zur Diskussion (Stieglitz 2015).⁸ Letzten Endes kam es zur Eingliederung der Landesstellen in die Museumsreferate. In Stuttgart gehörte die Landesstelle fortan als Referat Dokumentation zur Abteilung Volkskunde. Damit würde eine „sinnstiftende Komplementarität zu den musealen Sachreferaten hergestellt, die für Forschung und Vermittlung wichtige Synergieeffekte erwarten lässt“ (Stieglitz Interner Bericht 2006). Die Landesstelle sollte als Mittler zwischen Universitätsfach und den „Alltagsbedürfnissen“ der regionalen Volkskunde agieren und den wissenschaftlichen Bezug wieder stärken (Stieglitz Interner Bericht 2015). Vom neu geschaffenen Referat wurden wichtige inhaltliche Beiträge zur Erneuerung der Dauerausstellungen des Museums in Waldenbuch, bei Sonderausstellungen und Veranstaltungen erwartet und es sollte zur Kompetenzerweiterung im WLM im Alten Schloss beitragen. „Zukünftig werden vom

8 Mit dem Ende der Dienstzeit von Gustav Schöck wurde bereits die Zuordnungen der Landesstellen in Stuttgart und Freiburg an den Landesmuseen diskutiert. Mögliche Alternativen waren Zuordnungen zu den Universitäten, zu den Staatsarchiven oder ein neues Amt zusammen mit der Landesstelle für Museumsbetreuung. Hausinterne Lösungen in Südbaden Einrichtung einer Außenstelle in Staufen, in Stuttgart Integration in die Abteilung.

Referat ‚Dokumentation‘ verstärkt alltagskulturelle Erscheinungen der Gegenwart dokumentiert und damit das Württembergische Landesmuseum in den Stand gesetzt, dem gesellschaftlichen Bedürfnis nach Vermittlung gegenwartsnaher Themen besser nachzukommen“ (Ewicleben Brief 2006: 2). Auch hier ist von Synergieeffekten für „historische Forschung und gegenwartsorientierte Vermittlung“ die Rede. Die Forderung des MWK nach einer Integration der Landesstelle in die Abteilung Volkskunde bezog sich damit vor allem auf die fachliche Expertise der Landesstelle, die in Zukunft stärker eingeholt werden sollte.

Zu den Aufgaben von Leo von Stieglitz als Nachfolger von Gustav Schöck gehörte vor allem die Betreuung von Sammlungsbereichen, die aus seinen früheren Zuständigkeitsbereichen als Referent für Volkskunst, Gesellschaft und Arbeit im Museum stammten. Zukünftig sollten alle Dokumentationen, die nicht direkt mit Ausstellungen und Objekten befasst sind, der Landesstelle übergeben werden und auch im Umgang mit den Sammlungen, die Zugehörigkeit und Integration der Landesstelle zur Abteilung Volkskunde unterstrichen werden. 2009 erfolgte dann durch den Umzug der Landesstelle in den Fruchtkasten am Schillerplatz gegenüber dem Alten Schloss auch die räumliche Annäherung an das Landesmuseum.

In dieser Zeit wurden auch die Findbücher für die verschiedenen Archivteile erstellt und online zur Verfügung gestellt. Auch eine engere Zusammenarbeit mit dem LUI wurde angegangen, die sich dann aber vor allem auf die Bereitstellung von Archiv- und Dokumentationsbeständen für diverse Projekte beschränkte.⁹

Mit der Konzeption und Umsetzung der Webseite „www.alltagskultur.info“ wurde außerdem versucht, die gemeinsame Schriftenreihe mit der Landesstelle in Baden „Beiträge zur Volkskunde in Baden-Württemberg“ (1985–2004) zu ersetzen und online über aktuelle Forschungen südwestdeutscher Volkskunde / Kulturwissenschaft zu informieren. Auf dieser Grundlage wurde später die Webseite des Netzwerks „Forum Alltagskultur“ entwickelt, das 2016 im Zuge der „Kleinen Fächerinitiative“ begründet und durch das Verbundprojekt „KulturWissen vernetzt“ abgelöst wurde.¹⁰

In Vorbereitung auf die Nachfolge von Stieglitz‘ wurde 2015 mit der Entwicklung einer Zukunftsplanung für die Landesstelle begonnen. Als Arbeitsschwerpunkte wurden die Digitalisierung der wichtigsten Archivbestände¹¹, Information und Beratung, Publikationen der Archivteile, Öffentliche Präsenz (Vorträge, Mitarbeit in Ver-

9 Für folgende Projekte: „Konstituierung von Region als Wissensraum. Der Beitrag von Volkskunde und Sprachforschung in Württemberg (1890–1930)“ (DFG 2006–2008); „Wissenschaft und Landeskultur. Volkskundliches Wissen im staatlichen Reorganisationsprozess“ (DFG 2008–2010); „Sprachalltag in Nord-Baden-Württemberg“ (MWK 2009–2015, in Kooperation mit dem LUI).

10 „KulturWissen vernetzt“ ist ein Kooperationsverbund in Baden-Württemberg, der von der VW-Stiftung gefördert wird (2021–2027); www.alltagskultur.info.

11 Hierzu zählen die Sprach- und Konferenzaufsätze, das Lied- und das Flurnamenarchiv. Alle Bestände sind seit 2022 digitalisiert und online verfügbar.

bänden), Fortführung der Webzeitschrift „Alltagskultur!“ sowie Bearbeitung der Archive (Auswertungen und ergänzende Dokumentationen) angeführt. Von der „nutzbringenden Zusammenarbeit mit der Museumsvolkskunde“ wurden erneut „Synergieeffekte durch die fachlich-inhaltlichen Überschneidungen“ erwartet, denn viele kulturelle Äußerungen seien „in irgendeiner Form verdinglicht [. . .]. Eine Trennung von Sach- und nicht-sächlicher Volkskunde ist daher in vielen Fällen unrealistisch und unwissenschaftlich“ (Prinz/Stieglitz Interner Bericht 2015). Was dies jedoch konkret bedeuten würde, blieb ebenso offen wie die Frage nach den Zuständigkeiten und Abgrenzungen: „Ist die Landesstelle nur ein ‚Steinbruch‘ für das Museum oder mehr?“ (Prinz/Stieglitz Interner Bericht 2015)

2017 übernahm Sabine Zinn-Thomas das Referat Dokumentation und fokusierte dessen Aufgaben und Ziele stärker auf Forschung und Dokumentation. Dazu entwickelte sie die Perspektive der Gegenwart und richtete diese auf Transformationsprozesse mit den Schwerpunkten: Mobilität, Diversität, Tradition/Innovation und Umwelt. Kulturwissenschaftliche Forschung, Dokumentation und Archivarbeit sind in der Praxis der Landesstelle nun stärker miteinander verknüpft. Im Zusammenhang von empirischen Erhebungen aus Dokumentations- und Forschungsprojekten (v. a. Interviews, Fotografien und Videos) entsteht neues Material, das in das Archiv für Populär- und Alltagskultur einfließt, dieses erweitert und allen Interessierten offensteht.

Daneben gehören zu den Aufgaben der Landesstelle nach wie vor die Digitalisierung und Aufbereitung der Sammlungen und Bestände für einen größeren Nutzerkreis. Zwei neue Dokumentationsfelder mit Langzeitperspektive werden derzeit entwickelt: Erinnerungskultur und immaterielles Kulturerbe. Darin geht es zum einen um den Umgang mit individueller Erinnerung wie auch um das kulturelle Gedächtnis eines Ortes oder einer Region,¹² zum anderen um den Umgang mit Traditionen im Kontext einer UNESCO-Listung als immaterielles Kulturerbe und der damit einhergehenden Transformationen.

Ausgebaut wurde die Schnittstelle zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit durch das Erproben von neuen Formaten wie etwa Präsentationen in „Google Arts & Culture“ oder Blogs¹³, neben der Organisation von Veranstaltungen wie Vorträge, Podiumsdiskussionen und ausgewählte Themenführungen.

12 Zum Beispiel in dem Teilprojekt der Landesstelle für Alltagskultur innerhalb des Verbundprojekts „Kultur Wissen vernetzt“: Sabine Zinn-Thomas und Angelika Merk: Zum Umgang mit dem nuklearen Erbe in Baden-Württemberg. Von den Zukunftsversprechen der Vergangenheit zu den Zukunftsperspektiven der Gegenwart. In: Karin Bürkert (Hrsg.): Alltag, Konflikt, Wandel. In Nachbarschaft zum Kernkraftwerk. Tübingen 2024. S. 286–299. <https://www.alltagskultur.info/kulturwissen/>.

13 Siehe hierzu „Google Arts & Culture“-Präsentationen zu Tracht (2019), Wandern (2023), Nachbar Atomdorf (2024).

Anlässlich des 100-jährigen Bestehens der Landesstelle für Volkskunde lag im Jubiläumsjahr der Fokus auf dem Thema Wandern. Damit sollte auch ein Bogen gespannt werden, der von den Anfängen des Fachs Volkskunde und der Gründung der Landesstelle für Volkskunde 1923 bis in die Gegenwart reicht. Dazu wurde ein vielfältiges Veranstaltungsprogramm organisiert, bei dem das Spektrum reichte von der mit dem Museum der Alltagskultur in Waldenbuch und dem „Schwulen Wandertreff Stuttgart“ realisierten Ausstellung „Wir wandern wie die Anderen“ über Vorträge, Podiumsdiskussionen bis zu einer gemeinsamen Wanderung mit vielen Teilnehmern aus verschiedenen Vereinen, u. a. dem Schwäbischen Albverein.

Exemplarisch für den Ausbau der Zusammenarbeit mit dem Museum der Alltagskultur konnte in den letzten Jahren Material bei Übernahmen in die Sammlungen des Museums erhoben und erforscht sowie im Kontext der Ausstellung „Mein Stück Alltag“ aufbereitet werden.¹⁴ Diese oftmals spontan entstandenen Projekte sollen in Zukunft strategischer angegangen werden u. a. durch den Ausbau der digitalen Vernetzungen. Weitere Beispiele sind die Zusammenarbeit im Verbundprojekt „KulturWissen vernetzt“, bei der die Landesstelle ein Teilprojekt bearbeitet, sowie das geplante Pop-up-Museum des Museums der Alltagskultur in Neckarwestheim.

Welche der oft beschworenen Synergieeffekte sich in Zukunft ergeben werden, wird sich zeigen. Nach wie vor Thema ist die Verortung der Landesstelle sowohl im Landesmuseum Württemberg als auch im Museum der Alltagskultur in Schloss Waldenbuch. Was in der Vergangenheit nur ansatzweise gelungen ist, stellt sich heute als Herausforderung für die Zukunft dar: Es geht darum, die unterschiedlichen Arbeitsfelder von Sammlung, Dokumentation und Forschung zusammenzubringen, um einen größeren Erkenntnisgewinn zu erzielen, also aus unterschiedlichen Perspektiven und mit verschiedenen Methoden Material zu erheben, Wissen zu generieren sowie Themen sowohl in materieller als auch immaterieller Hinsicht zu bearbeiten.

Einblicke: Landesstellen und andere verwandte Institutionen in Deutschland

Diese Neuausrichtung betrifft nicht nur die Stuttgarter Landesstelle, sondern alle kulturwissenschaftlich-volkskundlich arbeitenden Landes- und Forschungsstellen. Sie wollen ihre materiellen und immateriellen Materialien zusammenbringen, sie mithilfe der Datenbanken verknüpfen und dadurch zugänglich und recherchierbar

14 Zum Beispiel „Mein Stück Alltag“ mit Kalimera (griechische Migrant*innen 2. Generation), mit Krankenpfleger*innen (Klinikum Böblingen). Bei der Übernahme von zwei Masken eines türkischstämmigen Maskenschnitzers und einem Rottweiler Schantle arbeiteten Landesstelle und Museum zusammen. Siehe hierzu: Sabine Zinn-Thomas: „Jedem zur Freud, niemand zu Leid“? Fastnächtliches Brauchregime als „lebendiges“ Kulturerbe. In: Daniel Drascek, Helmut Groschwitz und Gabriele Wolf (Hrsg.): Kulturerbe als kulturelle Praxis – Kulturerbe in der Beratungspraxis. München 2022. S. 173–192.

machen. Dann erst können jene Synergien entstehen, von denen Thomas Brune einst sprach, die neue Impulse versprechen für die Forschung, für die Sammlungs- und Ausstellungspraxis im Museum und unseren Umgang mit Wissen insgesamt. Vielversprechende Ansätze dazu gibt es bereits am LVR-Institut in Bonn (Baisch 2023). Damit verbunden ist eine Erweiterung von Kooperationen und Netzworkebildungen, nicht allein, um sich überregional auszutauschen, sondern auch, um gemeinsam Themen zu bearbeiten, Bestände zu vergleichen und in Beziehung zu setzen, sie zu erforschen und zu publizieren. Gerade der Aufbau einer Beratungsstelle zum immateriellen Kulturerbe – eine oftmals willkommene Erweiterung des Landes- und Forschungsstellenportfolios – eröffnet neue Formen der Zusammenarbeit, die zuvor nicht vorstellbar waren und die vor dem Hintergrund der Zukunftsfähigkeit und -sicherung als nachhaltig erscheinen.

Die Landesstellen und ihre verwandten Institutionen zeichnen sich durch ähnliche, übergreifende Aufgaben und Ziele aus. Ihnen gemeinsam ist das Sammeln, Dokumentieren und Forschen sowie das Vermitteln, Vernetzen und Beraten. Die Dokumentation und Analyse der Alltagskultur der breiten Bevölkerung konzentriert sich auf spezifisch regionale Bezüge in historischer und gegenwartsbezogener Perspektive. Die Schwerpunkte liegen dabei auf kulturellen (Alltags-)Praktiken und soziokulturellen Beziehungen sowie auf den materiellen und immateriellen Aspekten der Alltagskultur. Fast alle verfügen über umfangreiche Bestände unterschiedlichster Provenienz, die in Archiven verwahrt, aufgearbeitet und öffentlich zugänglich sind.

In der Vergangenheit bedienten sie vor allem das klassische Publikum der Volkskunde wie lokal arbeitende Heimat- und Geschichtsforscher*innen. Ansätze, die Landesstellen zu modernisieren, gibt es seit langem, wobei die Zugehörigkeit zur jeweiligen Institution dabei richtungsweisend ist. Neue Orientierung versprachen vor allem kulturwissenschaftliche Perspektiven, die Fokussierung auf Alltags- und Populärkultur, der Gegenwartsbezug und damit verbunden auch gesellschaftliche Entwicklungen im Kontext von Zuwanderung und diverser Gesellschaft. Dabei geht es um Ausdrucks- und Umgangsformen des Lokalen und Regionalen vor dem Hintergrund von globalen Entwicklungen und Prozessen.

Derzeit gibt es 20 Landesstellen und andere verwandte (außeruniversitäre) Institute in Deutschland. Sie sind denkbar divers, unterscheiden sich in ihrer Größe (Personal, Finanzierung) und institutionellen Anbindung. Zu den größeren Instituten zählen jene in Bonn, Dresden, Münster und Bautzen mit jeweils über zehn Mitarbeiter*innen.¹⁵

15 Die Zusammenstellung basiert auf den Selbstdarstellungen der Institutionen, s. Friedreich/Spieker 2021.

Name	Institutionelle Anbindung/Trägerschaft	Unterschiede/Besonderheiten (Auswahl)
Museumsfachstelle Volkskunde der Ostfriesischen Landschaft, Aurich	1949 Land Niedersachsen; Kreise Aurich, Leer, Wittmund; Stadt Emden	Keine aktuelle Dokumentation und Forschung; Verwaltung und Aufarbeitung bestehender Slg.; Zusammenarbeit, Vernetzung und Beratung (Fördermöglichkeiten) im Museumsverbund; Populärwissenschaftliche Publikationen
LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte, Abteilung Volkskunde, Bonn	1953 Land Nordrhein-Westfalen Landschaftsverbände; Landschaftsverband Rheinland (LVR), mehrere Umstrukturierungen, heute zwei Fachabteilungen Sprache und Alltagskultur	2018 Neuorientierung, die auf Profilschärfung, Innovation und verstärkte interdisziplinäre Kooperation abzielt; Forschungs- und Vermittlungsinstanz, die bearbeiteten Themen werden einer breiten Öffentlichkeit zugänglich gemacht; historische Perspektive auf ländliche Alltagskultur; Film-Dokumentationen u. a. zu Handwerk; Portal Alltagskulturen; Langzeitsicherung Immaterielles Kulturerbe (IKE)
Institut für Volkskunde der Kommission für bayerische Landesgeschichte bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, München	1928 Land Bayern, Anfänge Arbeitsstelle Atlasprojekt; 1937 Landesstelle Bauernhofforschung; 1962 an der Bayerischen Akademie der Wissenschaften	Analyse und Dokumentation der Alltagskultur in Bayern in historischer und gegenwartsbezogener Perspektive; seit 2017 IKE Beratung und Forschung; Herausgabe Bayerisches Jahrbuch seit 1950
Kommission Alltagskulturforschung für Westfalen beim Landschaftsverband Westfalen-Lippe, Münster	1928 Land Nordrhein-Westfalen; Volkskundliche Kommission für Westfalen; 2020 Umbenennung in Kommission Alltagskulturforschung für Westfalen; Landschaftsverband Westfalen-Lippe (LWL)	Dokumentation des alltäglichen Lebens in Geschichte und Gegenwart mit regionalem Schwerpunkt, vor allem durch projektorientiertes Sammeln, Dokumentieren und Forschen; Digitale Strategie; Sammlungsstrategien für Archive der Kommission; Herausgabe Zeitschrift „Graugold“ seit 2021

Name	Institutionelle Anbindung/Trägerschaft	Unterschiede/ Besonderheiten (Auswahl)
Landesstelle für Alltagskultur, Stuttgart	1923 Land Baden-Württemberg, Landesmuseum Württemberg in Stuttgart; Referat innerhalb der Abteilung Populär- und Alltagskultur, Museum der Alltagskultur Schloß Waldenbuch	Alltagsleben im Südwesten, Themenschwerpunkte: Transformationsprozesse, Mobilität, Diversität, Tradition/Innovation und Umwelt; neue Dokumentationsschwerpunkte „Mobilität“ sowie „IKE in Baden-Württemberg“
Landesstelle für Regional- und Alltagskultur, Staufen	1960, Land Baden-Württemberg, Badisches Landesmuseum in Karlsruhe: staatliche Einrichtung auf Grundlage der privaten Sammlung von Johannes Künzig	1950 Übernahme der von Eugen Fehrle betreuten Materialsammlungen (Badisches Flurnamenarchiv, Badische Belegmaterial der Fragebogenerhebung zum Atlas der deutschen Volkskunde) aus dem aufgelösten Heidelberger Institut; Bereitstellung der vorhandenen Sammlungen für Wissenschaft und Öffentlichkeit (Digitalisierung, Verschlagwortung und Bereitstellung auf Online-Portalen), Sammlungsauftrag zur Alltagskultur und Regionalgeschichte Badens
Sorbisches Institut e. V. / Serbski Institut, Abteilung Kulturwissenschaft, Bautzen / Budyšin	1992 Land Sachsen; Neugründung und Neuprofillierung, privatrechtliche Organisationsform e. V. mit Sitz in Bautzen und einer Zweigstelle in Cottbus; institutionelle Förderung durch die Stiftung für das sorbische Volk Załožba za serbski;	Kultur, Sprache und Geschichte der Sorb*innen/Wend*innen in der Ober- und Niederlausitz, Forschung zu der aktuellen Situation, der Spezifik und dem Vergleich kleiner Kulturen in Europa; seit 2014 Abteilung Kulturwissenschaft mit zwei Schwerpunkten: Sorbische Kultur in der Moderne und Lebensweisen in der Lausitz im 21. Jahrhundert; Bestandsaufnahme/ Begleitforschung IKE/Konzept Kulturtourismus
Institut für Volkskunde der Deutschen des östlichen Europas (IVDE), Freiburg	1946 Land Baden-Württemberg; Arbeitsgrundlage §96 Bundesvertriebenengesetz; vormals Johannes-Künzig-Institut für ostdeutsche Volkskunde; 2013 IVDE	Dokumentation und Analyse der historischen und gegenwärtigen Populär- und Alltagskultur der Deutschen in und aus Ost-, Ostmittel- und Südosteuropa; Analyse kultureller Phänomene im Zusammenhang mit der europäischen Integration; 2017 Erinnerungskultur im Kontext von Flucht und Vertreibung; Ton- und Bildarchiv, Nachlässe

Name	Institutionelle Anbindung/Trägerschaft	Unterschiede/Besonderheiten (Auswahl)
Landesstelle für Berlin-Brandenburgische Volkskunde, Berlin	Vormals Landesstelle Brandenburg (Atlasprojekt); seit 1995 an der Humboldt-Universität zu Berlin, Institut für Europäische Ethnologie wiss. Abt. mit regionalem Schwerpunkt	Integrierter Arbeitsbereich in einem Konzept ethnologischer Forschung und Lehre, zwischen theoretischem Instrumentarium und dem Profil einer empirischen Forschungseinrichtung mit regionalem Schwerpunkt; Transformationsprozesse in Ostdeutschland; Nachlässe und Bildarchiv
Fachbereich Europäische Ethnologie/Volkskunde im Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa, Oldenburg	1989 Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa (BKGE); Ressortforschungseinrichtung im Geschäftsbereich der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien (BKM); An-Institut der Carl von Ossietzky-Universität in Oldenburg	Fragestellungen zur Kultur und Geschichte einzelner Regionen des östlichen Europas und ihre transkulturellen Verflechtungen; Bezug zu § 96 Bundesvertriebenengesetz; Herausgabe Online-Journal für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa (JKGE)
Institut für Volkskunde/Kulturanthropologie, Archiv für alltägliches Erzählen, Hamburg	Universität Hamburg	Forschungsarchiv, Schwerpunkte u. a. Lebenslauf- und Erzählforschung, Naturerfahrung und Naturbewusstsein in der Moderne, Technik als biografische Erfahrung
Quellen zur volkskundlichen Regionalforschung in Hessen/Archivbestände am Institut für Europäische Ethnologie/Kulturwissenschaft der Philipps-Universität Marburg/Lahn	Philipps-Universität Marburg, Institut für Europäische Ethnologie/Kulturwissenschaft	Erhebung und Archivierung von Materialien zur historischen Entwicklung und gegenwärtigen Gestaltung der Alltagskultur von der Hessischen Vereinigung für Volkskunde sowie den beiden Instituten an den Universitäten Frankfurt (Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie) und Marburg (Europäische Ethnologie/Kulturwissenschaft); 1980er-Jahre Aufbau Zeitungsarchiv

Name	Institutionelle Anbindung/Trägerschaft	Unterschiede/ Besonderheiten (Auswahl)
Volkskundliche Beratungsstelle für Thüringen, Hohenfelden	Vorläufer Folklorenzentren DDR; 1993 Land Thüringen; Volkskundliche Kommission für Thüringen e. V.; 1997 Gründung Volkskundliche Beratungs- und Dokumentationsstelle für Thüringen in Erfurt; seit 2020 am Freilichtmuseum Hohenfelden e. V.	Beratung und Forschung zu Immateriellem Kulturerbe; Zukunft der Heimatstuben und Bauen und Wohnen nach 1945; angewandte Kulturforschung und ‚Dienstleisterin‘ auf dem Gebiet der Volkskunde und der kulturell Agierenden in Thüringen; Vernetzungsplattform für Amateurmuseen/Heimatsstuben
Volkskundliche Beratungsstelle beim Landesheimatbund Sachsen-Anhalt e. V. und die volkskundliche Kommission für Sachsen-Anhalt, Halle	1993 Land Sachsen-Anhalt, Landesheimatbund Sachsen-Anhalt e. V., Dachverband der Heimat-, Kultur-, Geschichts-, Regional-, Bürger- und Ortsvereine	Erforschung, Pflege, Schutz und Gestaltung der heimatlichen Alltagswelt, Beratung IKE; Erhalt und Weiterentwicklung von Heimatstuben und -museen
Institut für Pfälzische Geschichte und Volkskunde (IPGV), Kaiserslautern	1953 Bezirksverband Pfalz; seit 1986 Umbenennung in Institut für pfälzische Geschichte und Volkskunde	Migrationsgeschichte von Pfälzer*innen und ihrer Nachkommen, Industriegeschichte der Region, Kulturlandschaften, Geschichte der jüdischen Bevölkerung, Burgen- und Klosterforschung, regionale Zeitgeschichte und Aufarbeitung der Weltkriegsepoche; Archiv mit Migrationskarteien; Flurnamen- und Bildarchiv
Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein e. V., Meldorf	1990 eingetragener Verein, ehrenamtlich; Finanzierung über Spenden und Mitgliedsbeiträge	Forum zum Austausch für alle volkskundlich-kulturhistorisch Tätigen in Schleswig-Holstein; Forschung und öffentliche Vermittlung durch Symposien sowie Entwicklung und Förderung von Ausstellungs- und Forschungsvorhaben in Kooperation mit universitären und außeruniversitären Einrichtungen

Name	Institutionelle Anbindung/Trägerschaft	Unterschiede/Besonderheiten (Auswahl)
Kultur- und Heimatpflege des Bezirks Oberpfalz, Regensburg	1950 Bezirksheimatpflege Bezirk Oberpfalz	Fokus auf Kultur- und Heimatpflege in der Region; vielfältige Übersetzungsleistungen zwischen aktueller Kultur- und Geschichtswissenschaft, kommunaler Kulturpolitik, Verbands- und Vereinsarbeit sowie populären Deutungen und Wissensbeständen; Trachtenerneuerung im Umfeld von Trachten-, Musik- und Schützenvereinen; Beratung IKE
Wossidlo Forschungsstelle für Europäische Ethnologie/Volkskunde, Rostock	1994–1999 zwei Projektstellen für die „Enzyklopädie des Märchens“; 1999 Zugehörigkeit zur Universität Rostock; 2002 Gründung der Gesellschaft zur Förderung des Wossidlo-Archivs (GWA)	Tradition und Wandlung/Innovation kultureller Ausdrucksformen im (primär) europäischen Kontext; Zusammenarbeit mit dem Heimatverband Mecklenburg-Vorpommern; Sammlungen und Archivbestände; „WossidiA“ Digitale Präsentation der volkskundlichen Sammlung Richard Wossidlos
Kulturanthropologisches Institut (KAI) des Oldenburger Münsterlands e. V., Cloppenburg	Neugründung 2018 der Landkreise Cloppenburg und Vechta, Universität Vechta und Museumsdorf Cloppenburg	Kulturelle Vielfalt; Aktuell: Forschungen zu Missionarinnen im Oldenburger Münsterland; Publikationen
Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde, Dresden	1997 Land Sachsen	Außeruniversitäre Forschungseinrichtung; Erschließung und Dokumentation von Quellen; Überlieferungen aus den Vorgängerinstitutionen des ISGV/DDR; Bildarchive, Nachlässe, Lebensgeschichtliches Archiv; Fokus Industrie- und Arbeiterkultur; Transformationsprozesse, Grenzregime; Wissenschaftsgeschichte Sachsen; IKE-Beratung

Die Unterschiede zwischen den verschiedenen Institutionen lassen sich vor allem im Zusammenhang mit ihrer Gründungsgeschichte und in Bezug auf die jeweiligen Vorgängerinstitutionen in Ost- und Westdeutschland festmachen. Umstrukturierungen, aber vor allem Umbenennungen zeigen, wie sich die Perspektive auf und der Gegenstand selbst verändert haben. Wenig überraschend sind die Verschiebungen von der Volkskunde hin zur Alltagskultur und zum Immateriellen Kulturerbe. Letzteres wird als zukunftsweisend gesehen und verspricht Ausbau und Erweiterungsmöglichkeiten in personeller wie finanzieller Hinsicht. Wie sieht es nun mit den Zukunftsperspektiven der Landesstellen aus?

Ausblicke: Zukunftsperspektiven volkskundlich-kulturwissenschaftlicher Landesstellen

In Vorbereitung auf die Tagung der Landesstellen in Stuttgart im April 2024 wurde im Vorfeld eine Befragung zu den Zukunftsperspektiven der Landesstellen durchgeführt.¹⁶ Dabei zeigte sich, dass neben praktischen Herausforderungen wie dem Bezug neuer Räumlichkeiten, der Digitalisierung der Bestände, neuen Vermittlungsformen wie Blogs, der Herausgabe von populärwissenschaftlichen Zeitschriften und der Konzeption von Online-Ausstellungen es vor allem die Sorge um die dauerhafte Existenz und den Erhalt ihrer Institution und damit auch der kulturwissenschaftlichen Perspektive ist, die viele umtreibt. Und es geht auch um die Frage nach dem Entwicklungspotenzial für Projekte jenseits der Beantragung von Drittmitteln. Die Einrichtung von Beratungsstellen im Kontext des immateriellen Kulturerbes scheint hier eine Möglichkeit zu sein. Sie versprechen ein partizipatives, wertschätzendes und bewahrendes Angebot mit entsprechender Finanzierung. Offen bleibt aber die langfristige Perspektive und die Frage, wie kritische Forschung und Beratungspraxis zu immateriellem Kulturerbe unter einem Dach zusammengehen können.

Die Schärfung des eigenen Profils, neue Kooperationen, Netzwerkarbeit, aber auch die digitale Erschließung und Verfügbarkeit der Bestände sind Aspekte, die ebenso viele beschäftigen. Auch die Folgen der Coronapandemie sind, was das Engagement und die Zusammenarbeit mit Ehrenamtlichen betrifft, noch immer spürbar.

Deutlich wurde aber auch der Anspruch, die Themen in der Region vertieft aufzugreifen zu wollen, gerade wenn es um Transformationsprozesse wie den Strukturwandel im Braunkohlerevier in NRW geht. Was die Region diskutiert und in der Region interessiert wird als roter Faden gesehen für die Forschungs- und Sammlungsinteressen vor Ort. Die Landesstellen als „Kulturkümmerer“ (Interview Aka 2022) tragen dazu bei, lokale Kompetenz und ehrenamtliches Engagement der Vielen in Museen,

16 Online-Umfrage Februar 2024. Fragen zu vier Themenbereichen: Zukunft, Forschung, Medien und Kulturpolitik.

Heimat- und Geschichtsvereinen zu stärken und nicht nur Wissen zu vermitteln, sondern auch dieses zurückzugeben und Gefühle der Zugehörigkeit und des Zusammenhalts zu erzeugen und so eine soziale Funktion zu erfüllen.

Die Landesstellen sind nicht erst seit heute im Dazwischen angesiedelt, zwischen Universität und Fachwissenschaft auf der einen Seite und zwischen Öffentlichkeit und Gesellschaft auf der anderen. Was als Schnittstellenfunktion einen gewissen Charme hat, ist auch eine Herausforderung, denn als Institutionen praktischer Kulturarbeit sind die Landesstellen abhängig von der Nachfrage nach ihrer Expertise – auch um ihre Relevanz unter Beweis stellen zu können. Anfragen aus der Politik, von Fachkolleg*innen, den Medien, Hobbyforscher*innen oder Sammler*innen bieten die Chance, wahrgenommen zu werden und die eigene Bedeutung zu unterstreichen.

Dabei ist auch den Veränderungen der Wissenschafts- und Bildungslandschaft insgesamt Rechnung zu tragen: der Digitalisierung, dem höheren Stellenwert von Kooperationen, Interdisziplinarität und Netzwerkbildung, dem freien Zugang zu Forschungsergebnissen (Open Science/Open Access) oder den Erwartungen an Nachhaltigkeit und eine verantwortungsvolle, dem Gemeinwohl dienende Wissenschaft. Daraus ergeben sich für die primär im Dazwischen angesiedelten Landesstellen neue Fragen und Themen in Bezug auf ihr Selbstverständnis, ihre Ausrichtung, Arbeitsweisen und Kooperationsmöglichkeiten, die es noch weiter auszuarbeiten gilt: Wie wird sich das Verhältnis von universitärer und angewandter Kulturarbeit bzw. zwischen Wissenschaft und Praxis zukünftig entwickeln? Welche Anwendungsfelder von Kulturwissen warten darauf, noch entdeckt zu werden, und vor allem durch wen? Mit welchen Zwängen im Hinblick auf Wissensformen (etwa den Stellenwert von Erfahrungswissen oder Alltagswissen) und -praktiken (z. B. in Bezug auf Beratung und Expertise) ist noch zu rechnen? Diese werden durch unterschiedliche Faktoren wie institutionelle Zwänge (administrative Aufgaben, Finanzierungsstrukturen), politische Zwänge (Forschungspolitik, Ethikrichtlinien) oder ökonomische Zwänge (Marktorientierung, Kommerzialisierung) beeinflusst.

Für die Zukunftsfähigkeit der Landesstellen und die Nachhaltigkeit ihrer Arbeit ist es daher nicht nur entscheidend, sich mit Themen und Vermittlungsformaten an gesellschaftlichen Bedürfnissen zu orientieren und diese zu bedienen, sondern sich auch mit den Fragen nach dem Potenzial kulturwissenschaftlicher Praxisformen zu beschäftigen.

Literatur

Baisch, Christian. 2023. „Portal Alltagskulturen im Rheinland: Vernetztes kulturelles Erbe.“ Beitrag im Panel „Digitale ethnografische Archive. Theorie- und Praxisperspektiven auf den Umgang mit Kulturerbe im digitalen Alltag“. Kongress der Österreichischen Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft (ÖGEKW): „Alltage und Kultur/en der Digitalität“. (Tagungsband in Vorbereitung)

- Baldenhofer, Jörg et al. 1995. *Schwäbische Tüftler: der Tüftler ein Schwabe? Der Schwabe ein Tüftler?* Begleitbuch zur Ausstellung im Württembergischen Landesmuseum Stuttgart, 13. 10. 1995–18. 01. 1996. Stuttgart.
- Bürkert, Karin. Hrsg. 2024. *Alltag, Konflikt, Wandel: In Nachbarschaft zum Kernkraftwerk*. Tübingen: EKW-Verlag.
- Friedreich, Sönke und Ira Spieker, Hrsg. 2021. *Alltag, Kultur, Wissenschaft: Die volkskundlich-kulturanthropologischen Institute und Landesstellen* (ISGV digital. Studien zur Landesgeschichte und Kulturanthropologie, 3), hrsg. von Enno Bünz, Andreas Rutz, Joachim Schneider und Ira Spieker. Dresden: Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde.
- Gramm, Bernadette. 2023. „Die August-Lämmle-Schule in Leonberg wird umbenannt.“ In *feld & wege. 100 Jahre Forschung und Dokumentation – von der Volkskunde zur Alltagskultur*, hrsg. vom Landesmuseum Württemberg-Landesstelle für Alltagskultur, 32–37. Stuttgart: arthistoricum.net-ART-Books. doi:10.11588/arthistoricum.1405.c20007.
- Hampp, Irmgard. 1972. „Die Landesstelle für Volkskunde in Stuttgart.“ *Denkmalpflege in Baden-Württemberg* 1: 19–20.
- Haug, Elisabeth. 2021 (1999). „Die Landesstelle für Volkskunde, Staufen: Eine Außenstelle des volkskundlichen Fachreferates des Badischen Landesmuseums.“ In *Alltag, Kultur, Wissenschaft: Die volkskundlich-kulturanthropologischen Institute und Landesstellen* (ISGV digital. Studien zur Landesgeschichte und Kulturanthropologie, 3), 232–247. Dresden: Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde. <https://doi.org/10.25366/2021.85>.
- Lohß, Max. 1932. *Das Bauernhaus in Württemberg und angrenzenden Gebieten*. Heidelberg: C. Winter.
- Moser, Johannes, Jens Stöcker und Alois Döhring, Hrsg. 2005. *Volkskundliche Forschung und Praxis im regionalen Kontext: Eine Präsentation der „Landesstellen“ im deutschsprachigen Raum*. Dresden: Thelem.
- Schmoll, Friedemann. 2009. *Die Vermessung der Kultur: Der „Atlas der deutschen Volkskunde“ und die Deutsche Forschungsgemeinschaft 1928–1980*. Stuttgart: Franz Steiner Verlag.
- Schmoll, Friedemann. 2020. „Volkskunde 70: 50 Jahre Falkenstein – ein Ordnungsversuch.“ *Zeitschrift für Volkskunde* 116 (2): 217–240. <https://doi.org/10.31244/zfvk/2020/02.03>.
- Schöck, Gustav. 2005. „Die Landesstelle für Volkskunde.“ In *Volkskundliche Forschung und Praxis im regionalen Kontext: Eine Präsentation der „Landesstellen“ im deutschsprachigen Raum*, hrsg. von Johannes Moser, Jens Stöcker und Alois Döhring, 141–146. Dresden: Thelem.
- Staatsarchiv Ludwigsburg. Hrsg. 2019: *Der „Schwäbische Dichterkreis“ von 1938 und seine Entnazifizierung*. Ludwigsburg.
- Simon, Michael, Hrsg. 1999. *Volkskundliche Arbeit in der Region: Ein Wegweiser zu den „Landesstellen“ im deutschsprachigen Raum*. Dresden: Thelem.
- Speidel, Markus. 2024. „Das Pop-up-Museum: Wissen generieren und Zugangsschwellen senken am authentischen Ort.“ In *Alltag, Konflikt, Wandel: In Nachbarschaft zum Kernkraftwerk*, hrsg. von Karin Bürkert, 310–322. Tübingen: EKW-Verlag
- Stieglitz, Leo von. 2000a. *Alltags-Ansichten – Skizzen und Bilder des Stuttgarters Ernst Kunkel (1894–1984)*. Begleitheft zur gleichnamigen Ausstellung im Museum für Volkskultur in

- Württemberg, Waldenbuch, Schloss, 18. Mai 1994 bis 28. August 1994 [Württembergisches Landesmuseum Stuttgart].
- Stieglitz, Leo von. 2000b. *Zünfte in Württemberg. Regeln und Zeichen altwürttembergischer Zünfte vom 16. bis zum 19. Jahrhundert*. Begleitbuch zur Ausstellung im Württembergischen Landesmuseum Stuttgart, 7. 5. 2000-17. 9. 2000, Stuttgart.
- Stieglitz, Leo von. 1994. „Bericht zur Tagung der Landesstellen.“ *dgv-Informationen*.
- Weinhold, Karl. 1891. Zur Einleitung. *Zeitschrift des Vereins für Volkskunde* 1: 1–9.
- Zinn-Thomas, Sabine. 2022. „Jedem zur Freud, niemand zu Leid‘? Fastnächtliches Brauchregime als ‚lebendiges‘ Kulturerbe.“ In *Kulturerbe als kulturelle Praxis – Kulturerbe in der Beratungspraxis*, hrsg. von Daniel Drascek, Helmut Groschwitz und Gabriele Wolf, 173–192. München: Institut für Volkskunde der Kommission für bayerische Landesgeschichte bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.
- Zinn-Thomas, Sabine und Angelika Merk. 2024. „Zum Umgang mit dem nuklearen Erbe in Baden-Württemberg: Von den Zukunftsversprechen der Vergangenheit zu den Zukunftsperspektiven der Gegenwart.“ In *Alltag, Konflikt, Wandel: In Nachbarschaft zum Kernkraftwerk*, hrsg. von Karin Bürkert, 286–299. Tübingen: EKW-Verlag.

Quellen

- Ewigleben, Cornelia: Brief an das Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst Baden-Württemberg vom 10. 02. 2006. Seiten 1–3. Landesstelle für Alltagskultur.
- Ewigleben, Cornelia: Sammlungskonzeption des Landesmuseums Württemberg. Präambel. Stand 5. 6. 2011. S. 1-3.
- Konferenzsätze Württemberg, Landesstelle für Alltagskultur Stuttgart. Landesstelle für Alltagskultur Sig. LSVK-KA 1 bis LSVK-KA 493.
- Sprachaufsätze Württemberg, Landesstelle für Alltagskultur, Stuttgart. Landesstelle für Alltagskultur Sig. LSVK-SP 01-01 bis LSVK-SP 68-02.
- Prinz, Gerhard und Stieglitz, Leo von: Interner Bericht „Zur Situation der Landesstelle für Volkskunde für die Perspektivsituation am 21. 7. 2015“ (15. 07. 2015) Landesstelle für Alltagskultur Sig. LVS-R 0814.
- Stieglitz, Leo von: Interner Bericht „Perspektiven der Landesstelle für Volkskunde“ (12. 06. 2015). Landesstelle für Alltagskultur Sig. LVS-R 0815.
- Stieglitz, Leo von: Notiz 2017. Landesstelle für Alltagskultur Sig. LVS-R 0816.
- Stieglitz, Leo von: Interner Bericht „Standpunkte zur Landesstelle für Volkskunde“ (24. 09. 2006). Landesstelle für Alltagskultur Sig. LVS-R 0805.
- Stieglitz, Leo von: Interner Bericht „Eine Einführung in die Geschichte – oder die Fußstapfen“ (07. 01. 2019) Seiten 1–3. Landesstelle für Alltagskultur Sig. LVS-R 0806.
- Zinn-Thomas, Sabine: Interview mit Gustav Schöck (2022).
- Zinn-Thomas, Sabine: Interview mit Thomas Brune (2023).
- Zinn-Thomas, Sabine: Interview mit Lisa Maubach (2022).
- Zinn-Thomas, Sabine: Interview mit Christine Aka (2022).
- Zinn-Thomas, Sabine: Interview mit Ira Spieker (2022).
- Online-Umfrage Februar 2024. Fragen zu vier Themenbereichen: Zukunft, Forschung, Medien und Kulturpolitik.

Verbundprojekt Kultur Wissen vernetzt: <https://www.alltagskultur.info/kulturwissen/>.

Google Arts & Culture Präsentation 2019: Tracht tragen heute. Zwischen Tradition und Spaßkultur. <https://artsandculture.google.com/story/sgWhJePOEOD9EQ> (09.07.24).

Google Arts & Culture Präsentation 2023: Wandern, so geht's?! https://artsandculture.google.com/story/AgWRi_yRT1Hbeg (09.07.24).

Google Arts & Culture Präsentation 2024: Nachbar Kernkraftwerk. Vom Dorfleben vor und nach dem Atomausstieg. <https://artsandculture.google.com/story/YwVBX7NhPIsdMw> (09.07.24).

Birgit Johler, Lioba Keller-Drescher, Jan C. Watzlawik

Professionelle Improvisation

Doing (Summer School) Museologie

*Birgit Johler, Lioba Keller-Drescher, Jan C. Watzlawik
Professional Improvisation – Doing (Summer School) Museology*

Abstract: Lioba Keller-Drescher (Münster) and Birgit Johler (Graz) have been organising the Summer School Museology at the LWL-Freilichtmuseum Detmold since 2021. In the spirit of research-based learning, the museum becomes a place and object of research for a week. The participants work on theoretical and practical issues concerning the collection, develop curatorial and educational concepts and present the results to the public at the end of the week in the form of an exhibition. In this way, the programme is geared equally towards the need for practical training and young talent in the museum profession, as well as bringing university and museum closer together. The professional improvisation that such a format requires is intended as an impulse for the development of teaching formats in times of AI.

Using three posters and six photographs, Jan C. Watzlawik (Dortmund) conducts an interview with the two organisers on the genesis, programme and practice of the Doing Summer School Museology.

Keywords: Summer School; Museology; Museum; Open-Air Museum; Research-based Learning

Das Institut für Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie der Universität Münster veranstaltet gemeinsam mit dem LWL-Freilichtmuseum Detmold, Westfälisches Landesmuseum für Alltagskultur, seit 2021 eine einwöchige Summer School zu aktuellen Themen und Aufgaben von Museen. Die Teilnehmer:innen bekommen vertiefende Einblicke in das Museum als Praxisfeld, als Forschungsort, als Sammlungs- und Vermittlungsinstitution und vieles mehr.

Dabei stellt das wissenschaftlich-kuratorische Konzept nicht Vorträge, Referate und Fachexpertise in den Mittelpunkt, sondern Forschendes Lernen: Für die Teilnehmer:innen wird das Freilichtmuseum eine Woche lang zum Forschungsort und Forschungsgegenstand. Sie bearbeiten sammlungstheoretische und -praktische Fragen, erarbeiten kuratorische und vermittlerische Konzepte und präsentieren die Ergebnisse am Ende der Woche in Form einer Ausstellung der Öffentlichkeit. Das Freilichtmuseum Detmold, 1960 gegründet und 1971 unter der Leitung des Volkskundlers Josef Schepers (1908–1989) eröffnet, gilt heute als das größte Freilichtmu-

seum in Deutschland. Mit dem von Schepers entwickelten Konzept der „Zeitschnitte“ wurden die einzelnen Häuserobjekte entwickelt. Im Fokus stand die Darstellung des ländlichen Lebens und der bäuerlichen Kultur in den historischen Landschaften von Westfalen vom 16. bis ins 19. Jahrhundert. In jüngerer Zeit werden auch das 20. Jahrhundert sowie zeitgeschichtliche Themen berücksichtigt und nach Möglichkeit die Geschichte der Häuser mit der Geschichte ihrer Bewohner:innen verknüpft. Unter dem 2022 ausgerufenen Thema „Museum under construction“ und aktuell für 2024 „MAKING OF – Museum im Werden“ stellt das Freilichtmuseum museologische Fragen an das Konzept und seine Tätigkeitsfelder und stellt zugleich das im Bau befindliche innovative Ausstellungs- und Eingangsgebäude vor. Das Format Summer School, das zum ersten Mal im Sommersemester 2021 im Freilichtmuseum stattfand, ist ebenfalls *under construction* und wird hier als ein Lehrforschungsformat weiterentwickelt, das sich gleichermaßen am Bedarf praxisnaher Ausbildung und dem Nachwuchsbedarf des Berufsfeldes Museum orientiert sowie Universität und Museum enger verzahnt.

Anhand von drei Plakaten und sechs Fotografien führt Jan C. Watzlawik (Dortmund) ein Interview mit Lioba Keller-Drescher (Münster) und Birgit Johler (Graz), den beiden Leiterinnen der Summer School Museologie.

JCW: Liebe Lioba Keller-Drescher, liebe Birgit Johler, ihr beiden führt die Summer School Museologie bald im vierten Jahr durch. Könnt ihr was zur Vorgeschichte erzählen? Wie habt ihr beiden und das Freilichtmuseum Detmold damals zusammengefunden? Wie kam es zur ersten Summer School? Wie ist deren Grundkonzept und eure Programmatik?

LKD: Zur Vorgeschichte kann ich sagen, dass die Idee schon vor meinem Antritt in Münster im Rahmen der Studiengangsentwicklung im Fachbereich durch meine Kollegin Elisabeth Timm und weitere Kolleg:innen aus Kunstgeschichte und Geschichte angedacht war, um Museologie verstärkt am Fachbereich zu etablieren. Und dazu gehörte unter anderem die Idee einer Summer School. Da meine Stelle den Schwerpunkt in Museum, Sammlung, Materieller Kultur hat, habe ich das dann aufgenommen und im Austausch mit anderen entwickelt. Das erklärt ein bisschen auch, warum das eine reguläre Lehrveranstaltung ist, die für museumsaffine Masterstudiengänge angeboten wird. Sie sollte also von Anfang an ein interdisziplinäres Lehrformat sein. Einiges, was wir zunächst angedacht hatten, hat sich so fachbereichsintern nicht entwickelt, aber die Summer School läuft. Das Freilichtmuseum als Kooperationspartner bot sich dafür dann aus mehreren Gründen an, denn mit ihm, seiner Leitung und seinen Schwerpunkten war das Institut von Beginn an stark verbunden, und das ist immer noch so, zum Glück. Wir haben im engen Austausch die Möglichkeiten einer solchen Veranstaltung mit und vor allem im Museum ausgelotet. Ich konnte eine wissen-

schaftliche Hilfskraft zur Unterstützung einstellen und vor allem konnte ich Birgit Jöhler mit in das Team holen. Die Uni ermöglicht über ein Fellowship-Programm, internationale Kolleg:innen für eine begrenzte Zeit für Forschung und Lehre nach Münster zu holen. Birgit kannte und schätzte ich als wissenschaftliche Kuratorin schon, und dass wir gut miteinander arbeiten können, war so eine Hoffnung. Die hat sich erfüllt. So kamen wir zusammen und dann haben wir angefangen, darüber nachzudenken, was wir eigentlich genau machen wollen.

JCW: Angefangen hat es mit der „Sammelschool 2021: Das Alltagsmuseum unterwegs zu einer Zukunft der Gegenwart“, zu der wir das Plakat sehen (Abb. 1).

LKD: Dieses Plakat entstand als Ausstellungsplakat. Und das, was wir im oberen Teil des Bildes sehen, ist eine kleine Publikation, die wir hinterher über die Ausstellung gemacht haben. Also das Thema Sammlung war gesetzt, aber der Titel der Ausstellung und ob es überhaupt eine Ausstellung werden würde, wurde dann erst während der Summer School entwickelt.

JCW: Ihr vermittelt den Eindruck, dass sowohl für die Museologie als auch für die Summer School Museologie das Sammeln am Anfang steht. Bei dem Cover der Publikation fällt auf, dass viele Notations- und Vermessungsinstrumente gezeigt werden. Wir sehen Gliedermaßstäbe, Feldtage- oder Notizbücher. Was hat es damit auf sich?

BJ: Vielleicht bringe ich mich an diesem Punkt ein, auch als Ergänzung zu dem Titel, den ich nach wie vor sehr schön und passend finde. Er steht stellvertretend für unsere Arbeitsweise. Er ist im Gemeinsamen entstanden, im Gemeinsam-über-die-Ausstellung-Nachdenken, -Reflektieren. Diesen Moment habe ich intensiv in Erinnerung. Die hier abgebildeten Objekte sind die Forschungswerkzeuge, die man braucht, wenn man forschend ins Museum geht, wenn man im Museum arbeitet. Sie verweisen auf der einen Seite auf unsere Arbeit im Museum und gleichzeitig auf das Thema dieser ersten Summer School: eine Forschungsgruppe von Studierenden in der Zeit der Covid-Pandemie. Das waren die Dinge, die in den Rucksäcken und Gepäckstücken der Studierenden mit dabei waren und die wir hier in die Diskussion zum Thema „Gegenwart sammeln“ eingebracht haben.

JCW: Das heißt, ihr versteht eure Summer School als ein temporär beschränktes Lehrforschungsprojekt, bei dem es einerseits um die Lehre der Museologie für eine interdisziplinäre Gruppe von Studierenden geht, andererseits aber um angewandte Forschung zur Museologie?

BJ: Genau. Es ist eine Anforderung an uns, Museologie zu lehren und vor Ort auch anzuwenden. Das Ergebnis ist dann als Ausstellung zu sehen – eine konzeptionelle, reflektierte Auseinandersetzung mit dem jeweiligen Thema.



Sammelschool 2021

Das Alltagsmuseum unterwegs
zu einer Zukunft der Gegenwart

Eine Ausstellung der *Summer School Museologie*
der WWU Münster, Institut für Kulturanthropologie/
Europäische Ethnologie im LWL-Freilichtmuseum
Detmold, Westfälisches Landesmuseum für
Alltagskultur

Einladung zur Ausstellungseröffnung

Sammelschool 2021

Das Alltagsmuseum unterwegs
zu einer Zukunft der Gegenwart

Eine Ausstellung der *Summer School Museologie*
der WWU Münster, Institut für Kulturanthropologie/
Europäische Ethnologie im LWL-Freilichtmuseum Detmold

Freitag 30. Juli | 14 Uhr
Paderborner Dorf | Haus Schwenger | 1. OG

Abb. 1: Publikation und Plakat zur Studienaussstellung „Sammelschool 2021: Das Alltagsmuseum unterwegs zu einer Zukunft der Gegenwart“ von Masterstudierenden Kulturanthropologie, Geschichte, Kunstgeschichte der Universität Münster. LWL-Freilichtmuseum Detmold 2021 (© Lisa Schöne)

JCW: Vom Plakat eurer ersten Summer School gehe ich über zu den der beiden folgenden: „Soviel ist unsicher. Annäherung an ein prekäres Leben“ 2023 (Abb. 2a) und „Schichten unter Schichten, Fragen über Fragen. Ein Behelfsheim aus Lippe“ 2022 (Abb. 2b). Hier fällt auf, dass Architekturen gezeigt werden. Einmal das erwähnte Behelfsheim aus Lippe, überrannt von Stockrosen. Auf dem anderen Plakat der Aufriss eines Bauernhauses sowie das stilisierte Logo der Universität Münster. Warum stehen hier Häuser oder Architekturen im Mittelpunkt? Und wie ist das Verhältnis zwischen der Universität, die hier durch das fürstbischöfliche Residenzschloss vertreten ist, und dem Fachwerkhaus aus dem Museum?

LKD: Ich muss ein bisschen lachen. Es geht tatsächlich gar nicht um Architektur. Es geht um Häuser, und die Häuser sind die Großexponate des Freilichtmuseums. Deswegen kommt man an den Häusern gar nicht vorbei. Sie sind das Freilichtmuseum. Deswegen gibt es immer wieder einen thematischen Zusammenhang mit den Häusern. Wir setzen bei den Häusern an, die nicht so sehr im Zentrum des normalen musealen Alltags in diesem Freilichtmuseum sind. Es sind eigentlich zwei Gebäude der Randständigkeit, die hier gezeigt werden. Einmal dieses sogenannte Behelfsheim, ein Thema, das das Museum 2022 gerade angefangen hatte zu bearbeiten, weil sie die Reste eines Behelfsheim hatten, die da aufgebaut werden sollten. Und daran konnten wir anknüpfen und uns mit diesem Themenbereich beschäftigen. Mit den Fragen: Was ist eigentlich mit dieser Art von Gebäude, wenn es in ein Museum kommt – das sonst in der Hauptsache aus stattlichen alten Häusern besteht – und das hier eine Art von Moderne repräsentiert, die aber aus sehr bedenklichen Zusammenhängen der NS-Bauplanung stammt? Wie kann man damit umgehen? Wie soll man das auf- und ausstellen? Was ist die Geschichte, sind die Geschichten, die da drin und drunter sind? Das Gebäude auf dem Plakat „Soviel ist unsicher“ soll eben nicht ein stattliches Haus zeigen, sondern das brüchige Haus von Bewohner:innen, die am Rande der dörflichen Gesellschaft leben und da irgendwie überleben müssen. Das ist aber ein Gebäude, das schon zu diesem Thema im Museum steht und dessen Einrichtung und Narration in den nächsten Jahren überarbeitet werden soll. Wir haben versucht, in der Summer School 2023 zu überlegen, wie kann man diese prekären Lebensformen, die eine große Normalität der historischen Dorfgesellschaften zeigen, aber selten so thematisiert werden, wie können die im Museum an einem konkreten Fall erarbeitet, neu gedacht und neu ausgestellt werden? Und deswegen kümmern wir uns weniger um Architektur, sondern mehr um die Möglichkeiten, die die Gebäude oder die Geschichten dieser Gebäude, die Menschen dieser Gebäude und ihre Neuentwicklung bieten. Und das steht tatsächlich in einem gewissen Spannungsverhältnis zu dem Schloss in Münster, das in stilisierter Weise die Universität repräsentiert.

JCW: Diese Großobjekte sind nicht nur Thema oder Anknüpfungspunkt, sondern auch Ort der Summer School. Dies zeigt ein Bild von 2021 (Abb. 3). Zu sehen ist das

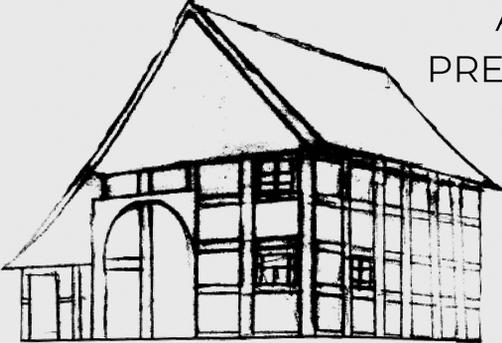
 **WWU**
MÜNSTER

**SOVIEL
IST
UNSICHER**

summer school

Eine Studienausstellung von Masterstudierenden
der Kulturanthropologie, Kunstgeschichte und Geschichte
der Universität Münster im Rahmen der
Summer School 'Museologie' 2023 des Instituts für
Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie, Münster.

**ANNÄHERUNGEN
AN EIN
PREKÄRES
LEBEN**
2023



Im LWL-Freilichtmuseum Detmold, Westfälisches
Landesmuseum für Alltagskultur.
Atelier Haus Schwenger.
Während der Öffnungszeiten des Museums. Eröffnung
am 21. Juli 2023 um 14:00 Uhr im Haus Schwenger.

wissen.leben

LWL
Für die Menschen.
Für Westfalen-Lippe.

Abb. 2a: Plakat zur Ausstellung „Soviel ist unsicher. Annäherungen an ein prekäres Leben“ von Masterstudierenden Kulturanthropologie, Geschichte, Kunstgeschichte der Universität Münster. LWL-Freilichtmuseum Detmold 2023 (© Studierendengruppe)

Schichten unter Schichten, Fragen über Fragen – Ein Behelfsheim aus Lippe

Eine Ausstellung von Masterstudierenden Kulturanthropologie und Kunstgeschichte der Universität Münster im Rahmen der Summer School 'Museologie' 2022 des Instituts für Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie, Münster



© LWL-Freilichtmuseum Detmold

LWL-Freilichtmuseum Detmold

Galerie im Haus Schwenger/Paderborner Dorf,
vom 22. Juli bis 30. Oktober 2022 während der
Öffnungszeiten des Museums

Abb. 2b: Plakat zur Ausstellung „Schichten unter Schichten, Fragen über Fragen – Ein Behelfsheim aus Lippe“ von Masterstudierenden Kulturanthropologie, Geschichte, Kunstgeschichte der Universität Münster. LWL-Freilichtmuseum Detmold 2022 (© Birgit Johler)



Abb. 3: Ausstellungsraum der „Sammelschool 2021“ im Haus Schwenger im Paderborner Dorf des LWL-Freilichtmuseums Detmold (© Lioba Keller-Drescher)

Innere eines dieser Häuser, das nicht Thema einer Untersuchung war, das aber ein wichtiger Ort für euch zu sein scheint.

BJ: Dieses Foto ist in dem Ausstellungsraum aufgenommen, den wir bislang jedes Jahr bespielen konnten. Er wird uns vom Museum zur Verfügung gestellt und wir suchen ihn zu Beginn der Woche gemeinsam auf, um den Raum zu verstehen, auch in seinen Dimensionen, um zu wissen, was können wir überhaupt machen, wie viel können wir da überhaupt reinpacken? Dieser Raum ist praktisch gelegen, sehr nahe an unserer Unterkunft, und das finde ich, ergänzend zu dem, was Lioba Keller-Drescher gesagt hat, auch noch mal das ganz Besondere an diesem Ort Freilichtmuseum. Es ist einerseits Forschungsort, der diese Forschungsobjekte sozusagen verstreut in diesem Feld für uns bereithält, es ist aber eben auch Aufenthaltsort. Hier tauchen wir für eine Woche auf vielen Ebenen in das Museum ein. Das Foto zeigt einfach gut unsere Arbeitsweise: Jede:r ist gefragt. Wir sind ein Team. Wir machen alle alles. Beziehungsweise versuchen wir auch einzelne Skills, Kompetenzen im Laufe der Woche

herauszufinden. Es bilden sich Teams, und dann findet natürlich auch eine gewisse Arbeitsteilung statt. Aber im Grunde ist jede:r angehalten, immer und überall anzupacken.

JCW: Wir befinden uns hier im Ausstellungsraum des Hauses Schwenger im Paderborner Dorf, wo ja einige Wechselausstellungen des Museums zu sehen sind. Es wirkt so, als wenn er nicht nur Ausstellungsraum, sondern auch euer Arbeitsraum ist. Welche anderen Räumlichkeiten könnt ihr noch nutzen?

LKD: Wir haben das Übernachtungshaus des Freilichtmuseums zu unserer Verfügung mit einem großen Arbeitsraum und diesen Wechselausstellungsraum. Aber wir sind in der komfortablen Lage, dieses Übernachtungshaus für uns zu haben, mit allen Einrichtungen, mit allen Möglichkeiten drinnen und draußen. Das ist, glaube ich, auch so eine Besonderheit unserer Summer School, dass wir da mitten im Museum wohnen und uns da autonom versorgen und das Museum für uns haben, sobald um 18 Uhr alle gegangen sind.

JCW: Die örtliche Gebundenheit und auch Geschlossenheit erinnert etwas an die Filme „Nachts im Museum“. Diese besondere Situation führt sicherlich zu einer ganz eigenen Gruppendynamik. Wie ist denn das Verhältnis zwischen Lehrenden und Studierenden, wenn man tatsächlich fünf, sechs, sieben Tage am Stück aufeinander sitzt? Und gibt es neben euch noch andere Personen, die eingebunden sind?

LKD: Der Aufwand ist zu hoch, dass man es nur mit zwei Lehrenden bestreiten könnte. Man braucht einfach den Support durch ein, zwei andere Personen im Hintergrund als Assistenz, weil ja auch die tägliche Daseinsfürsorge irgendwie geregelt werden muss und sehr viel Organisatorisches und auch Vermittelndes mit dem Museum. Letztes Jahr haben uns die Museumsvolontärin und meine Mitarbeiterin unterstützt. So bildet sich da eine kleine Gruppe, die für Organisation und Lehre zuständig ist. Dazu kommen die Studierenden. Das Haus hat nur eine gewisse Kapazität, man kann das nicht sehr weit ausdehnen. Manchmal ist der Zuspruch höher, manchmal ist er etwas geringer. Es hing auch eben mit der Corona-Situation zusammen. So sind wir dann insgesamt zwischen 15 und 18 Personen im Haus, und mehr geht auch nicht. Und wie ist das Verhältnis? Erstaunlich harmonisch! Zu meiner eigenen Überraschung. Es tauchen eigentlich keine Konflikte auf. Birgit und ich haben ein unterschiedliches Verhältnis zu den Studierenden. Das hängt einfach auch mit unseren unterschiedlichen Rollen zusammen, die wir da wahrnehmen als unterschiedliche Lehrende. Das macht es aber auch interessanter.

BJ: Ich denke, es hat auch was mit der Summer School an sich zu tun, die ja auch auf etwas hinarbeitet. Das gemeinsame Ziel, das Produkt, das am Ende präsentiert werden soll, ist eine Ausstellung. Und das ist vielleicht dann auch der Unterschied zu



Abb. 4: Aufsteller mit improvisierten Post-it-Wegweisern für die „Sammelschool 2021“ am LWL-Freilichtmuseum Detmold (© Birgit Johler)

einer Exkursion, wo es andere Anforderungen gibt oder die andere Aspekte abdeckt. Hier entwickeln wir gemeinsam etwas und setzen es gemeinsam um. Und am Ende der Woche – wir richten jeweils eine WhatsApp-Gruppe ein – ist es auch manchmal richtig emotional: Dieser Moment der Eröffnung und auch die Momente der Verabschiedung, da sieht man, was im Laufe einer Woche auf einer sozialen Ebene auch passiert. Und diese Kommunikation über die WhatsApp-Gruppe geht mitunter nach der Summer School unter den Studierenden noch weiter. Da entstehen auch freundschaftliche Beziehungen.

LKD: Vielleicht kann man das noch mal ergänzen, und vielleicht ist hier der Begriff auch mal ganz gut, den wir sonst aus der Theorie kennen: Community of Practice. Es ist eine Community of Practice für eine gewisse Zeit, die sich da zusammenfindet und eine Gruppe bildet, ein Produkt hervorbringt.

JCW: Auf dem nächsten Bild (Abb. 4) bekommen wir einen kleinen Einblick, ohne viel von einem Produkt zu sehen. Es gibt aber einen Hinweis darauf, nämlich ein Hinweissystem: die Wegweiser zur Ausstellung im ersten Obergeschoss. Da sind professionell gestaltete und gedruckte Plakate auf DWD-Platten geklebt und mit Post-its versehen. Das ist ein interessanter, ästhetischen Ansatz. Diese Mischung aus Professionalität und Improvisation – vielleicht ist es ja auch professionelle Improvisation – scheint

auch für eure Summer School sowie das kuratorische und ästhetische Vorgehen zu stehen.

BJ: Mir gefällt dieses Bild einer professionellen Improvisation eigentlich sehr gut, weil es gut umreißt, wie wir arbeiten und auch mit welchen Möglichkeiten wir arbeiten können. Das Professionelle ist tatsächlich diese Herangehensweise, nämlich wissenschaftlich und museologisch an das Thema, an die Konzeption der Ausstellung heranzugehen. Wir forschen, wir befragen ein Haus oder was eben unser Thema ist, wir konzipieren. Und das tun wir alles sehr überlegt. Das heißt, alles, was in der Ausstellung zu sehen ist, ist konzeptionell gedacht, wurde diskutiert und in einem gemeinsamen Entscheidungsprozess so festgelegt. Gleichzeitig schauen wir immer nach den Möglichkeiten und Ressourcen vor Ort. Was kann uns das Museum bieten? Was kann man an Materialien noch in Detmold besorgen? Inzwischen wissen wir, was es gibt und was nicht. Wenn man durch die Ausstellung geht und erkennt, da fehlt eigentlich noch sowas wie ein Leitsystem, dann ist die Überlegung, wie lässt sich schnell so etwas implementieren? Und dann findet sich jemand, die oder der hier etwas hinzaubert. Das hat dann diesen Reiz des irgendwo ästhetisch Improvisierten, aber doch gut Gedachten und gut Platzierten.

LKD: Ja, es zeigt eines unserer Prinzipien, eben den Umgang mit dem Vorfindlichen. Dazu zählt auch die Unterstützung durch die Museumsmitarbeiter:innen. Das ist ein Prozess der Annäherung, wo wir uns mit unserer Idee an das Museum angenähert haben und das Museum sich an uns angenähert hat. Also auch hier steht sowas wie ein professionelles Improvisieren mit den Möglichkeiten im Vordergrund, die dann gerade im Museum für uns verfügbar sind oder gemacht werden können.

JCW: Wenn man sich die letzten Jahre anguckt, so fällt international ein Stil des Ausstellungsmachens und -gestaltens auf, der einer Ästhetik des Improvisierten oder des Imperfekten folgt. Es wird etwa viel mit Baumarktmaterialien gearbeitet. Bei euch ist dies tatsächlich orts- und situationsabhängig. Ihr habt keine Zeit, Vitrinen anfertigen zu lassen oder die Möglichkeit, alles neu setzen und drucken zu lassen, sondern ihr arbeitet mit dem Vorgefundenen, wofür ja anscheinend das Freilichtmuseum – und besonders auch Detmold – der perfekte Ort zu sein scheint.

BJ: Ja. Ich glaube, da kommt uns dieses sogenannte Museum in Progress sehr zu gute. Dieses Improvisierte und irgendwie auch Veränderbare, Wandelbare passt sehr gut zu dem Prozess, der im Freilichtmuseum gerade stattfindet. Für mich, aus der Museumspraxis kommend, hat das wirklich Qualitäten. Nämlich zu lernen, mit dem, was da ist, zu arbeiten. Und wie man aufgrund der Fotos gut sehen kann, ist da auch sehr viel kreatives Potenzial von den Studierenden, das zum Vorschein kommt und genutzt wird. Das geht Hand in Hand, und dann entsteht ein Produkt, das auch stimmig ist. Oder manchmal denkt man, das hätte man vielleicht, wenn man mehr



Abb. 5: Bauhofbesuch auf dem Gelände des LWL-Freilichtmuseums Detmold während der Summer School 2022 (© Lioba Keller-Drescher)

Zeit und Ressourcen gehabt hätte, auch anders machen können. Aber so, wie es da ist, hat es dann immer auch seine Stimmigkeit, eben weil überlegt.

JCW: Um das Prozesshafte im Freilichtmuseum zu erkunden, gab es während der Summer School 2022 unter anderem einen Bauhofbesuch. Auch das war ein besonderer Ort, den es nicht in jeder Museumsgattung gibt. Auf dem Foto (Abb. 5) sehen wir ein Hausfragment, etwas schräg gestellt. Wie können sich Studierende denn in so kurzer Zeit Themen wie solchen Großobjekten nähern, wenn sie noch gar nicht zusammengefügt und ausgestellt sind?

LKD: Man kann sich dem nur nähern mithilfe der Museumsmitarbeiter:innen. Dass die uns Einblick in ihre Arbeitsweise gewähren, ist der Schlüssel dazu. Und das eben nicht nur auf der verbalen Ebene, indem sie uns davon erzählen, sondern indem sie uns Recherchematerial in die Hand drücken, indem sie uns durch das Museum führen, an bestimmten Stationen darüber berichten, warum sie zu bestimmten Entscheidungen kamen, wie die Abläufe sind und wie geplant wird, wenn was Neues

ansteht. Dass sie uns zeigen, wo und wie ihre Dokumentation stattfindet, und dass sie dann eben auch Einblick bieten, wie sie von der Materialseite an ein neues Projekt herangehen. Wie sieht etwa das Material aus, wenn es den Schritt vom Holzlager in die Werkstatt und später dann aus der Werkstatt raus wieder ins Gelände machen wird? Und wir haben den Moment erwischt, als die Wände des Behelfsheim in der Werkstatt aufgerichtet wurden, noch mit einem offenen Konzept, wie es denn und genau welche Schicht dieser Gebäude wie restauratorisch bearbeitet werden soll. Wie soll es wieder aufgestellt werden? In dieser Phase des Überlegens gibt es das experimentell-exploratorische Aufbauen in der Werkstatt. Wir befinden uns als Summer School auch im übertragenen Sinn in einer Museumswerkstatt mit dem, was wir tun. Museums- und unsere wissenschaftliche Arbeit sind da ganz nah beieinander. Also diese Auseinandersetzung mit dem vorfindlichen Material und die Überlegung, wie setze ich denn das sinnhaft wieder zusammen, wie kann ich Bedeutungen rekonstruieren, welches Material brauche ich, und wie kann ich dann diese Überlegungen wieder kommunikativ nach außen tragen, in dem Fall in eine Ausstellung bringen, oder das Museum bringt es dann als neues Großexponat ins Gelände. In diesen Prozess dürfen wir mit unseren Studierenden hinein.

JCW: Schön, dass Du auch diesbezüglich betonst, das Vorfindbare zu nutzen. Ihr zumeist habt gar nicht die Möglichkeit, innerhalb so kurzer Zeit Leihgaben anderer Museen anzufragen oder Interviews mit ehemaligen Bewohner:innen durchzuführen. Ihr arbeitet hier bei der thematischen Aufarbeitung – wie auch bei der Ästhetik der Präsentation – mit dem, was ihr vorfindet. Ihr habt das Museum und die Museumsmitarbeiter:innen als Gewährsleute, die euch auch zur Hand gehen. Sie werden nicht erforscht, sondern forschen mit euch zusammen.

LKD: Ja, wir recherchieren nach. Manches können wir auch schon vorbereiten, wenn wir das Thema mit den Kolleg:innen dort festlegen. Aber im Wesentlichen passiert es vor Ort in dieser Woche.

JCW: Was ihr hier betreibt, ist keine traditionelle Hausforschung, aber eine hausfokussierte Forschung. Ihr habt das Haus als einen der Ansatzpunkte, als eine thematische Klammer. Was ist dabei das Besondere des kulturanthropologischen Herangehens?

BJ: Zum einen – was vielleicht noch wichtig ist – haben wir mittlerweile ein Format entwickelt, bei dem die Studierenden im Vorfeld sich mit dem Thema der Summer School beschäftigen und Referate ausarbeiten. Das heißt, sie kommen in diese Woche schon recht informiert, haben schon Expertise, sich Wissen angeeignet. Für mich ist eine kulturwissenschaftliche Perspektive im Kuratorischen insofern immer attraktiv, weil die inhaltliche Herangehensweise einfach mehrdimensionaler ist. Also die Linien, die wir verfolgen, die Fragen, die wir stellen, sind alltagswissenschaftlich, sind



Abb. 6: Aufbau der Ausstellung „Schichten unter Schichten, Fragen über Fragen – Ein Behelfsheim aus Lippe“ während der Summer School 2022 am LWL-Freilichtmuseum Detmold (© LWL-Freilichtmuseum Detmold)

kontextbezogen, sind zeitbezogen. Wir arbeiten nicht unbedingt chronologisch, sondern eher in thematischen Schichten. Wir berücksichtigen die Materialität der Objekte und verfolgen vielleicht auch ästhetische Aspekte. Es sind also viele Ebenen, die wir aufmachen können. Darin liegt die Qualität unseres Faches und eben auch des kulturwissenschaftlichen Kuratierens.

JCW: Ich gehe weiter zur Summer School 2022 mit einem Blick in den Aufbau der Ausstellung (Abb. 6). Hier ist wieder der Ausstellungsraum im Haus Schwenger zu sehen und eine Studierende.

LKD: Nein, das ist Anja Feldmann aus dem Museumsteam. Die unterstützt uns beim Aufbauen und hat dann zum Beispiel Materialien, die sie irgendwo im Sinne der Nachhaltigkeit aufbewahrt hat und dann für uns hervorholt. Deren Hilfe und deren Kenntnis, die brauchen wir. Das ist ganz wichtig für das Ergebnis.

JCW: Was auffällt, sind etwa die floralen Elemente an den Wänden. Wie ist das Arbeiten in diesem doch sehr besetzten Raum, der sich in einem historisch oder historisch-rekonstruierten Gebäude befindet? Wie ist das Arbeiten da drin, vor allem das Präsentieren eurer Themen?

BJ: Was diese floralen Motive angeht, das sind Überreste einer Ausstellung, die vor uns da war. Und das Museum hatte bis zu diesem Frühjahr offenbar keine Möglichkeit,

diese Blumen wieder abzutragen. Es erinnert mich an die erste Summer School, wo die studentischen Kurator:innen es sehr geschickt wussten, diese Muster in das Layout der Ausstellung einzubinden. Vielleicht ist es so, dass ich die schon gar nicht mehr wahrnehme. Ich persönlich finde den Raum sehr passend für unsere Zwecke. Er ist unaufgeregt, einfach, geradlinig, rechteckig und hat diese grauen Wände. Und es gibt diese Deckenleuchten, wo man was dranhängen kann. Viel mehr ist dann schon nicht mehr möglich. Aber ich finde, der Raum liegt auch gut, eben im Verbund mit dem Gasthaus und dem Fotostudio. Da kommen auch wirklich Besucher:innen vorbei.

JCW: Habt ihr denn ein Response-Instrument? Kriegt ihr Rückmeldung zu euren Ausstellungen von Besuchenden?

LKD: Ja, das haben wir schon zweimal ausprobiert: klassisches Besucherbuch und eine Wand mit der Möglichkeit zu Post-it-Beiträgen zu weiterführenden Fragen. Das kommt dann am Ende an uns zurück. Aber das meiste an Kommentierung erreicht uns nur indirekt. Das sind die Kommentare und Fragen, die an die Aufsichten dort im Haus gegeben werden. Wir überlassen die Ausstellung nach der Summer School dem Museum und kriegen dann nicht mehr so viel mit. Zwei Berichte im „FREILICHTmagazin“ des Museums vermittelten bisher die Veranstaltung noch in die Öffentlichkeit. Auch über den Verein der Freunde des Museums, der uns dankenswerterweise immer wieder sponsert, wird das bekannt gemacht, und es kommen Besucher:innen. Wir machen eine Vernissage und vermitteln in das Museum hinein, was wir dieses Mal gemacht haben. Studierende gehen dann in der restlichen Saison oft noch mit ihren Familien hin und zeigen denen die Ausstellung. Wir hängen dann hinterher an der Uni die aktuellen Plakate aus und werben auf Instagram. Es gibt Resonanz, es ist aber ausbaufähig.

JCW: Ich bleibe beim Ausstellungsraum, switche aber zur Summer School 2023. Zu sehen ist wieder der altbekannte Raum im Haus Schwenger (Abb. 7). Ihr arbeitet stark an der Wand mit Fotografien und von der Decke heruntergelassenen Fahnen mit Text und einigen Piktogrammen, die an Otto Neurath und die Anfänge der Museumsdidaktik in Wien im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts erinnern. In der Mitte befindet sich eine Hörstation mit CD-Player, einem Biedermeier-Brettstuhl und einem Bildungsmöbel der 90er-Jahre. Es ist also einerseits etwas Konfrontatives der verschiedenen Ästhetiken, andererseits eine Anknüpfung an die Tradition der musealen Vermittlung und Didaktik festzustellen.

BJ: Ja, es hat tatsächlich eine Bewandnis, warum wir da ein jüngeres und ein älteres Modell gewählt haben. Auf dem älteren, biedermeierlichen Stuhl nimmt die historische Akteurin Platz. Es wurde ein fiktives Interview mit ihr geführt, und als Besucher:in kann man daneben auf dem jüngeren Möbel Platz nehmen und ihr zuhören. Das ist eine einfach gemachte Installation, aber offenbar kommt die Idee dahinter gut rüber.



Abb. 7: Einblick in die Ausstellung „Soviel ist unsicher. Annäherungen an ein prekäres Leben“ während der Summer School 2023 am LWL-Freilichtmuseum Detmold (© LWL-Freilichtmuseum Detmold)

JCW: Es wirkt wie eine Zeitmaschine, eine konfrontative Zeitmaschine.

BJ: Das ist schön, dass das Konzept über das Foto überkommt. Im vorderen Bereich der Ausstellung wird die Geschichte vom Alltag dieser Tagelöhnerin erzählt, soweit wir etwas darüber herausfinden konnten. Es existieren zwei Fotos, die wir auch ausgestellt haben. Aber natürlich typisch: Von Menschen aus ärmeren sozialen Schichten, aus randständigen Gruppen, ist wenig überliefert. Das Museum hat glücklicherweise in den 70er/80er-Jahren ein Interview mit einer Frau geführt, die diese Tagelöhnerin noch gekannt hat. Aufgrund dieses Wissens und dieser Quellen haben sich hier, im Ausstellungsraum, diese Geschichten abgebildet. Auf der einen Seite gibt es einen Text, auf der anderen Seite dazu ein Piktogramm, das eine Studierende entworfen hat. Bis tief in die Nacht ist sie gesessen und hat diese Piktogramme gezeichnet. Und andere Studierende haben aus Solidarität mit ihr durchgehalten.

LKD: Da sieht man dann auch wieder, dass wir, die Ausstellung, das Ganze davon profitieren, dass die Studierenden Fähigkeiten mitbringen, von denen wir gar nichts wissen. Dies können wir gar nicht planen, sondern das zeigt sich dann im Entwickeln, im Prozess des Ausstellungsmachens. Wir stehen dann immer wieder staunend davor und sagen, dass es einfach wunderbar ist, was da eingebracht wird. Ich denke, für die Studierenden ist das auch ein ganz großer Punkt, sich da einbringen zu können und sich als Ausstellungsmacher:in zu erleben.

JCW: Das ist eine Erfahrung, die ich bei den meisten Ausstellungen mit Studierenden mache. Die Projektleiter:in kann das Ergebnis nicht setzen, sondern man kann es nur gemeinsam entwickeln. Es sind so viele Kompetenzen vorhanden oder es werden sich die Skills angeeignet, tatsächlich eine professionelle Ausstellung zu machen, ohne dass man alles an Gewerke geben muss. Es wird geschaut, wozu wir selbst fähig sind, was wir leisten können. Mit allem Scheitern, was dazu gehört. Es kann auch nach hinten losgehen. Aber tatsächlich sind Lehrforschungsprojekte eine Form des kuratorischen Self Empowerments.

LKD: Für mich ist es auch so. Wir können nicht alles vorbereiten, machen wir auch nicht, würde ich auch schon aus Prinzip nicht machen, das geht auch gar nicht. Aber wir können das begleiten. Und wir können anleiten, während der Prozess anläuft. Und wichtig ist, dass wir auch machen lassen und dann mitmachen. Das gehört auch zusammen, dass man da ein Vertrauen gegenüber den Studierenden entwickelt und das auch vermittelt, dass man das hat, dass man sie machen lässt. So funktioniert die Community of Practice.

JCW: Ich komme zum letzten Bild. Es entstammt der Summer School 2023 und zeigt einen Eindruck vom Leben eurer Community of Practice auf Hof Remberg, wo ihr zusammen sitzt, zusammen esst und zusammen arbeitet. Das sieht ein bisschen aus nach Klassenfahrt oder nach wirklich sehr geballter Exkursionistik, die hier betrieben wird (Abb. 8).

LKD: Geballte Exkursionistik ist absolut der richtige Ausdruck. Das Übernachtungs- haus ist im Sauerländer Dorf. Und dort ein bisschen in einer etwas abgeschiedenen Ecke, sodass wir da nicht so das Bild störend auffallen, wenn wir im Freien sitzen. Wir werden trotzdem neugierig beäugt. Dass wir dieses draußen und drinnen gut ausgestattete Haus für uns allein haben, ist ein Teil der großzügigen Unterstützung durch das Museum und, glaube ich, ein Teil der Gelingensbedingung.

BJ: Für mich ist dabei das Spannende, dass wir unterschiedliche Rollen einnehmen. Wir sind Forscher:innen, wir sind Kurator:innen, wir sind Freilichtmuseumsbesucher:innen, machen Führungen mit, führen Expert:innengespräche mit den Mitarbeiter:innen. Dieses Foto zeigt die Zeit, wo wir uns einfach mal erholen und wo sich mitunter die zusammensetzen, die sich vielleicht schon kennen oder gut verstehen. Und man tauscht auch mal den Platz. Ich persönlich finde die Morgen und die Abende, wo wir unter uns sind, sehr wertvoll für diese doch sehr intensive Woche.

JCW: Wie geht es denn weiter? Wohin steuert die Summer School? Wird es das Format weiter geben? Was können wir von dieser Summer School, von der Idee, von dem Konzept mitnehmen?



Abb. 8: Die Ausstellungsmacher:innen der Summer School 2023 beim Essen auf Hof Remberg des LWL-Freilichtmuseums Detmold (© Lioba Keller-Drescher)

LKD: Also die Summer School wird ein viertes Mal stattfinden. Das ist jedenfalls schon im Vorlesungsverzeichnis, also wird sie stattfinden. Das Haus ist reserviert, wir haben die Vorplanung abgeschlossen. Diese hohe Qualität, die in unserer Zusammenarbeit steckt und gemeinsam entwickelt wurde, die sollte erhalten bleiben. Aktuell fördert uns zusätzlich die Kollegforschungsgruppe „Zugang zu kulturellen Gütern im digitalen Wandel“. Wichtig ist und bleibt, dass die Universität und dass das Museum das unterstützen. Sonst geht es nicht. Wir brauchen die Unterstützungen von beiden Seiten, sonst kann man so ein, ich will jetzt nicht sagen experimentelles, aber so ein Format, das doch viel Kraft bindet, nicht durchführen, wenn man da nicht auch finanziellen und ideellen Rückhalt von beiden Institutionen hat.

JCW: Was ja nicht immer selbstverständlich ist. Es sagt aber auch viel über die Annäherung von universitärer und musealer Kulturanthropologie aus. Und es zeigt, dass die Studierenden an die Häuser müssen. Nicht nur für Ausstellungen, sondern auch in die Depots. Ob für fünf Tage, fünf Wochen oder fünf Monate, das ist eigentlich egal. Aber es ist wirklich wichtig, dass diese beiden Institutionen sich weiterhin verzahnen und eben gut zusammenarbeiten, so unterschiedlich sie sind.

LKD: Ja, ich würde auch mal provokativ sagen, eigentlich müssten die Museen das veranstalten. Das ist jetzt mehr als Provokation, denn ich bin mehr als dankbar, wie die Kolleg:innen in Detmold mit uns zusammenarbeiten, und sehe da eben natürlich die personellen Grenzen. Das ist ja klar. Aber was machen wir als Lehrende da eigentlich? Wir fördern einerseits unsere Studierenden. Und wir bringen andererseits auch Impulse ins Museum. Es ist einfach auch ein wichtiges Austauschinstrumentarium für beide Sphären. Ich glaube, der Gewinn ist da sehr gleichmäßig verteilt.

JCW: Und der Gewinn liegt ja nicht nur darin, dass das Haus eine Ausstellung bekommt, sondern auch Inputs für ihre laufenden Forschungen.

LKD: Ja. Und wir nehmen natürlich immer gerne die aktuellen Themen des Museums auf. Das inspiriert unsere Summer School ungemein, anzuknüpfen an das, was das Museum gerade auch interessiert. Das ist ein wirklicher Gewinn, in beiden Fällen immer dranzubleiben an dem, was gerade interessiert, und Studierende für dieses Arbeitsfeld zu interessieren, zu qualifizieren. Es ist uns wichtig, dass Studierende unserer Fächer weiterhin ins Museum gehen und unsere Themen, unsere Arbeitsweise da weiter mitarbeiten.

BJ: Für die Studierenden ist es auch ein Angebot, das Praxisfeld Museum hautnah zu erfahren, um vielleicht am Ende der Woche sagen zu können, ja, Museum ist eigentlich doch nichts für mich. Diese intensive Arbeit, die fast wie ein ungeschriebenes Gesetz immer ein Ausstellungsprojekt begleitet, da kann man für sich resümieren, ist das ein Feld, in das ich gehen möchte oder nicht? Die Summer School ist Doing Museologie „im Kleinen“, unter Anführungszeichen.

JCW: Was für ein passendes Schlusswort. Liebe Birgit, liebe Lioba, ich danke für dieses Gespräch.

Ein Resümee

Mit einem Format wie der Summer School werden Austausch und Kooperation zwischen Universität und Museum entwickelt und gefördert. Dabei ist Wiederholung wichtig, nur dadurch kann die oft geforderte Zusammenarbeit zwischen den beiden Institutionen optimiert werden. Wir als Lehrende haben die Verantwortung für das Gelingen der Veranstaltung, Voraussetzung dafür ist eine gute Kommunikation und gegenseitiges Vertrauen zu und mit den Beteiligten in den Museen. Für Studierende eröffnet die Summer School das Praxisfeld Museum und Ausstellung. Nicht nur erfahren sie das Ausstellungsmachen als wissenschaftliche und interdisziplinäre Praxis (u. a. durch die Zusammensetzung der Master-Studiengänge), sondern auch als sozialen Prozess; im Herstellen eines Produkts (einer Ausstellung, eines Vermittlungsformates) zeigen sich ihnen die unterschiedlichen Stufen eines solchen Prozesses, ebenso Höhen und Tiefen. Und sie sehen sich mit Fragen der Verantwortung gegen-

über der Öffentlichkeit konfrontiert: Was thematisieren wir, welche Fragen stellen wir und welche nicht? Auf welche Art und Weise? Was wollen wir dadurch akzentuieren oder gar bei den Besucher:innen evozieren?

Das professionelle Improvisieren, das so ein Format erfordert, verstehen wir auch als einen Impuls auf die Entwicklung von Lehrformaten in Zeiten von KI.

Dank

Wir wissen, eine Gruppe Studierender bedeutet nicht nur Arbeit, sondern auch Unterbrechung alltäglicher, gewohnter Abläufe. Umso mehr möchten wir uns abschließend bei den Verantwortlichen des LWL-Freilichtmuseums Detmold für diese außergewöhnliche Kooperation, für Interesse und Aufgeschlossenheit bedanken wie auch bei den Museumsmitarbeiter:innen für ihre Unterstützung bei der Umsetzung unserer Projekte und unseres Aufenthalts im Museum; stellvertretend für das Team möchten wir hier die Museumsleitung mit Jan Carstensen (ehem.), Marie Luisa Allemeyer und Gefion Apel nennen.

Forum

Spiel(en)

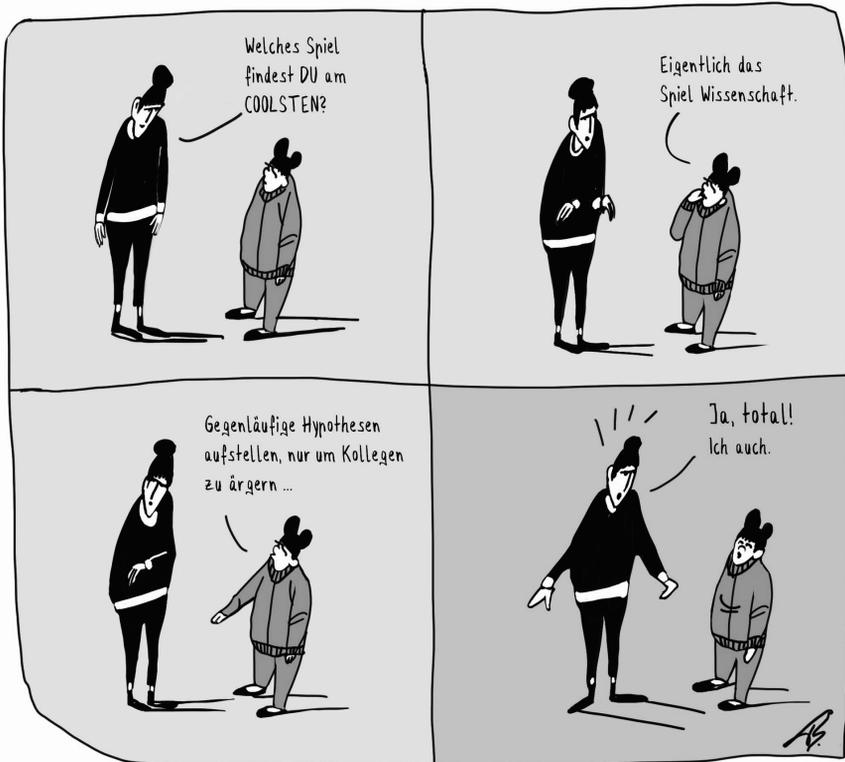


Abb. 1: Das Spiel Wissenschaft ist das Coolste (© Tina Brenneisen)

Spiel(en) als Ausgangspunkt, sich mit den Potenzialen von Regeln und Zufall, anderen Perspektiven auf Menschsein und vielleicht sogar mit einem Element von Spaß über Formen und Praxen unserer Wissenschaft auseinanderzusetzen: Das war der Impetus für dieses Forum, nicht zuletzt, weil die Umstellung der ZEKW auf Open Access und digitales Publizieren geradezu nach spielerischer Hingabe und explorativer Intensität ruft. Trotz einiger vielzitiert klassischer Werke zum Spiel und trotz der Beliebtheit von Ausstellungen oder ganzer Museen, die dem Spiel gewidmet sind, ist unsere Einladung, sich im Rahmen des Forums mit dem Spiel und dem Spielen ganz frei, ja spielerisch auseinanderzusetzen, bei Angefragten auf Zögern

und Absage gestoßen. Zu groß der Arbeitsdruck, zu dicht gedrängt die Termine, zu wichtig die Arbeit. Das lässt uns wundern: Braucht das Nachdenken über Spielen Zeit für Muße, den die Arbeit im aktuellen Universitäts- und Museumsbetrieb nicht gewährt? Oder ist der Gedanke, sich des Spielens als Teil wissenschaftlicher Tätigkeiten anzunehmen, bereits mit ‚Freizeit‘ und ‚Ablenkung vom Eigentlichen‘ kontaminiert?

Fachhistorisch gesehen hat das Spielen stets Aufmerksamkeit erfahren, jedoch keinen zentralen Raum in der Forschung eingenommen. Dies mag zurückzuführen sein auf die Dominanz funktionell-utilitaristischer Ansätze, die ethische Gewichtung von Arbeit und insbesondere auch die kulturell etablierte Trennung von Kindheit und Erwachsensein, Freizeit und Arbeitszeit. Spiel wurde essentialisiert oder instrumentalisiert. Es fiel analytisch zumeist in die Kategorien Brauchtum/Ritual, Narratologie, Performativität, Pädagogik, Sport und populäre Kultur. Aus einer praxeologischen ebenso wie phänomenologischen Perspektive hat Spielen ein alle Lebensbereiche durchziehendes Potenzial. Es sprengt anthropologische Differenzkriterien und die Trennung von Natur und Kultur.

Spielen erlaubt ein Abweichen von geordneten, geregelten Abläufen; es öffnet Alternativen oder kreative Auswege aus festgefahrenen Situationen. Akteure gestalten miteinander Spiel, balancieren Regel und Zufall durch und im Handeln aus, lassen spielen oder verweigern das Mitspielen. Emotionen und Affekte werden durch Spiel bestimmt; Spiel ist Medium. Mit diesem Forum wollten wir für die Lust am Spielen eine Bühne im Forum unseres zentralen Fachorgans geben. Dabei interessierte uns weniger Spiel als Forschungsgegenstand, sondern eher Spiel als Perspektive in und für die Empirische Kulturwissenschaft als Teil des ethnografisch-kulturhistorisch forschenden Fächerspektrums.

Erfreulicherweise fanden sich dennoch vier Kolleg*innen, die sich dem Thema widmen wollten und uns nun einen frischen und unerwarteten Blick auf das Spiel erlauben. In ihrer Gesamtheit zeigen sie zum einen, wie das Nachdenken und Beforschen von Spiel zu einer epistemischen Herausforderung werden, die sich dicht und ernsthaft entfaltet. Zum andern öffnen sich Vorschläge dazu, wie Alternativen zum herkömmlichen Arbeiten im Erweitern des Gesichtsfelds und dem Gestatten von Kreativität Potenziale nicht nur, aber auch für die Wissenschaft freisetzen. Unserem Wunsch, das Spielerische sichtbarer in das Forum einzubringen, hat die Comiczeichnerin Tina Brenneisen mit ihren Anschauungen zu Spiel stattgegeben. Ihre Arbeiten sind figurativ auf das Spiel selbst bezogen – wie die eingebetteten Mummenschanzfiguren, die sie „Leckschutzfiguren“ nennt – oder beziehen sich auf das Spiel der Wissenschaft, gleichsam als Kommentar zu den Beiträgen im Forum. Sie schreibt dazu:

„Im Spiel gibt es beides: Regeln, Kontrolle und Vorhersehbarkeit, und es gibt Zufall, Chaos und Unvorhergesehenes – mal mehr von dem einen, mal mehr von dem

anderen. Die Leckschutzfiguren, mit denen ich gerade arbeite, unterziehe ich einer bestimmten Regelmäßigkeit, durch Spiegelung und Wiederholung, aber eher willkürlich, so wende ich den Zufall auf den Zufall an. Dadurch entstehen gewisse Muster, die den Eindruck eines Planes erwecken, aber wohl eher die Projektion unserer Sehnsucht nach Nähe abbilden. Denn noch die einfachsten Wahrnehmungs- und Gestaltgesetze sind so gebaut, dass wir Verbindungen und Bindungen sehen, wo es eigentlich gar keine gibt. Man könnte sagen, unsere Wahrnehmung ist romantisch.“

Deshalb handele es sich bei den Bildtexten „meistens um absurde Sätze in diesem Themenspektrum, auf denen man so ein bisschen dialektisch rumkauen kann“.

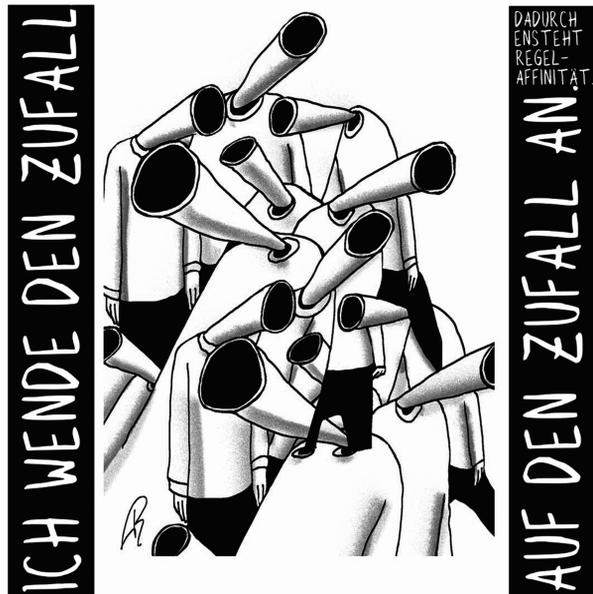


Abb. 2: Zufall auf Zufall anwenden (© Tina Brenneisen)

Welches andere wissenschaftliche Genre als das der Ethnografie muss sich vor der Frage der „Erfindung des Feldes“ und der Kontingenz von Beobachtungen der epistemischen Kraft des Zufalls bei der Beobachtung von Wiederkehrendem stellen? Es ist sogar genau dieser Feedback-Loop, der mit zur großen Errungenschaft der Selbstreflexion für die hermeneutische Analyse als Werkzeug beiträgt. Und es ist eben das Unvorhergesehene, was gleich einem perpetuum mobile überhaupt garantiert, dass selbst die auf den ersten Blick vollkommen beforschten Felder in jeder Generation von Feldforschungsbegeisterten auch epistemisch Neues preisgeben. Es muss daher immer „neue Zufälle“ geben – und diese tiefe Einsicht sollte jede*n noch so frustrierte*n Kulturwissenschaftler*in optimistisch stimmen. Selbst wenn die eigene Sicht beschränkt ist – der Zufall wendet die Perspektive. Es wird weitergehen, das ist die Regel des akademischen Spiels.



ES MUSS NEUE ZUFÄLLE GEBEN!

Abb. 3: Es muss neue Zufälle geben! (© Tina Brenneisen)

Das Genre des Comics ebenso wie das Genre der Ethnografie, sofern sie nicht zusammenfallen, teilen vor diesem Hintergrund viel in ihrer Perspektivwahl und der Analyse von Verdichtungen und Verschiebungen von Bedeutungen. Beide stellen das scheinbar Banale des Alltäglichen durch eine besondere Nähe zur Welt und ihren Phänomenen unmittelbar dar. Beide Genres arbeiten mit Erfahrung und verwandeln sie in Erkenntnis und Anschauung. Die Ethnografie weiß um die mögliche Verfehlung und dass in jeder Erkenntnis auch das Verkennen liegt – was aus dialektischer Perspektive wiederum Neues zur Anschauung bringt; und eben keinem Determinismus, keiner Teleologie unterworfen werden *darf*. Brenneisen kondensiert diese Einsicht folgendermaßen:



VERNEIGT EUCH
TIEF VOR EUREN
FEHLERN, SIE
WERDEN EUCH
LEITEN; WOHN
WEISS ALLERDINGS
KEINER.

Abb. 4: Verneigt Euch tief vor Euren Fehlern (© Tina Brenneisen)

Brenneisens Comics arbeiten – ähnlich wie anonymisierte Interviews in der Ethnografie – mit abstrakten Figuren oder durch Darstellung von Beobachtetem. Zufall und Regel sind auch für die Ethnografie Teil des Erkenntnisspiels. Die stete Beschäftigung mit Produkten, das von Hemmungen und Enthemmungen, Selbstreflexion und Distanzierung geprägte Verhältnis zeigt sich auch in den witzigen Persiflagen des Wissenschaftlichen. Wir mussten bei der Darstellung der Wissenschaft auf dem stillen Örtchen an einen der großen Player der Folklore Studies denken, Alan Dun-

des, der mit seinem Umkreisen von Witzen und den Verdrehungen insbesondere der deutschen Analfixierung die Persionen wissenschaftlichen Spielens in Kreationen ebenso umzusetzen vermochte wie all jene, die, wie Tina Brenneisens Karrikatur pointiert, „seriously playing“ betreiben – ohne dass sie notwendigerweise „Serious Games“ produzieren. Es liegt, wie in jedem Witz, auch dieser Karrikatur etwas sehr Ernstes, eine große Krise zugrunde: Die Frage ob und wie überhaupt die akademischen Produkte im heutigen, von liberalem Produktionsgeist und Leistungsdruck getriebenen und nepotistischen Strukturen geprägten Wissenschaftsbetrieb wahrgenommen werden. Welche Rezeption werden all jene Werke und Taten erfahren, die dazu geführt haben, dass ein Beitrag für dieses Forum nicht möglich war?



Abb. 5: Leave me alone! I am seriously playing. (© Tina Brenneisen)

Um so mehr danken wir all denen, die sich auf das Spielen mit Spiel für unsere Fachzeitschrift eingelassen haben. Stefan Krankenhagen nutzt die Aufforderung, über Spiel nachzudenken, indem er populäre Kultur als ‚Trainingsarena des Uneigentlichen‘ postuliert. Er testet die Grenzen herkömmlicher Aussagen zum Spiel gerade in

deren begrenzter Aussagekraft zu den Ästhetiken und Ambiguitäten des Populären und fragt, weshalb die Fähigkeit, so relevant für Unterhaltung wie für Spiel, ‚Uneigentlichkeit auszuhalten‘ geschwunden ist. Sein Beitrag lädt dazu ein, über die Kulturtheoretiker*innen des 20. Jahrhunderts und fachliche Genealogien und Traditionen des Interpretierens nachzudenken. Mit welchen Ansätzen wollen wir weiterdenken, was soll *im* Spiel bleiben? Mit wem wollen wir fachlich das ethnografische Datenmaterial besser verstehen? Was für die einen ‚der Feind‘ ist, ist für die anderen vielleicht bloß ein guter Gegenspieler, um seine eigenen Gedanken zu verbessern.

Aus dem Ruder gelaufenes, real bzw. eigentlich gewordenes ‚böses‘ Spiel zwischen der Youtube-Celebrity ‚Drachenlord‘ und seinen ‚Haidern‘ ist der Ausgangspunkt für Annie Eckerts Fragen an die blinden Flecke von Spieltheorien und die dunklen Seiten des Menschlichen. Nicht nur in *The Hunger Games*, auch im Spannungsfeld zwischen stark von Zensurmechanismen geprägten sozialen Medien und den verwaltungsrechtlich regulierten Möglichkeiten einer bayrischen Kleinstadt enthält Spiel Gewalt. Wenn der Spielrahmen gebrochen wird und Spieldynamiken zu Konstanten werden, füttern sie den für zeitlich begrenztes Spielen erdachten Gefühlen und Gelüsten anhaltende, real schädigende Energien. Das feine Gewebe zwischen Spiel als eigener Realität und es umschließenden Realitäten wird hier brüchig; Spielen wird so, ohne essentialistisch kategorisiert zu sein, zu einer bedrohlichen Universalie.

Anca Prodans Beitrag greift indessen in den Schatz der rumänischen Sprichwörter, um zum gleichen Schluss zu gelangen. Spielen wird eine Kulturtechnik, die sich je nach Lebensalter anders ausgestaltet, der Fokus des Spielens mag sich wandeln, Spielen selbst ist basale Dynamik. Prodans Zugang zeigt auch durch das Denken zwischen den Disziplinen und jenseits einer vom Räumlichen dominierten Sprache wie dem Deutschen, dass die Bewegung selbst für das Spielen zentral ist und erst dadurch überhaupt die Frage nach Regeln und Architekturen zur Stabilisierung Bedeutung erlangt.

Alastair Mackie wendet das Thema hin zur Frage der Ethnografie und verknüpft den *artistically based research*-Ansatz von Ulli Kockel zur *creative ethnology* durch die Überblendung mit Spielen als kreativer Handlung. Er zeigt mit seiner Arbeit aus dem Bereich der *sonic ethnography*, wie man sich aus den Regeln der klar gebahnten Formen ethnografischen Forschens und Darstellens lösen kann. Der Ausbruch ist nicht bloß für die Forschenden befriedigendes Bewegen in das, was einst zum Arbeiten führte. Die Lust und das Spielen in klar gesetzten Rahmen wissenschaftlichen Forschens eignet idealiter all jenen, die sich zu dieser Arbeit berufen fühlen. Wie viele von uns empfinden das Erlebnis des Spiels als all das, was leicht, eben spielerisch von der Hand geht – in Phasen der Konzeption, Datennahme oder Analyse, sogar im Schreiben, wenn die Hemmungen wenigstens zeitweise fallen dürfen – und nicht das Unbehagen am Teil der Fron und harten Strenge des Wissenschaftlichen

überwiegt? Mit seinem *sonic ethnographic piece*, das musikalisch dem Folk und dem Techno gleichermaßen nahesteht, wird die Reise in Zügen zu einem ethnografischen Spiel – was sich mit dem Urban Dictionary auch als *lengthy or extravagant speech or argument usually intended to persuade* bezeichnen ließe – und wodurch sich das Arbeiten über das Vernakuläre und das Arbeiten als Vernakuläres im Ethnografischen eben solcherart aufhebt, wie es nur diesem akademischen Genre zu eigen ist – und was seine Nähe und in den vergangenen Jahren immer wieder deutlich gewordene Verwandtschaft zur Comicszene vielleicht auch semiotisch sichtbar werden lässt.

Wir wünschen den Leser*innen des Forums die Muße, sich selbst zu fragen, wie und wo sie spielen können, ohne repressiv entsublimiert zu sein, und danken den Beitragenden dafür, dass sie sich, obwohl es kein richtiges Leben im Falschen gibt, für uns so richtig ins Spielzeug ihres Arbeitens gelegt haben.

AD und RB für die Redaktion

Comics: Tina Brenneisen

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/02.06>

Stefan Krankenhagen

Un/Eigentlichkeitserwartungen

Es ist natürlich verlockend, beim Thema Spiel die kanonischen Texte zurate zu ziehen, durchzublättern und erneut reinzulesen, um die Stellen zu finden, die in früheren Lektüren achtlos übergangen, für nicht ganz so wichtig befunden wurden und die jetzt, genau jetzt, nach diesem freundlichen Angebot, einen ‚ganz freien Beitrag‘ zum Thema zu verfassen, ins Schwarze treffen, gleichsam als Royal Flush der Spieltheorie.

Johan Huizingas Behauptung zum Ende des Spiels wäre so eine Fundstelle: „Das Spiel ist allzu ernst geworden“ (Huizinga 1939: 319). Nicht, weil der Sinngehalt dieser Passage aus dem Kriegsjahr 1939 nicht heute noch nachzuvollziehen wäre – jede Rekordsumme für jeden mittelprächtigen Bundesliga-Spieler macht aus dem haltlosen Spiel (herrlich: 11 erwachsene Männer oder Frauen laufen einem Ball hinterher) bitteren Ernst –, sondern, weil darin die Frage aufscheint, ob und unter welchen Bedingungen die kulturelle Form des Spiels oder die leibliche Praxis des Spielens zu Ende gehen könnte. Kann das Spiel von seinem Aussterben her gedacht werden? Vielleicht zieht es diesen Text dorthin, zum Ende eben.

Aber wie so häufig bin ich bei einem skeptischen Philosophen gelandet, bei Odo Marquard, der ein Nachwort zu Martin Heidegger geschrieben hat, der über Schillers Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen eine Vorlesung gehalten hat.

Marquard sinniert über einen spezifischen Gleichklang zwischen diesen unterschiedlichen Figuren, die beide in ihrer Zeit versucht hätten, „gescheiterte Revolutionspolitik durch gelungene Kunst zu ersetzen“ (Marquard 2005: 191). Für Marquard ist das der Fehler im System: dass sich die Kunst, bzw. die Kunsttheorie, ohne Not den Kriterien des Politischen untergeordnet hat: Sie will plötzlich Eigentliches sagen (zeigen, inszenieren, aufführen). „Dabei wird klar, dass das Ästhetische gar nicht [...] dadurch problematisch wird, dass es zu unwirklich ist. Es wird nämlich – ganz im Gegenteil – dort unerträglich, wo es zu wirklich wird“ (Marquard 2005: 192). In Marquards Ablehnung einer „Eigentlichkeitserwartung an die Kunst“ (Marquard 2005: 192) habe ich sowohl mein eigenes Unbehagen an Schillers essentialistischer Konzeption des Spiels aufgehoben gesehen als auch etwas über die Populäre und Pop Kultur verstanden. Jene nämlich können nur sinnvoll beobachtet und theoretisiert werden, wenn ich eine Uneigentlichkeitserwartung an sie stelle, die es möglich, sogar notwendig macht, das Populäre von seinem ludischen Gehalt her zu denken.

Figuren, Narrative und ästhetische Praktiken des Uneigentlichen sind, so möchte ich behaupten, Bedingung und Ergebnis Populärer Kultur. Zwischen Buffalo Bill und Lady Gaga, zwischen Disco und Wrestling, Sex Education und dem König der Löwen tummeln sich seit über 150 Jahren reale Fiktionen und fiktionale Realitäten: auf der Produktions- wie der Rezeptionsseite (oder nehmen Sie drei als Panzerknacker verkleidete Personen, die in der Einlassschlange zur Darts-Europameisterschaft hinter einer Krankenschwester in Hotpants stehen, ganz ernst?). Das Populäre ist somit weder subversiv und gegenhegemonial, wie es die British Cultural Studies so gerne möchten, noch ein affirmatives Produkt der Kulturindustrie, wie es mir jede zweite Studentin der Kulturwissenschaft nach- und vorbetet (obwohl doch Adorno „der Feind“ sei, wie mir in meinem ersten Semester als Dozent in Hildesheim gesagt wurde). Das Populäre ist (mindestens) beides, ist ein funktional ausdifferenziertes, spielerisches Sowohl-als-auch.

Die Populäre Kultur ist damit zur modernen Trainingsarena für das Uneigentliche geworden; im Zusammenspiel mit ihren Artefakten lernen wir nicht mehr und nicht weniger, als Ambiguitäten einzuüben und auszuhalten. Wie im Spiel müssen sich Ernst und Unernst, die kulturell formierenden Kräfte von *ludus* und die selbstvergessenen, überschüssigen Momente von *paidia*, ausbalancieren. Vielleicht ist das zu wenig für eine avancierte Kulturtheorie, es trägt aber dazu bei, dass wir uns vom Populären unterhalten fühlen, wie Niklas Luhmann früh erkannte: Unterhaltung lebe „von selbstproduzierten Überraschungen, selbstaufgebauten Spannungen, und genau diese fiktionale Geschlossenheit ist diejenige Struktur, die es erlaubt, reale Realität und fiktionale Realität zu unterscheiden und die Grenze vom einen zum anderen Bereich zu kreuzen“ (Luhmann 1996: 101f.). Anstelle also ad infinitum den methodisch gewordenen „Narzissmus der kleinen Differenzen“ zu bedienen (Sigmund Freud) und sich als kleinteilige „Code-Knacker“ zu betätigen (noch so ein Marquard-

Schlager), könnte und sollte die Popkulturtheorie die Lust am Spiel ernst nehmen, die sich darin ausdrückt, fiktionale und reale Realitäten *möglichkeitsoffen* zu kreuzen. Denn die ästhetische Praxis des Spiels und des Spielens (im Feld des Populären) vollzieht sich nach meiner Beobachtung im Modus einer somatischen Sympathie des Mit-Machens, die alle Beteiligten umfasst (natürlich auch die medialen Apparaturen, die ökonomischen und ideologischen Rahmen), sowie in einer wiederholenden Variation, das meint: der Produktion von Ähnlichkeit, die, um reflexiv werden zu können, ein geteiltes Wissen über die Gewordenheit des Populären aufweisen muss.

Aber anstatt die Fülle kanonischer wie zeitgenössischer Spieltheorien für ein Verständnis des Populären in Anschlag zu bringen, vergrößert sich auch hier (also nicht nur im Kunstfeld, das nach Schiller und Heidegger u. a. noch den Futurismus, die Performance Art und das Zentrum für Politische Schönheit aushalten musste), die Zahl der Eigentlichkeitsmahner. Ein unschuldiges, aber aussagekräftiges Beispiel dafür ist die vor einigen Jahren diskutierte Neuaufnahme des Klassikers „Baby, It’s Cold Outside“. Die Songwriter Lydia Liza und Josiah Lemanski lassen ihr YouTube-Video mit folgendem Untertitel beginnen: „‘Baby, It’s Cold Outside,’ written in 1944 by Frank Loesser, has developed a creepy vibe over the years. Songwriters Lydia Liza and Josiah Lemanski revised the lyrics to emphasize the importance of consent in sexual relationships.“ Was folgt, ist ein Song, der, wäre er zur Matrix für Unterhaltung geworden, tatsächlich das Ende des Populären bedeuten würde. Jede ‚selbstaufgebaute Spannung‘, jede Ambiguität (hier: zwischen den Geschlechtern) ist dieser Version fremd, stattdessen dominiert die Sprache der Eigentlichkeit: „I really can’t stay / Baby, I’m fine with that / I’ve got to go away / Baby, I’m cool with that / This evening has been so very nice / I’m hoping you get home safe“.

Dabei haben die Positionen, die dem Original ein problematisches Frauen- wie Männerbild vorwerfen, gar nicht Unrecht. Sie sind aber auch nicht richtig. Denn sie übersehen die Uneigentlichkeit des Spiels, die (in dem noch bekannteren Musical-Film „Neptune’s Daughter“ von 1949) immer gleichzeitig auf- und vorgeführt wird. (Die Art und Weise, wie sich Mann und Frau aus einem Mantel raus- und wieder reinwinden, ist einerseits hervorragender Slapstick und erinnert andererseits an Norbert Elias’ Überlegungen zum zivilisatorischen Gehalt tänzerischer Figurationen.) Somatische Präsenzeffekte und kulturelle Symbolisierung halten sich die Waage und machen somit das sprichwörtliche Spiel der Geschlechter reflexiv. Das ist keine Lösung für die Realität von nicht-konsensuellem Sex, natürlich nicht. Aber es verhilft allen, die hierbei zusehen, in die Position, selbstständig, weil *wirklichkeitsentlastet*, über jenes Spiel zu urteilen, und die meisten Zuschauenden, so zeigen es die Kommentare zur ambivalenzbereinigten Version, sind dazu fähig: „Double amount of dislikes as likes. Still faith in humanity“.

Zum Ende: Der Philosoph Byung-Chul Han hat beobachtet, dass „der Unterschied zwischen fiktionaler und realer Realität, an dem Luhmanns Unterhaltungs-

begriff noch festhält, [nicht mehr relevant ist]“. Der Erfolg der populären Unterhaltung habe sich gewissermaßen selbst gefressen: „Die Wirklichkeit selbst scheint eine Wirkung der Unterhaltung zu sein“ (Han 2018: 157). Das Spiel ist also aus? Ich bin mir nicht sicher, ob die Beobachtung einer aufkommenden Hyperrealität, die in regelmäßigen Abständen aus den Medientheorien in den gesellschaftlichen Diskurs schwappt, ein Argument für das Ende der Unterhaltung ist. Etwas anderes scheint mir bedenklicher. Zum einen (und hier nicht ausgeführt) hat sich gezeigt, dass Unterhaltung historisch von der sozialen Durchlässigkeit zwischen Ethnien, Klassen und Geschlechtern lebt. Aufstiegsmöglichkeiten – als genuiner Ausdruck einer möglicherweise offenen Gesellschaft – scheinen heute immer weniger vorstellbar, weil sie nicht mehr *en masse* realisiert werden und sich die Teilbereiche der Gesellschaften zunehmend abschotten. Zum anderen ist die Fähigkeit geschwunden – vielleicht vorrangig in der neuen Mittelklasse –, Uneigentlichkeiten auszuhalten, die für das Populäre, wie für das Spiel, grundlegend sind. Etwas mehr Mut zur Maskierung täte Not, denn maskieren heißt nicht täuschen, wie wir seit einem anderen Klassiker der Spieltheorie wissen: „Das Vergnügen besteht darin, daß man ein anderer ist oder daß man für einen anderen gehalten wird. Aber da es sich um ein Spiel handelt, legt man es im Grunde nicht darauf an, den Zuschauer zu täuschen“ (Caillois 1958: 30).

Literatur

- Caillois, Roger. 1958. *Die Spiele und die Menschen: Maske und Rausch*. München, Wien: Albert Langen Georg Müller Verlag.
- Han, Byung-Chul. 2018. *Gute Unterhaltung*. Berlin: Matthes & Seitz.
- Huizinga, Johan. 1939. *Homo Ludens: Versuch einer Bestimmung des Spielelements der Kultur*. Amsterdam: Pantheon Akademische Verlagsanstalt.
- Luhmann, Niklas. 1996. *Die Realität der Massenmedien*. Opladen: Westdeutscher Verlag. <https://doi.org/10.1007/978-3-663-01103-3>.
- Marquard, Odo. 2005. „Der Schritt in die Kunst: Über Heidegger und Schiller.“ In *Heidegger, Martin, Übungen für Anfänger. Schillers Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen. Wintersemester 1936/37*, hrsg. von Ulrich von Bülow, 191–206. Marbach am Neckar: Deutsche Schillergesellschaft.

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/02.077>

Annie Eckert

Gewalt als Spiel? Perspektiven auf eine Anthropologie des Spiels aus dem „Drachengame“

„[...] der Mensch spielt nur, wo er in voller Bedeutung des Wortes Mensch ist, und er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt“ (Schiller 1795: 88). Auf der Suche nach Denkweisen und Konzepten des Spiels/Spielens findet sich schnell dieses berühmte Zitat von Schiller. Etwas pathetisch – wie die meisten essentialistischen Ansätze der Weltenerklärung –, aber dennoch aus einem humanistischen Weltbild heraus sympathisch und für seine Zeit innovativ (das zweckbefreite Spielen statt des logischen Denkens als menschliche Determinante gesetzt), erklärt er in seinen Überlegungen das Spiel/en zu einer anthropologischen Konstante. Auch ich bin während der Forschung für eine erste Qualifikationsarbeit im Sommer 2017 über Schillers Überlegungen gestolpert. Dabei stellte sich mir in der Auseinandersetzung mit seiner These vor allem immer wieder die Frage, ob Spiel/en neben der vollen Entfaltung des Mensch-Seins nicht auch das Gegenteil mit sich bringen kann: Was, wenn Personen in einem Spiel eine*n der beteiligten Akteur*innen entmenschlichen? Kann dann noch von Spiel/en gesprochen werden? Oder wird der gewählte Weg der Theoretisierung damit zu einer Apologie von Gewalt?

Das Feld, in dem ich mich ethnografisch bewegte, bezeichnete sich selbst als ein Spiel – das sogenannte „Drachengame“. Damit wurde und wird das Geschehen um einen Konflikt zwischen einem deutschsprachigen Youtuber, der im Internet unter dem Synonym „Drachenlord“ auftritt, und einer Community aus teils radikalen Kritiker*innen (den selbsternannten „Haidern“), die sich über die Jahre um ihn versammelt haben, benannt. Ihre Selbstbezeichnung wählten diese „Anti-Fans“ in Abgrenzung zum damals viel diskutierten „Hate“ im Internet und in Anlehnung an den fränkischen Dialekt des Youtubers. Ihre Antipathie gegenüber den Inhalten des Drachenlords brachten sie über Kommentare, selbstgeschriebene Lieder und Memes zum Ausdruck. Einzelne Personen und kleinere Gruppen schreckten aber auch nicht vor Körperverletzung, Vandalismus, Einbrüchen oder dem fälschlichen Auslösen eines Feuerwehrgroßalarms zurück. Gleichzeitig fiel auch der Youtuber in der Mitte des Geschehens immer wieder durch verbale und körperliche Ausfälligkeiten auf und verdiente durch die Auseinandersetzungen mit seiner Zuschauerschaft Geld. Dabei kennzeichnete sich das Feld durch ein dynamisches Verweben und gegenseitiges Bedingen von dem entstandenen Online-Universum (dem „Drachengame“) und dem „realen Leben“ der freiwillig oder unfreiwillig beteiligten Akteur*innen. Der Heimatort und die Lebensgeschichte des „Drachenlords“ wurden durch die Haider zu einer von ihnen geprägten fiktionalisierten Bühne erklärt. Eine Person drückte das im Gespräch mit mir wie folgt aus:

„[Der Drachenlord] (Erg. A.E.) steht auf jeden Fall auf einer Bühne, [er] (Erg. A.E.) hat auf jeden Fall ein Publikum und das Publikum spielt aber mit ihm. Also es applaudiert ihm zynisch und mal versteht er das und mal nicht. Und... Es ist ja ein interaktives Theaterstück, ne? Und dadurch, und dadurch, dass man mitspielen kann, wird es zum Spiel, würde ich sagen.“ (Transkription zu Forschungsgespräch 2 vom 09.08.2017, zwischen 00.39.34 und 00.40.38.)

Der kurze Umriss dieses Forschungsfeldes zeigt, wie mir das Denken und Verorten des eigenen Handelns im und als Spiel immer wieder begegnete. Kulturwissenschaftliche Theorien zum Thema halfen mir dabei, meine Erhebung anzupassen und die gewonnenen Daten zu ordnen. Neben dem Untersuchen von Strukturelementen des Spiels, wie etwa Einfluss auf Raum und Zeit, Momente der Mimesis oder Dimensionen der Performativität, Imagination oder des Bildens und Stärkens einer Gemeinschaft (Dippel 2021: 5–24), wurde besonders das Moment der Subversion schnell zu meinem Hauptinteresse. In der Analyse machte ich das Argument stark, das Drachengame als einen liminoiden Raum zu verstehen (Turner 1995: 7–95), der sich durch seine in ihm geltenden Regeln auf den ersten Blick vom Alltag der Akteur*innen abzugrenzen scheint. Dabei bleibt bis heute die Frage zu diskutieren, ob es sich bei einem jederzeit über Smartphone und PC zugänglichen Raum, ohne gesetzten Endpunkt – das Game findet auch heute noch statt – wirklich um ein Phänomen handelt, das noch als liminoid bezeichnet werden kann. Neuere technische Gegebenheiten als zur Entstehungszeit des Konzepts verlangen nach einer Aktualisierung.

Ebenso fordert die aufgeworfene Frage nach der Entmenschlichung im Spiel eine Erweiterung im empirischen Zugriff: Kulturwissenschaftliche Spieltheorien bieten ein fruchtbares Analyseraster, um chaotische, unübersichtliche und auf den ersten Blick unlogisch wirkende Phänomene betrachtbar und analysierbar zu machen. Dennoch läuft eine Forschung, die sich nur der Betonung des Regelhaften im Spiel verschreibt, Gefahr, das Potenzial der mitgedachten Zweckbefreiung, die dem Spiel innewohnt, zu verschenken. Die schwere Frage nach dem „Warum“ der Gewalt im Kontext des Drachengames würde, gesetzt den Fall, das untersuchte Geschehen würde als Selbstzweck verstanden, mit einem moralisch vielleicht unzufriedenstellenden, aber durchaus zutreffenden und von ludischen Logiken geprägten „weil es möglich ist“ beantwortet werden. Dadurch wird der Blick frei auf das „Wodurch“ und „Wie“, also die Bedingungen dieses Möglichkeitsraums. In der Analyse der zugrunde liegenden Strukturen kann das Spiel in größeren gesellschaftlichen Zusammenhängen verortet werden. Aber wie lässt sich angemessen über das „Wie“ und „Wodurch“ sprechen, ohne Menschen durch eine sie überwältigende Schilderung von Gewalt von einem informierten Urteil abzuhalten und ohne apologetisch gegenüber der vorgefundenen Gewalt zu sein?

Immer wieder wurde und wird mir, wenn ich die Ergebnisse aus der Forschung mit und zu den Haidern präsentiere oder andere Forschungsarbeiten vorstelle, zurückgemeldet, dass ich über die Themen recht ironisch spräche oder hier und da ein

Witz in meinen Ausführungen vorkomme. Genauso lachen und kichern viele Zuhörende und Mitdenkende schon allein, wenn sie Themengebiete meiner Forschungen genannt bekommen. So sehr ich mich bemühe, immer professioneller und neutral in der Präsentation und dem Umgang mit dem von mir Erlebten zu werden, so sehr erstarkt in mir immer wieder der Gedanke, dass dieses Verhalten und diese Reaktionen vielleicht in den von mir bearbeiteten Feldern selbst angelegt sind. In meiner Forschung habe ich versucht, dieses Phänomen etwa als die „Komik des Absurden“ zu bezeichnen, da auch die Haider immer wieder berichteten, dass sie häufig schmunzeln und lachen müssten, auch wenn sie zugleich Abscheu und nach eigenen Aussagen von Zeit zu Zeit sogar „Ekel“ über ihre eigenen Handlungen oder die Handlungen anderer empfänden. Ein Witz spielt nicht selten mit eigenen Imperfektionen und/oder den Unsicherheiten und Mängeln anderer – ein Lachen wird dann, wie Freud dies festhielt, zum Lachen über (2017: 117). Ähnlich wie im Spiel wird diese Ambiguität auf den ersten Blick verschleiert.

Ein richtig dosierter und gut reflektierter Einsatz von Humor, so postuliere ich daher, ermöglicht gerade erst einen Austausch über emotional aufgeladene und ethisch herausfordernde Themen. Werden kleine Momente der Entlastung und der Annäherung bei gleichzeitiger Wahrung einer emotionalen Distanz als Momente des Erkenntnisgewinns und als Einladungen zur Reflexion ernst genommen, lassen sich Schillers eingangs zitierte Worte analytisch nutzbar machen. Sie verändern jedoch auch, was wir als Menschsein heute verstehen – und wie menschlich das Entmenschlichende offenbar doch ist. Die Entmenschlichung von anderen/des Anderen im Spiel eröffnet eine weitere anthropologische Dimension: Im Spiel (wie in der Komik) findet der Mensch einen Raum, um die Widersprüchlichkeit, die ihn erst menschlich macht, auszudrücken und ihr zu begegnen. Er ist dann „ganz“ Mensch mit allen Facetten des dazugehörenden Fühlens und Handelns von Selbstlosigkeit und Empathie bis zu Boshaftigkeit und Gewalt (auch wenn Schiller an anderen Stellen seiner Werke dieser Deutung widersprechen würde). Indem das Wirken dieser Mechanismen auch im Fühlen und Handeln des*der Forscher*in erkannt wird, lassen sich Brücken schlagen zu anderen Menschen, mit denen sich auf den ersten Blick keine Gemeinsamkeiten feststellen ließen.

Literatur

- Freud, Sigmund. 2017. *Der Witz und seine Beziehung zum Unbewussten: Der Humor*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Dippel, Anne. 2021. „Spiel des Wissens. Ludische Annäherungen an digitale Arbeitswelten.“ *Zeitschrift für Volkskunde* 117 (1): 5–24. <https://doi.org/10.31244/zfvk/2021/01.02>.
- Schiller, Friedrich. 1795. „Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen“ (2. Teil; 10. bis 16. Brief.). In *Die Horen*, Bd. 1, 2. Stück, hrsg. von Friedrich Schiller, 51–94. Tübingen. Deut-

sches Textarchiv, https://www.deutschestextarchiv.de/schiller_erziehung02_1795/38.
Zugriff 03.03.2024.

Transkription zu Forschungsgespräch 2 vom 09.08.2017, 00.00.00 bis 01.42.48.

Turner, Victor. 1995. *Vom Ritual zum Theater: Der Ernst des menschlichen Spiels*. Frankfurt am
Main: Campus.

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/02.08>

Anca Claudia Prodan

Academic Playfulness or Biography of an Interdisciplinary — A Sketch

The child laughs:

“My wisdom and my love is play!”

The young man sings:

“My play and my wisdom is love!”

The old man is silent:

“My love and my play is wisdom!”

(Blaga 1919)

I was born and I grew up in Romania, where play has been a great inspirational source for writers and an ever-present theme of Romanian literature. Most often associated with childhood, the age of innocence, joy and freedom, play has been placed at the opposite end of work and seriousness, specific to adulthood. Not so, however, for the Romanian philosopher-poet Lucian Blaga, whose short poem *Three Faces* offers a departure point for my own reflections. Published in 1919, Blaga’s meditation – a playful wordplay that plays out the role played by play in the human condition 😊 – invites us to consider that play, while the most important characteristic of childhood, remains present in all ages. Play is equally important to wisdom (or cognition) and love (or affection) and their synthesis makes up life. This view represents a key component of Blaga’s philosophy. “Childhood”, he posits, and I would certainly add playfulness, which goes along with it, “is the heart of all ages”. From this perspective, play turns into a metaphor of existence, a way of being and acting in the world, extending to all areas of life including work, and I will sketch my academic autobiography in support.

Going to school was one of my favourite activities as a child. The drive was an endless curiosity and I was fascinated by simply everything the school had to offer. What a toyshop it was! One thing brought up another and, day in day out, I

was busy discovering . . . like a child, who had just started playing one game when she discovered another. Learning was play just as much as play was learning. To my challenge, I was spoilt for choice but fortunately, I landed in some sort of a disciplinary in-between-ness, which I greatly enjoyed. My witness is a double school specialization in Chemistry-Biology, not of any kind, but topped with a Romanian-English interpreter's certificate . . . a creative solution for my interests in both Linguistics and Natural Sciences. My childlike curiosity, however, seemed limitless and what followed was a radical shift. My witness this time is a double bachelor's degree in Philosophy-Anthropology, not of any kind, but topped with a teaching certificate in Civic Education, and accompanied by a one-year detour in Theatre Directing.

The reader might not be surprised by now that I later chose to specialize in yet another field – Heritage Studies, where in-between-ness is at home – but my father said, “Why are you playing around? You should work!” To my father, as to others, what I was doing was hap-hazarded, mismatching the serious work of an adult, with no itinerary. At times, it felt like playing with fire, I must admit. In-between-ness can mean uncertainty for young academics in institutions structured around disciplines. Yet, nothing was hap-hazarded. Since childhood, one thing naturally led to another, building up slowly a coherent path . . . studying theatre was training in participant observation for a student anthropologist interested in body language; it flew from older interests in linguistics, opened the door to communication studies, and melted into my current research on digital cultural transmission. Academic playfulness has been the glue on my path.

Reflecting on my work through play makes me wonder if the trajectory sketched in the previous lines is uniquely my own or does it resemble that of other researchers. After all, research is similar to a creative play animated by the joy of discovery. What drives us is a childlike curiosity. It makes us adventure into the unknown, despite the risks that may hide at every step, crafting our ways further and further through the academic toyshop of disciplines, theories, approaches, concepts and methods, seeking ways that allow us to play on this game of trial and error called research. Playfulness animates what we do. This reminds me of Michael Jackson's view on human existence as a dynamic interplay between “givenness and choice” (Jackson 2013: 5), which underlies his existential anthropology – a juxtaposition of anthropological work and philosophical thought. Tracing my academic trajectory to its roots, it appears just natural to get to Jackson's work. In-between-ness follows everywhere, so while I anchored my reflections at hand in existential philosophy, I am now winding up with existential anthropology in turn.

“Lifeworld” is one of the concepts I am engaging in my most recent research and Jackson's book with the same title is one key work. It also represents his attempt at an existential anthropology, derived from a critique of an anthropology of the social or cultural that excludes the individual (Jackson 2013: 3–4). After all, the social could

not be grasped without the experience of the individuals making it up. Therefore, for Jackson, any sociological perspective “had to be complemented with an existential perspective that encompassed the role of contingency, playfulness, unpredictability, mystery, and emotion in human life” (14). Jackson’s existential anthropology aligns well with Blaga’s meditation, and they offer fruitful entry points into studying the human condition. They also prompt us to reconsider, in the light of playfulness, not just the lives of our subjects but also our own as researchers, broadening the scope of anthropological work, of the anthropology of work and of the history of anthropology, all together. Most of all, however, playfulness teases our work; in fact, it teases the history of science in general . . . its image as a rational itinerary vanishes and what emerges mirrors the biography of an interdisciplinarian.

Literatur

- Blaga, Lucian. 1919. “Trei fețe.” In *Poemele Lumunii. Sibiu: Biroul de Imprimare Cosinzeana*. Translation by Don Eulert and Stefan Avadanei. 1973. *Three faces*. In *Poems of Light*. Bucharest: Minerva Publishing House.
- Jackson, Michael. 2013. *Lifeworlds: Essays in Existential Anthropology*. Chicago, London: The University of Chicago Press. <https://doi.org/10.7208/chicago/9780226923666.001.0001>.

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/02.09>

Alastair Mackie

Creative ethnology as an invitation to play: analysis of a fieldwork-based composition

During the past year I have explored Ullrich Kockel’s challenge of “creative ethnology” (Kockel/McFadyen 2019; Mackie 2024) by converging my interests in ethnography and electronic music. In particular, I built upon his idea that ‘cultivating sympathy, synthesis and synergy between anthropo-/ethnological fieldwork and art at multiple levels of engagement is vital for the continued meaningfulness of anthropology and ethnology as intellectual pursuits’ (Kockel 2011). In this essay I will continue this exploration by analysing the role of play in my “intention, attention and expression” (Gershon 2020) while producing a track which is both sonic art as well as a scholarly piece. For its composition I exclusively used ethnographic field recordings which I recorded for a project on border-crossing trains. The fieldwork was conducted on a train ride from Liège (Belgium) to Maastricht (the Netherlands), and all the recordings are of sounds within the train, as well as in both stations.

The composition can be listened to here:

<https://on.soundcloud.com/Vi8WL7mVNURZDEjEA>

Play as intention

When it comes to intention in music and academia I experience a similar problem: the dichotomy between creation for the sake of production, and doing it for pleasure. My intention in music making has increasingly become the production of a finished product. Similarly, in academia, research for curiosity-induced fun is slowly being overtaken by products, articles, presentations, funding applications, etc.; often with a strategic purpose. I know I am hardly alone in this situation, as well as in the problem that I face within it: that during this continuous production I am getting stuck. I am prone to moments of sitting in front of a (musical or non-musical) keyboard, not knowing what to write. When this happens while making music, my partner advises me to just *play* music: not to try to compose something, or to learn a particular piece. Playing implies a lack of rules (Graeber 2015: 191), and playing (with) music to me means removing the rules of what I need to do to create a finished product. One might thus think that it removes intention completely, but instead I would interpret it as changing my intention from production to play itself, with the purpose of having fun. This process, despite its apparent frivolity quickly becomes lucrative: Inevitably, this change of intention brings results, helping move past the creative block. Play thus becomes an essential part of the creative process.

As an electronic musician, playing music does not necessarily mean playing an instrument in a traditional sense. A large part of electronic music is sound design, where the musician uses synthesisers to shape audio, or in other words to play with sound itself. Synthesis often starts with sound as a basic audio wave, and then provides the musician with tools to make it more intricate. But instead of an electronically produced waveform, a pre-existing audio sample can also function as the basis of the sound a synthesiser produces, which is then called sample-based synthesis and enables us to play with recorded audio. Sampling in music, as opposed to sampling in science, can broadly refer not only to the collection of audio but also the editing of that audio and its use in new compositions. Thus, in music technology, a sampler usually has more functions than simply recording audio: the ability to edit samples in different ways, to play samples like an instrument, to sequence samples (ordering samples in time) and more. The intention of play is therefore often embedded into the sampler itself (Erbe 2022: 25). Might the use of these playful samplers in ethnography then encourage us to apply more play to our academic practice?

Play and attention

The sampler I used for this project is called the Morphagene, developed by the company Make Noise in collaboration with musician and researcher Tom Erbe (Erbe 2022: 25). The Morphagene continuously repeats (loops) segments of recorded audio and offers tools to adjust it, the most basic of which is to change its speed and playback direction. Increasing the speed also increases the pitch of the audio, and decreasing the speed decreases the pitch. Further, it is possible to control the size of the segment being played back, which ranges from the full length of the sample to minuscule. As we can also slide this segment through the sample, we can precisely focus on particular parts of the audio by slowly moving forward or backward through a recording. Summarised, the Morphagene allows the musician to freely cut audio into smaller segments, play these segments forwards and backwards and to change their order, to change speed and pitch, and to overlap different segments. With these tools it becomes possible to play with recorded sound, and to use it to create new sounds.

Whereas other samplers might show the recorded audio's waveform, enabling changes being made with surgical precision, the Morphagene requires the musician to listen to the sound as it is being edited and to follow their intuition while making changes, inviting experimentation. This in itself is a form of cooperative play, a back-and-forth between the musician and the algorithms programmed into the Morphagene (it is a digital instrument after all). When I started working on the track this cooperation was particularly useful, as I did not really know what I was trying to create. Having intention but lacking attention, I arbitrarily put sounds into the Morphagene, used its tools to modify them, and listened to what it produced. Not all of it was usable, but occasionally the Morphagene produced results with a distinct musical flavour. One of these was a standard 3-3-2 rhythm. Having to start somewhere, I used this segment to form a base rhythm and a speed for the track. At that moment, the difficult part was complete, the page was no longer empty, and now it was just a question of building on what I had and filling in the gaps.

For the rest of the piece I continued the process of putting field samples into the Morphagene, playing with them, and then fitting the results into the track. As I progressed, I became more targeted in the sounds I was looking for. Instead of just intuitively fiddling with the Morphagene to see what it would produce, I would purposefully use the Morphagene to search for particular sounds in the field recordings which could fill up holes in the track. Both methods resulted in me listening to the field recordings with a lot more detail than I would ever have applied in my usual process of fieldwork analysis. For example, I listened to the different pitches of the various hums from the engines of the train, and the sounds passing outside the train after a passenger opened the window. Playing with the Morphagene thus guided my attention to elements in the field recordings I otherwise might not have heard.

Playing with expression

The way in which the (edited) sounds are presented in the track are not only a random sequence of sounds which caught my attention, they are also expressed in a way which tells a narrative. To a certain extent this arrangement follows the linearity of the train route, with sounds of the train passing through different stations corresponding to the route itself. But I also wanted to express the feelings I associated with the experiences of the field: build-ups and releases of speed and tension, mechanised transport and moving across borders. The arrangement of field recordings in this way changes them from field recordings to interpretations of the field (affected by my intention and attention), and thus brings them into the realm of fieldnotes. As such, the piece reflects an interpretation of mine of the field, and in this case my play-infused intention and attention toward it.

Expression is “the outward release of something that is a result of producers’ processes of intention and attention” (Gershon 2020: 1166). This applies to scholarly work as much as it does to artistic work. But whereas play might not appear out of place in an artistic approach, this may not be the case in scholarly work. This piece is thus an expression of play, but I also played with expression: A creative sonic fieldnote is unconventional within ethnographic practice, as is the mangling of field recordings. At the very least, playing with expression brings us new perspectives and might reveal to us parts of our fieldwork which we otherwise would not have found. Undeniably, it was also simply fun to do, and “what’s the point if we can’t have fun” (Graeber 2014)? Finally, it may also playfully challenge how we approach our discipline. This brings me back to Kockel’s call for a creative ethnology. Both Kockel (2008) and McFadyen (2018) argue that becoming *undisciplined* plays a central role in creative ethnology: A willingness to question the perceived rules of the discipline (and academia as a whole). Returning to Graeber and his argument linking a lack of rules to play, creative ethnology could thus be interpreted as an invitation to play, or to consciously inject play in our intention, attention and expression.

References

- Erbe, Tom. 2022. “Thirty Years of Sound Hacking: From Freeware to Eurorack.” *Organised Sound* 27 (1): 20–25. <https://doi.org/10.1017/S1355771822000176>.
- Gershon, Walter S. 2020. “Reverberations and Reverb: Sound Possibilities for Narrative, Creativity, and Critique.” *Qualitative Inquiry* 26 (10): 1163–1173. <https://doi.org/10.1177/1077800418807254>.
- Graeber, David. 2014. “What’s the Point If We Can’t Have Fun?” *The Baffler*. Available at: <https://thebaffler.com/salvos/whats-the-point-if-we-cant-have-fun> (Accessed: 17 April 2024).
- Graeber, David. 2015. *The Utopia of Rules: On Technology, Stupidity, and the Secret Joys of Bureaucracy*. New York: Melville House Publishing.

- Kockel, Ullrich. 2008. "Liberating the ethnological imagination." *Ethnologia Europaea* 38: 8–12. <https://doi.org/10.16995/ee.1028>.
- Kockel, Ullrich. 2011. "Morphogenetic Fieldwork and the Ethnologic of Toposophy: Meditation on a Coyote Wandering on Rannoch Moor." In *Beuysian Legacies in Ireland and Beyond: Art, Culture and Politics*, ed. by C.-M. Lerm-Hayes and V. Walters, 195–219. Münster: LIT Verlag.
- Kockel, Ullrich and Mairi McFadyen. 2019. "On the Carrying Stream into the European Mountain: Roots and Routes of Creative (Scottish) Ethnology." *Anuac* 8 (2): 189–211.
- Mackie, Alastair. 2024. "On Cultivating Sound: Sampling, Morphogenesis, and a Creative Sonic Ethnography." In *Heimatkunde: Explorations of Place and Belonging*, ed. by M. Nic Craith, K. Strani and A. Mackie, 264–275. Münster: LIT Verlag. <https://doi.org/10.4324/9781003189756-21>.
- McFadyen, Mairi. 2018. "Expressing the Earth: Towards a Geopoetic Creative Ethnology." Mairi McFadyen. Available at: <http://www.mairimcfadyen.scot/blog/2018/4/11/geopoetic-creative-ethnology>.

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/02.10>

Berichte

Prof. Dr. Max Matter 1945–2023

Professor Dr. Max Matter wurde am 8. März 1945 in Zürich geboren. Nach der Matura studierte er von 1968 bis 1974 Volkskunde, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte sowie Kommunikationswissenschaft an der Universität Zürich. Seine Promotion erfolgte 1975 bei Arnold Niederer über „Wertesystem und Innovationsverhalten. Studien zur Evaluation innovationstheoretischer Ansätze durchgeführt im Lötschental“. Diese Feldforschung hat ihn geprägt, und auch später noch hat er das Lötschental mit Studierenden auf Exkursionen mehrfach besucht.

Der Schweiz blieb er auch nach seinem Weggang nach Deutschland immer verbunden. Nach den Jahren als wissenschaftlicher Assistent am Seminar für Volkskunde der Universität Bonn (1975–1979) war er als wissenschaftlicher Angestellter an der Universität Mainz (1980–1984) tätig, wo er sich mit der Arbeit „Dörflicher Hausbau und Hausbesitz heute. Ein ländliches Kulturmuster, seine historische und ideologische Herkunft. Bauen und Wohnen in einer Bergarbeitergemeinde in der östlichen Hocheifel“ 1983 habilitiert hat. 1985 vertrat er für ein Semester die vakante Professur von Ingeborg Weber-Kellermann am Institut für Europäische Ethnologie der Universität Marburg und erhielt im selben Jahr noch einen Ruf auf eine Professur für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie an der Universität Frankfurt/Main. Während seiner Zeit in Frankfurt stand er von 1990 bis 1998 der Hessischen Vereinigung für Volkskunde vor und bemühte sich um die Ausrichtung von Tagungen: Für viele unvergessen ist das gut besuchte Treffen in Tann/Rhön im März 1990 mit Exkursion ins Werrakalirevier, das von den zahlreichen Teilnehmer:innen aus Thüringen auch zu Gründungsgesprächen für die spätere Thüringische Vereinigung für Volkskunde (TVV) genutzt wurde.

1996 wurde er auf den Lehrstuhl für Volkskunde (Nachfolge Peter Assion) an die Albert-Ludwigs-Universität in Freiburg berufen. Ein Jahr später übernahm er zusätzlich als Direktor die Leitung des Deutschen Volksliedarchivs in Freiburg. An der Universität hatte er von 1998 bis 2008 wechselnde Wahl- und Amtsmitgliedschaften im Fakultätsrat inne und war von 2001 bis 2002 (bis zur Gründung der neuen Fakultäten) Dekan der Philosophischen Fakultät III. In der Wahlperiode 2002 bis 2006 war er zudem Mitglied im Senat. Im März 2010 wurde Max Matter pensioniert und ging 2011 wieder nach Zürich, wo er weiterhin forschend und lehrend tätig war. Gesundheitliche Probleme führten in der Vergangenheit immer wieder zu längeren Krankenhausaufenthalten auch in Freiburg. Dort starb Max Matter am 5. Dezember 2023.

Als das Fach Volkskunde sich in den 1970er-Jahren neu orientierte und sich den Sozial- und Ethnowissenschaften öffnete, gehörte er zu den ersten, die sich theoretisch wie praktisch an der Lösung sozio-kultureller Probleme beteiligen wollten. Zu seinen breit gefächerten Forschungs- und Arbeitsschwerpunkten gehörten u. a. die Gemeindeforschung/Regionalkultur, Kultur und Lebensweisen ethnischer Gruppen in Europa, Nahrungsforschung, Fremdheit und vor allem Migration und Integration. Insbesondere zum Thema Zuwanderung und deren Folgen hat er kontinuierlich geforscht und publiziert und dabei überregionale Beachtung erlangt.

Max Matter hatte schon früh die Bedeutung des Themenfeldes Migration und Integration und dessen Erkenntnispotenzial für das Fach Volkskunde/Europäische Ethnologie erkannt, und das zu einer Zeit, als dieses Thema noch nicht in aller Munde war. Dabei hat er auch die verschiedenen Werteordnungen zwischen Angehörigen des Islam und den säkularisierten Gesellschaften Mitteleuropas erforscht. Er leitete mehrere Forschungsprojekte im In- und Ausland u. a. zur Reintegrationspolitik von Rückkehrern (Ankara 1986/87 und 1989/90) und zu Deutschen- und Deutschlandbildern von Türken (1990–1993). Er hat zahlreiche Forschungsprojekte mit Förderung durch die DFG, Stiftung Volkswagenwerk, Thyssen-Stiftung, Beauftragte für Kultur und Medien durchgeführt oder unterstützend mit auf den Weg gebracht.

Als Hochschullehrer konnte er seine Studenten begeistern und hat sie nicht zuletzt auch durch seine zuweilen unkonventionelle Art inspiriert, gefordert und gefördert. Seine physische Präsenz in Verbindung mit einem zuweilen schallenden Lachen, wenn er sich lauthals über etwas amüsierte, aber auch seine Großzügigkeit und seine Empathie wurden von vielen geschätzt. Während seiner Freiburger Zeit und im Zuge der EU-Ost-Erweiterung erstreckten sich seine Forschungsinteressen immer mehr auch auf den südosteuropäischen Raum, vor allem auf die Slowakei und Rumänien sowie zunehmend auf die Erforschung von Minderheiten insbesondere der Roma.

Ein Verzeichnis seiner zahlreichen Veröffentlichungen ist in dem Band „Fremdheit – Migration – Musik. Kulturwissenschaftliche Essays für Max Matter. (Populäre Kultur und Musik 1) Münster u. a. 2010“ enthalten.

Als engagierter Forscher scheute er sich auch nicht, politisch das Wort zu ergreifen. Er ist Unterzeichner des „Manifests der 60“ und plädierte für eine neue Zuwanderungsgesetzgebung, die der Tatsache Rechnung tragen sollte, dass Deutschland ein Einwanderungsland ist. Seit 1997 war er Mitglied im Rat für Migration und gehörte dessen wissenschaftlichem Beirat an, wie er auch seit 1997 Mitglied des wissenschaftlichen Beirats der Otto-Benecke-Stiftung war.

Auch nach seiner Pensionierung war er ein gefragter Redner und Publizist, vor allem zu Themen der Migration, Integration, Fremdheit und Ethnizität. 2014 erschienen der umfangreiche Band „Nirgendwo erwünscht: zur Armutsmigration aus Zentral- und Südosteuropa in die Länder der EU-15 unter besonderer Berücksichtigung

von Angehörigen der Roma“, der sein anhaltend wissenschaftliches Engagement unterstreicht und vielleicht als sein Vermächtnis betrachtet werden darf.¹

Sabine Zinn-Thomas

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/02.11>

Bernhard Purin 1963–2024

Erinnerungen an den Museumsdirektor, Forscher und Kommilitonen.

Ein Gespräch zwischen Nina Gorgus und Bernhard Tschofen

Wie erinnert man an jemanden, der sich das Erinnern zum Beruf gemacht hat? Die Beschäftigung mit Erinnerung und den Formen und Praktiken des Gedächtnisses stand im Zentrum der Interessen in Forschung und Vermittlung von Bernhard Purin, des im Februar 2024 plötzlich verstorbenen Empirischen Kulturwissenschaftlers und Gründungsdirektors des Jüdischen Museums München. Er widmete nicht nur fast seine gesamte wissenschaftliche Laufbahn und sein museales Denken und Arbeiten der Erinnerung an die Geschichte und Kultur der europäischen Juden, sondern praktizierte diese auch als Mensch und Privatperson bevorzugt im Erzählen und im Gespräch. Grund genug, die Erinnerungen an diesen besonderen, doch in seiner Begeisterung für „sein Thema“ oft auch unverstandenen und einsamen Menschen im Dialog zu entwickeln.

Nina Gorgus: Meine erste Begegnung mit ihm fand im Projektseminar „Wilde Masken“ statt, das im Wintersemester 1987/88 unter der Leitung von Gottfried Korff am Ludwig-Uhland-Institut in Tübingen startete. Ich erinnere mich noch gut an die ersten Sitzungen: Direkt vor dem Bücherregal im Seminarraum saßen zwei Studenten, die beide Bernhard hießen und (miteinander) in einem für mich erstaunlichen Dialekt sprachen. Anfangs konnte ich sie deswegen kaum unterscheiden. Es waren Bernhard Purin und Bernhard Tschofen, die beide aus Bregenz in Vorarlberg (Österreich) kamen. Wir haben uns in den drei Semestern, die wir gemeinsam mit der Erforschung der alemannischen Fasnacht bzw. der „wilden“ Seite der Fasnacht verbrachten, ganz gut kennengelernt. Ich weiß noch, wie beeindruckt ich war, dass Bernhard P. schon damals ganz genau wusste, worüber er seine Magisterarbeit schreiben und was er beruflich machen würde.

Bernhard Tschofen: Bernhard und ich teilten tatsächlich auch Herkunft und Namen, dessen Wahl, wie wir später einmal feststellen konnten, auch noch denselben Hintergrund hatte. Trotzdem bin ich Bernhard auch erst ein Jahr vor Dir erstmals begegnet, in der Einführungsvorlesung von Hermann Bausinger kam mir ein Gesicht ein

1 Für Hinweise und Ergänzungen danke ich Siegfried Becker.

paar Reihen vor mir seltsam vertraut vor. Anfangs wusste ich nicht recht woher, aber dann erkannte ich darin den begeisterten Pfadfinderführer, der jahrelang samstags mit einer Gruppe „Pfadis“ an meinem Elternhaus am Stadt- bzw. Waldrand von Bregenz vorbeigezogen war. Die Zahl österreichischer Studierender konnte man damals in Tübingen vor dem EU-Beitritt Österreichs noch an einer Hand abzählen (neben uns zumeist entsprungene Theologen, die bei Hans Küng Glück und Abschluss suchten). Wer also nach Tübingen wollte, hatte ein Ziel, und das hieß in unserem Fall natürlich das Ludwig-Uhland-Institut bzw. EKW. Ich hatte es zum Glück auf Umwegen über die Innsbrucker Volkskunde ausfindig gemacht. Dem drei Jahre älteren Bernhard war der direkte Weg vergönnt, sein prägender Kontakt zur Szene der kritischen Regionalhistoriker in Vorarlberg hatte ihn gleich nach Matura und Zivildienst nach Tübingen geführt. Und ja, Du hast Recht, er war bereits damals in „seinem Feld“ bestens vernetzt und hatte klare Perspektiven. Seine Nähe zum Umfeld des Vorarlberger Landesarchivs, wo man u. a. an den Vorbereitungen für ein Jüdisches Museum in der ehemals bedeutsamen Gemeinde Hohenems arbeitete, hatte ihn auf die bis zu einem Pogrom 1744 bestehende Landgemeinde von Sulz in Vorarlberg gebracht, der er eine beachtliche Monografie widmete. Und das Thema Museum und Ausstellung hatte er auch quasi von Anbeginn an auf seiner Agenda.

Nina Gorgus: Im Rückblick habe ich gestaunt, wie viele der von Bernhard kuratierten und verantworteten Ausstellungen und Museen ich besucht hatte. Der Reigen begann mit der Eröffnung des Jüdischen Museums Hohenems 1991 und führte über das Jüdische Museum in Wien (1992–95) und die Eröffnung des Jüdischen Museums Franken in Fürth (1996), schließlich zu dem von ihm von Grund auf gedachten Jüdischen Museum München (eröffnet 2007). Ich war jedes Mal von den Präsentationen beeindruckt. Die Szenografie hatte immer auch innovative Aspekte, die Inhalt und Gestaltung kongenial verbanden. In Wien waren es die holografischen Objekte, da es keine Originalobjekte gab, in Fürth Vitrinen, über die die Besuchenden laufen mussten. In München übernahm unter anderem eine Graphic Novel das Narrativ. Von all seinen Stationen habe ich noch viele Publikationen im Regal – Bernhard war immer sehr großzügig mit seinen Büchergaben.

Bernhard Tschofen: Bernhards Laufbahn gleicht tatsächlich einer kontinuierlichen Entwicklung entlang der genannten Stationen. Er hatte früh seine Handschrift gefunden, nicht nur, was die konkrete Arbeit anlangt, sondern auch im Denken des Museums als einer offenen Institution der Verhandlung unseres Gedächtnisses. Auch wenn seine gemeinsam in enger Zusammenarbeit mit den ihm über die Jahre vertraut gewordenen Gestalter:innen, Architekt:innen, Grafiker:innen u. a. m. entwickelten Präsentationen neue und vor allem ortsspezifische Zugänge suchten, ging es ihm immer um das Gedächtnis der Dinge und um Beziehungsgeschichten – und immer wurden Überlieferung und Präsenz reflektiert und transparent gemacht. Seine Ausstellungen haben jüdische Kultur aus ihrer verdrängend exotisierenden Ecke heraus-

geholt und – ganz EKWler – in den Horizont der alltäglichen Geschichte und Kultur gerückt, mit der wir so oder so alle verbunden sind.

Nina Gorgus: Die Leidenschaft für Objekte hat Bernhard sehr gerne geteilt. 2018 stellte er in Dortmund in der Kommission für Sachkulturforschung und Museum in der dgv (DGEKW) sein Projekt „Im Depot verborgen und vergessen: Jüdische Ritualobjekte aus Würzburg“ vor. Zur Provenienzforschung gehörte auch eine umfangreiche Recherche vor Ort in Würzburg, die dann in die Ausstellung „Sieben Kisten mit jüdischem Material – Von Raub und Wiederentdeckung 1938 bis heute“ in München und Würzburg 2018 mündete. Auf der Rückfahrt trafen wir uns im Zug. Bis zu meinem Ausstieg in Frankfurt schilderte Bernhard P. mir ausführlich seine Forschungsergebnisse, wie die Funde mit jüdischen Synagogen in Franken in Verbindung gebracht werden und wie sie Unrecht sichtbar machen konnten. Objektforschung war eine seiner großen Leidenschaften; eine Leidenschaft, für die er sich trotz der vielen administrativen Arbeit Zeit nahm. Und eine Leidenschaft, die man ihm im Gespräch auch sofort am Glitzern in den Augen ansah. Eigentlich sollte das nächste Treffen der Kommission in München in seinem Museum stattfinden; leider verhinderte das die Coronapandemie.

Bernhard Tschofen: Die angesprochene Leidenschaft und Beharrlichkeit möchte ich nochmals hervorheben. Bernhard hat tatsächlich zeitlebens für seine Sache gebrannt. Wenn er durch einen Hinweis, sei es im Archiv oder in der Literatur, im Gespräch oder vielleicht auch nur gerüchteweise kursierend, einmal von einem Thema oder Bestand sprichwörtlich Blut geleckt hat, konnte er davon nicht mehr lassen. Ich finde, es verdient außerordentlichen Respekt, dass er neben seinen Aufgaben in der Leitung eines Museums noch die Zeit für aufwendige Recherchen gefunden und keine Mühen gescheut hat, auch den noch so verwischten Spuren nachzugehen. Das gilt übrigens nicht nur für seine akademische und museale Arbeit, sondern auch für seine persönlichen Leidenschaften – seien es historische Schnupftabakdosen, allerlei andere Sammlungsthemen oder regionalspezifisches Wissen dies und das betreffend. Überhaupt unterschieden sich in dieser Hinsicht der private und der professionelle Bernhard kaum. Sein Engagement machte diesbezüglich keinen Unterschied; das sieht man beispielsweise auch an dem Eifer, mit dem er sich in den letzten Jahren der verdrängten jüdischen Geschichte seiner Waldviertler Sommerfrische gewidmet hat. Auch dies tat er mit der Beständigkeit und Ritualisierung, über die wir und vielleicht noch mehr die Jüngeren um ihn viel gestaunt und manchmal auch leicht befremdet gelächelt haben: In seinem Stammgasthaus dort erzählte man mir diesen Sommer, dass er, wenn er vor Ort war, immer verlässlich mittwochabends und sonntagmittags zum Essen gekommen sei. Seine Persönlichkeit und seine Arbeitsweise haben nach solchen Strukturen verlangt, sie haben aber auch die markanten Spuren ermöglicht, die er uns und hoffentlich auch den Nachfolgenden in den Feldern der

jüdischen Kulturgeschichte und Museologie mit seinen Texten und Ausstellungen hinterlassen hat.

Nina Gorgus, Bernhard Tschofen

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/02.12>

Krisen, Körper, Kompetenzen. Methoden und Potentiale medizinanthropologischen Forschens

20. Treffen der Kommission Medizinanthropologie der Deutschen Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft (DGEKW) in Kooperation mit der 35. Jahrestagung der Arbeitsgemeinschaft Ethnologie und Medizin im Warburg-Haus, Hamburg, 8./9. September 2023

Am Freitag, den 8. September 2023 eröffneten Sabine Wöhlke, Sprecherin der Kommission Medizinanthropologie, und Ehler Voss, 1. Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft Ethnologie und Medizin (AGEM), die gemeinsame Tagung „Krisen, Körper, Kompetenzen. Methoden und Potentiale medizinanthropologischen Forschens“. – Mit Bezug auf den aktuellen Sachstandsbericht zu Klimawandel und Gesundheit des Robert Koch-Instituts (September 2023) stellte *Sabine Wöhlke* (Hamburg) die Dringlichkeit von Forschungen zu geeigneten Public-Health-Maßnahmen und kulturwissenschaftlich-ethnologischen Perspektiven in diesem Zusammenhang heraus. Etwa Extremwetterereignisse oder die Folgen von Versorgungs- und Finanzkrisen verändern den Alltag der Menschen nachhaltig und stellen gesellschaftliche Selbstverständlichkeiten infrage. – *Ehler Voss* (Bremen) betonte die Zusammengehörigkeit von Krisen und Kapitalismus, dessen Logik sich in unsere Körper eingeschrieben habe und unser Denken und Handeln bestimme. Die Heroisierung des Prekären und der damit verbundene Imperativ der Resilienz gehe mit dem Versprechen einher, dass jede überwundene Krise zu mehr Stabilität und Stärke führe. Durch das Psychologisieren und Individualisieren der Bewältigung struktureller Probleme werde Krisenbewältigung zu einer Kompetenz von Einzelnen und das Leiden zu einem persönlichen Versagen. Um nicht Ursache und Symptom zu verwechseln, komme eine medizinanthropologische Betrachtung des Zusammenhangs von Krisen, Körpern und Kompetenzen nicht ohne die Berücksichtigung der Bedingungen des gegenwärtigen Wirtschaftssystems aus, in dem Krisen politisch und wirtschaftlich erzeugt und ausgenutzt würden.

Die Tagung wurde in Präsenz durchgeführt. Es bestand die Möglichkeit, online der Veranstaltung zu folgen, allerdings mit technischen Einschränkungen, die auf die denkmalgeschützten Räumlichkeiten der in den 1920er-Jahren errichteten Warburg-Bibliothek zurückzuführen waren. Das zweitägige Programm gliederte

sich in fünf Panels, die historische, institutionelle, ethnografische, narrative und museal-kuratorische Themen und eine große Spannbreite an Perspektiven zusammenbrachten. Die Veranstaltung lebte von ihrer Interdisziplinarität: Akteur:innen und Wissenschaftler:innen aus dem Gesundheitswesen (Pflege, Medizin, Ethik), der Kulturanthropologie/Ethnologie, Soziologie, Germanistik, Geschichtswissenschaft, Medizinanthropologie sowie aus der Fotografie kamen in Hamburg zusammen.

Den Eröffnungsvortrag hielt *Philipp Osten*, der kommissarische Leiter des Instituts für Geschichte und Ethik in der Medizin des Universitätskrankenhauses Hamburg-Eppendorf und Direktor des Medizinhistorischen Museums in Hamburg. In einem historischen Rückblick auf Pandemien (Pest, Masern, AIDS, Spanische Grippe) zog er Parallelen zu Covid-19 und der aktuellen Ausstellung. Anschaulich machte er, dass die jeweiligen Nachweissysteme den Blick auf Seuchen prägten (bei Covid-19 durch PCR-Testungen) und sich hoffnungsvolle Symbole wie der Regenbogen durch die Seuchengeschichte ziehen: Auf Pest-Medaillen oder etwa auf (von Kindern selbstgemalten) Plakaten während der Coronapandemie mit dem Untertitel „Wir bleiben zuhause“.

Thematisch anknüpfend referierte *Tobias Becker* (Hamburg) aus seinem Dissertationsprojekt über die Medien- und Bildgeschichte des Impfens. Er legte die These von Mitchel G. Ash (2002, S. 32f.) zugrunde, dass „Ressourcenensembles“ (gemeint kognitiver, apparativer, personeller, institutioneller oder rhetorischer Art) „im Prinzip gegenseitig mobilisierbar sind“. Im Kontext des Bedeutungszuwachses des Fernsehens stellte er anhand der Polio-Erkrankung und der Inszenierung des gelähmten Körpers heraus, wie die Grenzen und Grenzziehungen zwischen Berichterstattung über das Krankheitsbild einerseits und Werbung für die Impfung andererseits verwechseln.

In Panel 2 berichtete *Andrea Kuckert* (Düsseldorf) durch die Doppelbrille einer Anthropologin der Stabsstelle für Pflegeforschung und Entwicklung des Marienhospitals in Düsseldorf und einer praktisch-tätigen Krankenpflegenden über ältere LGBTQI*-Männer. Im Rahmen einer biografisch angelegten Studie mit Personen aus Deutschland und den Niederlanden ging sie der Frage nach, inwiefern die Covid-19-Pandemie die Vorstellungen von gesundem Altern von LGBTQI*-Personen verändert hat, und lieferte Impulse für die pflegerische Praxis, in der das Thema LGBTQI* oft negativ konnotiert ist. – Einen anderen Blick auf Institutionen lieferte die Germanistin *Sophie Witt* (Hamburg), indem sie Kerngedanken zum Aufbau eines neuen interdisziplinären Studienganges Liberal Arts and Sciences an der Universität Hamburg vorstellte und diskutierte. Neben Themen aus den Geistes- und Sozialwissenschaften zum Knotenpunkt „Körper, Gesundheit, Gesellschaft“ sollen auch Künste sowie die klinische Medizin als Perspektiven von Medical Humanities integriert werden, um den naturwissenschaftlich geprägten Blick auf Gesundheit zu erweitern.

In Panel 3 standen ethnografische Annäherungen an Krisen und Körper im Fokus. Einen analytisch-theoretisch gelagerten Blick auf den Risiko-Begriff gab *Maren Heibges* (Berlin) mit ihrem Beitrag. Nach einer Diskussion der Risikokategorie aus ethnologischer und anthropologischer Perspektive schlug sie den Bogen zu ihren arbeitswissenschaftlichen Forschungen in Beratungssettings zur familiären Risikoermittlung (Brust-/Eierstockkrebs), in denen sie sowohl die Sicht der medizinisch Beratenden als auch die der Beratung-Suchenden einfängt. Sie machte deutlich, wie Risiko als „konzeptionelles Fenster“ aus verschiedenen Blickrichtungen zur Erklärung genutzt werden kann: sowohl für gegenwärtige Krisen als auch für akteur:innenzentrierte Umgangsformen. – Einblicke in das DFG-Projekt „Mind the City!“ der HU Berlin gab *Patrick Bieler* (Berlin) mit seinem analytischen Überblick der negativen Auswirkungen urbanen Lebens auf die psychische Gesundheit. Dabei stellte er heraus, dass die Fokussierung der sozialpsychiatrischen Forschung auf materielle Einflüsse Formen flüchtiger Sozialität und loser sozialer Beziehungen meist vernachlässigt. Anhand empirischer Daten erläuterte er die Bedeutung von flüchtigen Situationen und die Notwendigkeit einer weiteren Differenzierung von Nachbarschaftseffekten, um deren Wirkungen auf die (psychische) Gesundheit in Forschungen einbeziehen zu können. Im Fazit resümierte er, dass Erkenntnisse aus Ethnografien Grundlagen für den Aufbau quantitativer Surveys liefern könnten, aber weiterhin Übersetzungsarbeit zwischen den disziplinären Ansätzen notwendig sei.

Das inhaltliche Programm des ersten Tagungstages schloss mit der Keynote von *Hella von Unger* (München) über partizipative Gesundheitsforschung und die Trägheit sozialer Wirklichkeiten. Nach einem Kurzüberblick zu den Grundprinzipien des partizipativen Forschens und deren verschiedenen Ansätzen in der Gesundheitsforschung konzentrierte sie sich auf „Community-based Participatory Research (CBPR)“. Sie stellte die Herausforderungen und Chancen von Partizipation anhand von Praxisbeispielen ihrer Forschungsprojekte als dynamische Prozesse heraus. Partizipative Forschung sei grundsätzlich empfehlenswert, aber keine Universalmethode. Ein solcher Ansatz sei stets stark von Ressourcen und Infrastrukturen abhängig und müsse immer Räume für Dialog, Reflexivität und Dissens schaffen.

Der zweite Tagungstag begann mit Panel 4 „Räume und Narrative von Körper in der Krise“, in dem zunächst *Anita Ham* (Den Haag) einen Einblick in eine partizipatorische Aktionsforschung zur Aufklärung über Krebs-Screenings für Migrantinnen in den Niederlanden gab. Ihre Zielsetzung war es, Wege zu finden, um Frauen mit Migrationshintergrund besser zu erreichen und zu Präventionsmaßnahmen zu motivieren. Anschaulich wurde einerseits, wie komplex der Einstieg ins Feld angelegt war, um Sprachbarrieren zu überwinden und die Akteurinnen zu erreichen, und andererseits, wie heterogen sich die Beweggründe der Frauen darstellten, bisher nicht an Krebs-Präventions-Screenings teilzunehmen.

Das Panel schloss mit einem von vier Personen bestrittenen Vortrag zum Thema „Verhindern. Verschieben und Werden. Zeitlichkeit in trans*-Biografien“. In der Einleitung pointierte *Sabine Wöhlke* die Debatte um Selbstbestimmung von trans*Personen, die in den letzten Jahren heftig diskutiert wurde und die gesellschaftliche Wirkmächtigkeit von Geschlechternormen offenlegte. Während politisch jüngst Ende August 2023 ein Gesetzesentwurf den Weg für mehr Selbstbestimmung bereitete, den Geschlechtseintrag und Vornamen im Personenregister ändern zu lassen, waren die folgenden Projekteinblicke im Kontext des noch geltenden Transsexuellengesetzes von 1981 zu verstehen. Alle Teilpräsentationen widmeten sich der Frage nach zeitlichen Verschiebungen und Diskontinuitäten im Leben von trans*-Menschen. – Nach einem kurzen Einblick in den Forschungsstand und das methodische Vorgehen berichtete *Manuel Bolz* (Hamburg/Göttingen) aus dem Hamburger Teilprojekt des Verbundprojektes TRANS*KIDS, das sich dem Thema Geschlechtsidentität/trans* im Arbeitsalltag von Mitarbeitenden und Pflegenden im Gesundheitswesen widmet. Unter der Perspektive „Verhindern“ machte Bolz Strategien der Psychopathologisierung, Ausgrenzung und Hierarchisierung von Wissen deutlich und stellte heraus, wie sich die Pflegenden gegenüber trans*-Kindern und -Jugendlichen auch als Lots:innen bzw. Prüfende inszenieren. Dabei würden Begründungszusammenhänge für das trans*-Sein konstruiert (z. B. das Anderssein-Wollen, die Erfahrung von Gewalt oder Flucht aus einem gewaltvollen heteronormativen Alltag), die den Kindern und Jugendlichen ihre Selbstbestimmung und Handlungsmacht über ihre Identität und ihren Körper absprechen. – Unter der Perspektive „Verschieben“ berichtete *Mona Motakef* (Dortmund) aus einem DFG-Projekt zur Familiengründung von trans*-Familien. Das im Kontext der Forschung noch geltende Transsexuellengesetz aus dem Jahre 1981 sah vor, Elternschaft von trans*-Menschen zu verhindern: So sollte zwischen dem Wunsch nach Familiengründung oder Transition abgewogen werden, eine Gleichzeitigkeit dieser Wünsche war rechtlich nicht vereinbar. Daraus ergaben sich folgenreiche Konsequenzen und zeitliche Verschiebungen, die Motakef anschaulich an einem Feldbeispiel aufzeigte. Die Bedürfnisse, eigene Kinder zu haben, eine Ehe zu schließen und eine Transition anzugehen, mussten zeitlich geordnet werden und hatten erhebliche psychische Folgen. – Die letzte Perspektive „Werden“ beschrieb *Holly Patch* (Dortmund) mit Ergebnissen aus ihrer Dissertation über Sänger:innen des Trans Chorus of Los Angeles und die Frage, wie diese ihre Stimmbiografien rekonstruieren und welche zeitlichen Dimensionen sich dabei ergeben. Sie machte deutlich, wie die Pubertät aus Sicht der trans*-Sänger:innen als kollektives „Erwachsenwerden“ wahrgenommen wird und auch mit Geschlechtszuschreibungen einhergeht, die individuell ganz unterschiedlich verarbeitet werden. Die hormonelle Umstellung der Stimme konstruiert Körper („Stimmkörper“), die mit Zuschreibungen und Materialisierungen von Geschlechterrollen einhergehen. Sie rufen bei einigen Trans*-Sänger:innen Ängste

hervor, auch die eigene Gesangskarriere beenden zu müssen. – Das Forscher:innen-Team resümierte abschließend, dass cis*-normative Zeitlichkeit die Biografien von trans*-Personen prägen und Ungleichheiten evozieren. Resultierend daraus seien alternative Erklärungskonzepte zu trans*-time gefordert, die weniger eine vermeintliche Abweichung in den Fokus stellten oder gar reproduzieren, sondern Lebenswelten in ihrer Eigenlogik erkennbar und beschreibbar machen.

Das Panel 5 schloss die Fotokünstlerin *Amelie Sachs* (Hannover) mit der Präsentation ihrer BA-Abschlussarbeit zum Polyzystischen-Ovar-Syndrom (PCO). In einer Kombination aus Dokumentar fotografie und narrativen Interviews näherte sie sich Betroffenen und ihren Aushandlungen von Weiblichkeit. Sie zeigte außerdem, wie im Akt des Betrachtens ungleiche Machtverhältnisse identifizierbar werden, die von medizinischer Seite oft männlich geprägt seien. Ihre Fotografien von Betroffenen bzw. Fotografien, die durch die Akteurinnen selbst entstanden sind, verweigern sich in einigen Fällen solchen Blickregimen und sind daher Zeugnisse eines Ringens um Autonomie und Deutungshoheiten.

Die Tagung endete mit einer Abschlussdiskussion und den sich daran anschließenden Mitgliederversammlungen der AGEM und der Kommission Medizinanthropologie. Eine Veröffentlichung einzelner Tagungsbeiträge in der Zeitschrift „Curare“ ist für das Jahr 2025 bereits in Planung. Zudem sei auf zwei für diese Tagung relevante Literaturen hingewiesen.¹ Besuchen Sie gerne auch unsere Webseiten: medanthro-gekw.de bzw. agem.de.

Anna Palm

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/02.13>

1 Gesundheitsberichtserstattung des Bundes gemeinsam getragen von RKI und DESTATIS (2023): Auswirkungen des Klimawandels auf nicht-übertragbare Erkrankungen und die psychische Gesundheit – Teil 2 des Sachstandsberichtes Klimawandel und Gesundheit 2023. In: *Journal of Health Monitoring* 8 (53). Special Issue S4/2023. Mitchell G. Ash (2002): Wissenschaft und Politik als Ressourcen füreinander. In: Rüdiger vom Bruch/Brigitte Kaderas (Hrsg.): *Wissenschaften und Wissenschaftspolitik. Bestandsaufnahmen zu Formationen, Brüchen und Kontinuitäten im Deutschland des 20. Jahrhunderts*. Stuttgart, 32–51.

Rural Heritage. Vereinnahmungen und Instrumentalisierungen – Immaterielles Kulturerbe in ländlichen Räumen

Tagung der dgekw-Kommission für Kulturanalyse des Ländlichen, Bamberg, 20.–22. März 2024

Wie wird immaterielles Kulturerbe in ländlichen Räumen vermittelt, verhandelt und vereinnahmt? Mit Aushandlungsprozessen, Entwicklungspotenzialen und Schutzmaßnahmen ländlichen immateriellen Erbes beschäftigte sich die fünfte Tagung der „Kommission Kulturanalyse des Ländlichen der dgekw“, die von der Juniorprofessur für Europäische Ethnologie mit Schwerpunkt Immaterielles Kulturerbe der Otto-Friedrich-Universität Bamberg ausgerichtet wurde. Die Auszeichnung als Immaterielles Kulturerbe (IKE) kann zur Stärkung lokaler Identitäten und Aufwertung peripherer Räume führen; die Fachgeschichte sowie das europaweite Erstarken (rechts-)populistischer Narrative in der Gegenwart zeigen jedoch, dass rurales Erbe auch vereinnahmt und instrumentalisiert werden kann. Diese Problematik wurde in sechs Panels mit insgesamt 18 Fachbeiträgen im Austausch von Referierenden aus Deutschland, Österreich, der Schweiz, Slowenien und Schottland reflektiert und kritisch perspektiviert.

Die Begrüßungsworte durch die Kommissionssprecherin und Ausrichtende der Tagung Barbara Wittmann, die Lehrstuhlinhaberin Heidrun Alzheimer und die Leiterin des Welterbe-Zentrums Simona van Eyb (alle Bamberg) standen unter dem Tenor der Verbindung. *Barbara Wittmann* hob die Eignung und Verantwortung der Europäischen Ethnologie hervor, Instrumentalisierungen vermeintlich harmloser Begriffe und Konzepte sichtbar zu machen. Exkludierenden Praktiken und politischen Spaltungen könne auf diese Weise von Fachseite etwas entgegengesetzt werden. – Das integrative Potenzial des IKE betonte auch *Heidrun Alzheimer* aus ihrer Erfahrung als Mitglied im Expertenkomitee für das Immaterielle Kulturerbe in Bayern. – *Simona van Eyb* verwies auf den ganzheitlichen Ansatz der Welterbe-Definition der UNESCO. Materielles und immaterielles Kulturerbe gingen stets Hand in Hand – ein Umstand, der auch durch den Tagungsort abgebildet wurde.

Die den Tagungstitel rahmenden Begriffe „Vereinnahmung“ und „Instrumentalisierung“ unterzog *Eberhard Wolff* (Basel) in seinem Anfangsvortrag einer kritischen Betrachtung. Nach Definition des Duden handle es sich bei Vereinnahmung darum, „ungerechtfertigterweise eine Sache für eigene Zwecke zu nutzen“. Er gab zu bedenken, dass eine solche normative Begriffsverwendung im akademischen Kontext eine Gefahr darstelle, da sie schnell in moralische Empörungsdiskurse münden könne. Zwecke des Erhaltens von IKE seien selten ausschließlich intrinsisch motiviert. Hinter dem Wunsch nach Akkreditierung stünde bei den Interessengruppen stets der Versuch, dem jeweils eigenen Kulturkonzept Deutungsmacht zu verleihen. Er plä-

dierte für eine liberalere Haltung des Faches und stellte eine ‚buchhalterische‘ Anspruchsverteilung durch Zertifizierungen infrage. – In einem Koreferat illustrierten *Helmut Groschwitz* (München) und *Annette Schneider-Reinhardt* (Bonn) am Beispiel des Südhärzer Questenfestes, wie weit die Auswirkungen der Mythologischen Schule in die Gegenwart reichen. Die große Beliebtheit der germanischen Kontinuitätsprämisse bei den Medien sowie die Anschlussfähigkeit für die Strömung der Neuen Rechten führten sie auf die Sehnsucht nach Orientierung und Ursprünglichkeit zurück. Zur Popularität von Mythologemen trügen auch deren popkulturell oft aufgegriffene, faszinierende Bildwelten bei.

Mit diesen befasste sich auch der Beitrag von *Christina May* (Halle), die das Questenfest unter einem rezeptionsästhetischen Zugang betrachtete. Durch die Reproduktion seines Bildrepertoires und seiner Symbolik sei es auch ohne UNESCO-Listung bereits immaterielles Kulturerbe, so ihre These. – *Jonas Leineweber* (Paderborn) referierte über das kontroverse Bewerbungs- und Aufnahmeverfahren des Schützenwesens ins Bundesverzeichnis. Die Ablehnung des ersten Antragsentwurfs zog einen öffentlich ausgetragenen Streit zwischen Antragsteller:innen und UNESCO-Kommission sowie eine Formatierung der Brauchpraxis nach sich. – Im folgenden Vortrag ging *Katja Boser* (Augsburg) der Frage nach, wie sich gesellschaftliche Debatten um Geschlechtergerechtigkeit auf den Schächflertanz in Dinkelscherben auswirken. Bei dem alle sieben Jahre aufgeführten Tanz sind Frauen von der Rolle der Hauptakteure ausgeschlossen. Die aus einem Interview zitierte Aussage „Ich glaube nicht, dass wir tanzende SchächflerINNEN einmal haben werden“ offenbart das in ihrer Feldforschung zutage tretende statische, männerdominierte Traditionsverständnis.

Wie können Trägergruppen im Umgang mit heiklem Erbe und politischen Unterwanderungen unterstützt werden? In der abendlichen Podiumsdiskussion bezogen dazu Stimmen aus der Praxis Stellung. *Daniela Sandner* (München) vom Bayerischen Landesverein für Heimatpflege sprach sich gegen die zuweilen geforderte Abkehr vom oft missbrauchten Heimatbegriff aus. In Ermangelung adäquater Alternativen sei es ihr Anliegen, die Deutungshoheit darüber nicht dem rechten Spektrum zu überlassen. Der Publizist *Norbert Göttler* (München) brachte das Konzept der „Heimaten“ ein, um ein pluralistisches, inklusives Verständnis starkzumachen. Als langjähriger Bezirksheimatpfleger Oberbayerns beobachte er mit Sorge, wie antisemitische Bräuche wie das Judasfeuer aktuell wieder aufleben würden. Dies veranlasste die Vorsitzende des Bunds Heimat und Umwelt *Annette Schneider-Reinhardt* zur Überlegung, ob aktuelle Beratungsangebote ausreichend seien. Durch frühere Ethnographien in der DDR konnte *Juliane Stückrad* (Eisenach) das Gefühl des „Abgehängt-Seins“ in den neuen Bundesländern situieren. Zugleich sprach sie sich gegen eine vereinseitigende Defizitperspektive in der Dichotomie Ost-West aus.

Bei einem Sekttempfang im Welterbe-Zentrum Bamberg hatten die Teilnehmenden die Möglichkeit, die Impulse des ersten Tages zu vertiefen und die studentische

Posterausstellung „Everything flows: Wasser und immaterielles Kulturerbe“ zu betrachten.

Am zweiten Tag weitete sich der Rahmen auf den europäischen Raum, die Tagungssprache wechselte ins Englische. *Ulrich Kockel* (Inverness) beschrieb das schottische Korbmacherhandwerk zwischen Kommodifizierung und Gemeinschaftsbildung. Dabei konzipierte er das IKE als Metapher: wie ein Korb aus verschiedenen Zweigen unterschiedlicher Herkunft gebunden würde, verhalte es sich auch mit den Verflechtungen zwischen Generationen, Trägergruppen und ihren Lebensgeschichten, die sich in Objekten materialisierten. – *Marija Klobčar* (Ljubljana) zeichnete die sich durch die Geschichte wandelnden Beziehungen zwischen slowenischer Minderheit und deutschen Bewohner:innen des kärntnerischen Gailtals nach. Die von deutschen und slowenischen Einheimischen praktizierten Kirchweihbräuche wurden 2018 in das Verzeichnis Österreichs aufgenommen. Anhand des autochthonen Festlieds rekonstruierte Klobčar, wie die slowenische Minderheit nach dem Zerfall des Habsburger Reiches sukzessive marginalisiert wurde.

Franziska Mair (Regensburg) gab Einblicke in ihr Dissertationsprojekt. Darin untersucht sie, wie jüdisches Erbe in der partizipativen Governance ländlicher Räume im Rahmen des EU-Regionalentwicklungsprogramms LEADER in Wert gesetzt wird. – *Marjeta Pisk* (Ljubljana) thematisierte die Festivalisierung ländlicher Gebiete in Slowenien. Seit den 1970er-Jahren würde auf „ethnologischen Veranstaltungen“ im Sinne eines „past presencing“ (MacDonald) Tourist:innen eine idealisierte Vergangenheit geboten. Basierend auf ihrer Forschung im Poljane-Tal legte sie dar, wie durch das „authentische“ Reenactment früherer Lebens- und Arbeitstechniken das Bild einer unzerstörten Idylle reproduziert wird. Die Organisator:innen nutzten derartige Feste, um ihre Region und ihr Kulturerbe zu repräsentieren. Trotz einer unreflektierten Valorisierung beobachtete Pisk Demokratisierungstendenzen und damit eine *agency* bei den Akteur:innen.

Der nächste Themenkomplex befasste sich mit der Herstellung ländlicher Ästhetiken. *Niamh MacKenzie* (Inverness) untersucht in ihrer Feldforschung, wie Praktizierende des Trockenmauerbaus in Schottland (Drystone dyking) bei der Weitergabe ihrer Fähigkeiten unterstützt werden können. Die einst agrikulturell notwendigen Trockenmauern vermitteln heute in Vorstädten ein Idealbild schottischer Ländlichkeit. – *Alex Gibbons* (Inverness) untersucht in seinem PhD-Projekt mit einer „Gesellenreise“-Methodik das Reetdachdeckerhandwerk (Vernacular thatching), das ebenfalls als „typisch schottisch“ wahrgenommen wird. Die im Verschwinden begriffenen Techniken möchte er bei den verbleibenden Handwerker:innen aufzeichnen und sie mit benachbarten Regionen vergleichen. – Unter der Zielsetzung, qualitative Aspekte in die Bauforschung zu integrieren, präsentierte *Jan Grossarth* (Biberach/München) eine experimentelle Feldstudie. Mit Fokus auf Atmosphären als narrative, architektonische Strukturen wollte er das Bauwissen zweier Dörfer vergleichen. Es

entfachte sich eine kritische Diskussion um die gewählte Methodik. Dabei wurde insbesondere die Fokussierung auf subjektives Ästhetikempfinden problematisiert, die sich nicht mit denkmalpflegerischen Kategorien vereinen ließe.

Unter welchen Bedingungen kann IKE als ein Resilienzfaktor zur Vitalisierung ländlicher, strukturschwacher Regionen beitragen? Dies war die leitende Frage des fünften Panels, das den dritten Tagungstag einläutete. *Manuel Trummer* (Regensburg) und *Mirko Uhlig* (Mainz) stellten dabei das seit 2023 vom Bundesministerium für Ernährung und Landwirtschaft geförderte Verbundprojekt „Immaterielles Kulturerbe in Ländlichen Räumen (IKEL)“ vor. Unter dem analytischen Zugang kultureller Resilienz steht im Mittelpunkt der Forschung, welche Chancen und Konflikte eine UNESCO-Prädikatisierung lokaler Kulturformen nach sich zieht. – Nach der theoretischen Grundlegung konkretisierte *Rebecca Koller* (Regensburg) die Fragestellungen anhand der seit 2018 ausgezeichneten Oberpfälzer Zoiglkultur. In ihrer Feldforschung zeigte sich, dass das Exklusivitätsdenken der Trägergruppe und Fragen nach dem ‚richtigen‘ Umgang mit der Zoiglkultur zu zahlreichen Spannungen führten. Zwar wurde die Prämierung als willkommenes Werkzeug zu touristischer Vermarktung eingesetzt, zugleich wurde die Intervention durch UNESCO-Richtlinien von den Akteur:innen als bevormundend empfunden. – Im Gegensatz dazu zeigte die Forschung von *Leonie Schäfer* (Mainz), wie durch Kooperation von Stakeholdern Chancen für rurale Resilienz entstehen können. Am Beispiel der Queichwiesenbewässerung stellte sie Community-Building-Prozesse auf lokaler wie internationaler Ebene vor. Seit der Aufnahme dieser „landwirtschaftlichen Kulturtechnik“ in das Bundesweite Verzeichnis 2018 vernetzte sich die deutsche Trägergruppe mit internationalen Akteur:innen mit dem Ziel, einen gemeinsamen Eintrag auf die Repräsentative Liste der Menschheit zu erarbeiten.

Die „Zukunftsperspektiven und -potenziale durch immaterielles Kulturerbe“ wurden im letzten Panel ausgelotet. *Dieter Kramer* (Wien) zeigte anhand der aus Brunnengemeinschaften hervorgegangenen „Nachbarschaften“ am Mittelrhein auf, wie IKE auch der Stärkung demokratischer Strukturen dienen kann. – Mit welchen Maßnahmen das Kneippen sich von seinem verstaubten Image lösen möchte, erörterte *Peter Wolff* (Fulda), stellvertretender Landesvorsitzender des hessischen Kneipp-Bundes. – Beschlossen wurde die Tagung durch die Architektin *Marie Enders* (Aachen). In ihrer Dissertation setzte sie sich damit auseinander, wie IKE mit visuellen Forschungsmethoden für eine transformative Inwertsetzung greifbar gemacht werden könne. Unter Bezugnahme auf Oldenburgs Theorie der „Dritten Orte“ kartierte sie Kulturformen wie Bolzplätze oder Kleingartenvereine in den Strukturwandelregionen des Rheinischen Reviers und des Ruhrgebiets. Die dabei entstandenen Karten seien als prozesshaft aufzufassen. Dadurch umging sie die Problematik eines derartigen kulturräumlichen Vorgehens, wie es durch den Atlas der Deutschen Volkskunde unrühmlich praktiziert wurde. Durch ihre Verbindung von kreativer Methodik

mit theoretischer Reflexion setzte sie einen inspirierenden Schlusspunkt im interdisziplinären Austausch.

Das Tagungsprogramm war geprägt von Verknüpfungen: zwischen materiellen und immateriellen Aspekten des Kulturerbes, zwischen kulturwissenschaftlichen Analysen und kulturpolitischen Interventionen, zwischen Methoden und Disziplinen. Über die drei Tage kristallisierte sich heraus, dass zwischen akademischen Wissensbeständen und Ansichten der Trägergruppen noch oft eine Lücke besteht, die es durch Beratungs- und Vermittlungspraxis zu schließen gilt. Dabei war es bereichernd, die Ansicht mehrerer „cultural broker“ in die Diskussionen einbringen und somit akademische Theorien und Realität in der Praxis abgleichen zu können. Die Stärken unseres Faches zeigten sich in der kontinuierlichen Selbstreflexion, die schon mit der Begriffsbestimmung des Keynote-Vortrags angeregt wurde. Soll oder muss sich Kulturwissenschaft politisch positionieren oder verschließt sie sich damit epistemischem Potenzial? Ist nicht jegliche Indienstnahme für eigene Interessen eine Vereinnahmung? Die Tagung ermutigte, die Brauchforschung, die im Fach derzeit eher ein stiefmütterliches Dasein fristet, durch weitere empirische Studien wiederzubeleben und die Diskurse um Ländlichkeit weiterhin differenziert und analytisch zu begleiten.

Jana Paulina Lobe

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/02.14>

Profilbildung in der Region. Die Landesstellen für Alltagskultur und ihre Aufgaben

Arbeitstagung des Netzwerks der kulturwissenschaftlich-volkskundlichen Landesstellen und anderer Forschungsinstitutionen, Stuttgart, 17. April 2024

Das diesjährige Treffen des Netzwerks der kulturwissenschaftlich-volkskundlichen Landesstellen und anderen Forschungsinstitutionen fand auf Einladung der Sprecherin *Sabine Zinn-Thomas* (Stuttgart) in den Räumen des Landesmuseums Württemberg statt, dem die Landesstelle für Alltagskultur in Stuttgart zugeordnet ist. Ziel war neben dem fachlichen Austausch und der Eruierung gemeinsamer Problemlagen die Erarbeitung eines Beitrags zum künftigen Leitbild der DGEKW, der die Rolle und das Selbstverständnis außeruniversitärer Forschungs-, Sammlungs- und Beratungsstellen im empirisch-kulturwissenschaftlichen Fachzusammenhang fasst. Aus diesem Grund verzichtete das Netzwerk auf ein reguläres Tagungsprogramm sowie eine thematische Schwerpunktsetzung und hielt sein Treffen im World-Café-Format ab.

Bereits am Vorabend bot die öffentliche Podiumsdiskussion „It’s like a jungle sometimes‘: Hip-Hop und die Zukunft des immateriellen Kulturerbes in Baden-Würt-

temberg“ im Landesmuseum Württemberg Gelegenheit für eine Annäherung an einen wichtigen Aspekt gegenwärtiger Arbeit der Landesstellen und anderer Forschungsinstitutionen. Die öffentliche Konjunktur des Immateriellen Kulturerbes (IKE), die wachsende Zahl der vergebenen Titel und die Tatsache, dass im Zuge der Forschungs- und Beratungstätigkeit immer neue und kritische Aspekte diskutiert werden, prägen weiterhin das Feld des IKE als Schnittstelle zwischen diversen Öffentlichkeiten, wissenschaftlichen Disziplinen und staatlichen sowie überstaatlichen Institutionen und machen es damit zum Ort von Aushandlungsprozessen über zentrale Begriffe wie Kultur, Alltag, Tradition oder Erbe. In der überaus lebendigen, von *Markus Tauschek* (Freiburg) moderierten Diskussion setzten sich *Sabine Zinn-Thomas*, *Karin Bürkert* (Tübingen), *Stefan Koslowski* (Bern), *Toni Landomini* aka *Toni-L* (Heidelberg), *Bryan Vit* (Heidelberg) und *Marie Enders* (Bonn) mit Fragen der Inwertsetzung und des bürokratischen Prozesses der Antragstellung, aber auch mit den Folgen der Titelverleihung für die jeweiligen „Kulturformen“ auseinander. Die 2023 erfolgte Listung für die „Hip-Hop-Kultur in Heidelberg und ihre Vernetzung in Deutschland“ bot dabei ein ideales Fallbeispiel für kollaborative, kompetitive, z. T. auch konfrontative Aushandlungsprozesse, in denen Kulturerbe verhandelt wird.

Zu Beginn des Sitzungstages der Gruppe der kulturwissenschaftlich-volkskundlichen Landesstellen hielt zunächst *Christiane Cantauw* (Münster) Rückschau auf die seit 1993 abgehaltenen Treffen der Gruppe, die neben themenbezogenen Veranstaltungen immer auch Diskussionen über gemeinsame Strukturfragen und übergreifende Problemstellungen umfasst haben. Die vergangenen 30 Jahre hätten vielfach Veränderungen der Institutionenlandschaft mit sich gebracht, aber auch neue Aufgaben und Zielsetzungen wie z. B. die stärkere Einbindung der interessierten Öffentlichkeit, den Einsatz digitaler Technologien bei der Sammlungserschließung sowie die Entwicklung neuer kulturpolitischer Felder wie dem IKE. *Lisa Maubach* (Bonn) präsentierte anschließend die Ergebnisse einer Umfrage, die im Vorfeld unter den kulturwissenschaftlich-volkskundlichen Landesstellen durchgeführt worden war. Dabei ging es um die Erhebung praktischer Erfahrungen der Akteur:innen bezüglich Forschungsmöglichkeiten, medialer Vermittlung von Forschungsergebnissen und kulturpolitischer Erwartungen sowie um die künftigen und erwarteten Entwicklungen von Arbeitsmöglichkeiten und Anforderungen. Gefragt worden war u. a. danach, wie Forschungsaufgaben definiert werden und in welchem Umfang sie durchführbar sind; wie die Zusammenarbeit mit den Medien funktioniert und welche Themen und Aspekte der eigenen Arbeit in der Öffentlichkeit platziert werden können; welchen kulturpolitischen Einflüssen die Landesstellen im Einzelnen unterliegen; und schließlich, welche künftigen Ziele und Herausforderungen bereits jetzt formuliert werden können.

Wie der Rücklauf aus insgesamt zehn Institutionen zeigte, sind Aufgabengebiete, Themen und die alltäglichen Anforderungen höchst heterogen und durch

die jeweilige institutionelle Einbettung, die Ausstattung und den satzungsgemäßen Auftrag geprägt. Identifiziert wurden von vielen Einrichtungen Probleme wie mangelnde Zeit und personelle Ausstattung für Forschungsaufgaben, die Anfrage der Medien nach „unterhaltsamem“ Material sowie öffentliche Erwartungen hinsichtlich klar definierbarer Kriterien regionaler Identität, die der Komplexität von Kulturanalysen nicht immer gerecht werden. Dennoch wurden die Arbeitsmöglichkeiten in der Umfrage insgesamt positiv gewertet und darauf verwiesen, dass auch künftig die Schärfung des Forschungsprofils, der Ausbau der Infrastruktur und die Erhöhung der Reichweite auf einer breiten Akzeptanz der Landesstellen und anderen Forschungsinstitutionen in der Öffentlichkeit aufbauen können.

Die vier in der Umfrage zur Reflexion vorgegebenen Schlüsselbegriffe bzw. Themenfelder (Forschung, Medien, Kulturpolitik, Zukunft) strukturierten auch die weitere Arbeit des Treffens. Im Format eines World Cafés wurde an vier Tischen in wechselnden Kleingruppen über die im Vorfeld abgefragten Einschätzungen diskutiert und die Ergebnisse in der Nachmittagssitzung zusammengefasst. Das Ziel war dabei ein zweifaches: Erstens ging es um eine Bestandsaufnahme, welche Arbeitsbedingungen und -felder, aber auch welche Interessen und Voraussetzungen die (sehr unterschiedlich aufgestellten und ausgestatteten) Landesstellen und anderen Forschungsinstitutionen jeweils haben, zweitens sollte im Ergebnis ein Konsens über den Beitrag, den die Gruppe in das derzeit in der DGEKW diskutierte künftige Leitbild einbringen wird, gefunden werden. Die lebhaften Gespräche brachten eine Fülle an Gesichtspunkten hervor, die grob wie folgt gebündelt werden können:

(1) *Forschung*: Alle Landesstellen verstehen sich als Forschungseinrichtungen, die eigene, zum Teil auch langfristig angelegte Forschungsprojekte aufsetzen und dabei empirisch-kulturwissenschaftliches Wissen produzieren, das in die Gesellschaft zurückgespiegelt wird.

Die regionale Verankerung und die vergleichsweise große Nähe zu interessierten Laien prägen die Forschungsprojekte und ermöglichen bzw. erfordern Fragestellungen, die auch jenseits enggeführter fachwissenschaftlicher Diskurse von Interesse und vermittelbar sind. Eine Hierarchisierung unterschiedlicher Forschungsansätze wurde als wenig fruchtbar angesehen; vielmehr gilt es, die verschiedenen Forschungsinstitutionen (Universitäten, Museen, Landesstellen) stärker zusammenzubringen und die je spezifischen Ansätze, Kompetenzen und Ressourcen so zu verknüpfen, dass alle Beteiligten hiervon profitieren können. Dies gilt nicht zuletzt vor dem Hintergrund, dass es zunehmend schwieriger wird, den wissenschaftlichen Nachwuchs aus unserem Fach in die Arbeit der Landesstellen einzubinden und die für die alltägliche Arbeit notwendigen Kompetenzen zu vermitteln. Eine Chance für innovative Forschung besteht vor allem hinsichtlich der Einbettung der Landesstellen in lokale und regionale Wissenskontexte und Akteur:innennetzwerke, z. B. durch Citizen-science-Projekte. Auch an den Landesstellen gehen die Forderungen nach

stärkerer Sichtbarkeit und Durchführung partizipativer Projekte nicht vorbei, wobei sich hier die Chance einer Vermittlung kritischer Wissenschaft in gesellschaftliche Kontexte hinein ergibt, die von universitären Akteur:innen nicht immer erreicht werden.

(2) *Medien*: Als kulturvermittelnde Instanzen sind die Landesstellen auf Medien als Multiplikatoren angewiesen und haben zugleich die Chance, ihre Inhalte und Fragestellungen über sie zu lancieren. Der starke Medienwandel der letzten Jahre hat allerdings nicht selten dazu geführt, dass die herkömmlichen Plattformen im Lokaljournalismus verschwunden sind und allenfalls ein knapper Ankündigungsjournalismus praktiziert wird. Um jenseits der weiterhin oft gestellten Anfragen zu volkswissenschaftlichen Themen wie z. B. Bräuchen im Jahresverlauf relevante Themen in die Öffentlichkeit zu tragen, sind persönliche Verbindungen zu Journalist:innen ebenso von Bedeutung wie die konjunkturelle Zugkraft der Themen. Die Anforderungen einer erfolgreichen medialen Vermittlung müssen jedoch stets mit den wissenschaftlichen Anliegen, die sich an kulturellen und gesellschaftlichen Problemlagen orientieren, ausbalanciert werden. Vor diesem Hintergrund bedarf es eines andauernden Reflektionsprozesses, inwieweit selbstproduzierte Medien (Zeitschriften, Websites, Blogs, Social-Media-Kanäle) für die eigenen Anliegen produktiv gemacht werden können, sie andererseits jedoch die begrenzten Ressourcen der Institutionen zu stark belasten.

(3) *Kulturpolitik*: Die Mehrheit der Landesstellen steht in einem unmittelbaren Verhältnis zu staatlichen und/oder kommunalen Institutionen, die als Geldgeber und administrative Kontrollinstanzen die Grundlagen der täglichen Arbeit sowie der strategischen Ausrichtung beeinflussen. Obwohl eine direkte politische Einflussnahme nicht erfolgt, können sich die Landesstellen den Anforderungen machtvoller kulturpolitischer Akteur:innen nicht immer entziehen und müssen flexibel mit diesen umgehen. Aufgrund der vielfach sich verschärfenden gesellschaftlichen Konflikte, die immer stärker in verschiedene kulturpolitische Felder einfließen und den Diskurs um die Legitimität kulturwissenschaftlicher Forschung nicht aussparen, ist damit zu rechnen, dass sich solche Anforderungen verstärken werden. Es ist daher notwendig, nicht nur eigene Positionen festzuschreiben sowie den Erfolg der eigenen Arbeit zu kommunizieren, sondern auch die Vernetzung mit anderen wissenschaftlichen Einrichtungen und Kulturinstitutionen zu stärken und Ausstattungen wie z. B. wissenschaftliche Beiräte als Interessenwahrer der eigenen Arbeit zu verstehen. Nicht zuletzt kann eine gute regionale Verankerung die Spielräume gegenüber bzw. innerhalb der Kulturpolitik erhöhen.

(4) *Zukunft*: Um eine erfolgreiche Arbeit der Landesstellen und anderer Forschungsinstitutionen auch zukünftig zu gewährleisten, ist es unvermeidlich, auf externe Anfragen nach der gesellschaftlichen Relevanz regional bezogener Kulturforschung zu reagieren, ohne dabei die Unabhängigkeit aufzugeben oder sich po-

litischen Interessen unterzuordnen. Der Bereich der Wissenschaftskommunikation und -vermittlung wird damit künftig ein größeres Gewicht bekommen, sowohl in den politischen Raum als auch in das Feld der Laienforscher:innen hinein. Eine Schärfung des Profils der Landesstellen sowohl innerhalb der scientific community wie im außerwissenschaftlichen Raum wird dabei auf Besonderheiten wie Nähe zum Feld, direkte Verfügung über Sammlungsbestände und den Erfahrungsschatz medialer Vermittlung zurückgreifen können.

Wie die abschließende Plenumsdiskussion am Nachmittag zeigte, konnte somit ein Konsens zu den wichtigsten Punkten für die Profilbildung hergestellt werden, der im weiteren Verlauf in den Leitbildprozess der DGEKW eingebracht werden soll. Zudem wurde angeregt, die Präsenz der Gruppe der Landesstellen auf der DGEKW-Website sowie auf den Kongressen der Fachgesellschaft zu verstärken. Im Ergebnis stellte die Arbeitstagung eine wichtige und gut genutzte Gelegenheit zur Selbstverständigung dar, die hoffentlich schon bald ihre Fortsetzung findet.

Sönke Friedreich

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/02.15>

Buchbesprechungen

Lina Franken

Digitale Methoden für qualitative Forschung. Computationelle Daten und Verfahren. Münster, New York: Waxmann 2023, 279 S. ISBN 978-3-8252-5947-1.

Digitale Themen und Alltage sind längst im Forschungsinteresse ethnografischer Studien angekommen: In Form von *Social-Media-Analysen*, *Game Studies* oder Algorithmisierungen gibt es zahlreiche Beispiele aus der aktuellen Forschungslandschaft. Doch wie viel technische Expertise muss ich als ethnografisch forschende Person in digitalen Feldern eigentlich mitbringen? Wann ist es sinnvoll, auch in der Datenerhebung und -auswertung computationelle Verfahren zu nutzen?

Lina Franken legt mit „Digitale Methoden für qualitative Forschung“ einen Band vor, der diese Fragen zu beantworten sucht – und dies nicht nur inhaltlich überzeugend, sondern zudem auch einsteigerfreundlich schafft. Der utb-Band liefert einen forschungspraktischen Einblick in computationelle Methoden qualitativer Sozialforschung und deren technische Hintergründe, diskutiert aber auch ethische (Datenschutz und Datenethik, S. 29) und epistemologische (S. 38) Variablen, die bei einer kritisch-reflektierten Nutzung der präsentierten digitalen Methoden unabdingbar sind.

Die erste Hälfte des Bandes schafft zunächst ein grundlegendes Verständnis darüber, was unter einer breiten Verwendung des Begriffs der digitalen Methoden zu verstehen ist (Dachbegriff, S. 19), an welchen Stellen digitale Methoden für qualitative Forschung Relevanz erhalten und welches technische Vorwissen für eine Anwendung computationeller Erhebungs- und Auswertungsverfahren nötig ist (Kapitel 1). Neben einer Einführung in die *Digital Humanities* und die *Social Computing Studies* als Schnittstellendisziplinen wird ebenso ein grundlegendes Wissen zu Datenethik, Datenschutz und computationellem Denken zugänglich vermittelt und im Zusammenspiel mit empirisch-kulturwissenschaftlichen Perspektiven kontextualisiert (Kapitel 2). Die zweistufige Unterscheidung von Datentypen in forschungsinduzierte und prozessproduzierte im ersten Schritt und in vier technische Datentypen (Text, Bild, *Social Media* und *Trace*) als Unterkategorien rundet diese Einführung in die Grundlagen digitaler Methoden ab und legt so die Basis für die folgende Präsentation spezifischer digitaler Forschungsmethoden.

Im zweiten Teil des Buches stehen das Anwenden und Ausprobieren computationeller Verfahren im Vordergrund. Kapitel vier widmet sich dem Finden und Speichern von digitalen Daten, erläutert dabei allgemeine Probleme wie Zugänglichkeiten und Erhebungszeitpunkte (S. 103), führt in die Möglichkeiten digitaler

Dokumentationsprozesse (S. 105) ein und diskutiert den Einsatz digitaler Tools und Datenbanken, um schlussendlich mit der Aufbereitung digitaler Daten (S. 129) zu den digitalen Analyseverfahren überzuleiten (Kapitel 5). Beispielhaft sei hier auf die Sentimentanalyse (S. 182) verwiesen, welche versucht, Emotionen via Textklassifikation in Zahlen zu übersetzen, um so die emotionale Polarität spezifischer Textstellen darzustellen. Jedes Methodenkapitel enthält dabei eine detaillierte Erläuterung zur jeweiligen Analysemethode, behandelt Einsatzmöglichkeiten und Grenzen und endet mit einer Übungsaufgabe zum unmittelbaren Testen. Die finalen Kapitel des Bandes reflektieren Potenziale digitaler Unterstützungsoptionen im Forschungsprozess (Kapitel 6), diskutieren die Idee, selbst die Grundlagen des Programmierens zu erlernen (Kapitel 7), und zeigen auf, innerhalb welcher Grenzen digitale Verfahren und Daten für qualitative Forschung nutzbar sind (Kapitel 8).

Lina Franken präsentiert ein überzeugendes Einführungswerk in die Kontexte und Anwendungen digitaler Methoden in der qualitativen Forschung. Der Band bietet theoretische Grundlagen zu Begrifflichkeiten und Konzepten aus der Informatik und bereitet diese ansprechend für ein Publikum aus Geistes-, Sozial- und Kulturwissenschaften auf. Das wirkt zeitweise etwas techniklastig, wird aber durch klar strukturierte Erläuterungen, garniert mit einleuchtenden Schaubildern auch für Leser*innen ohne Technikaffinität mehr als ausgeglichen. Die große Stärke des Buches ist die praxisorientierte Darstellung: Anhand zahlreicher Beispiele, Fallstudien und Übungsaufgaben zeigt Franken praxis- und forschungsnah, wie digitale Methoden eingesetzt werden können, wo deren Potenziale und Grenzen liegen und warum es sich lohnt, sich mit dem Themenkomplex auseinanderzusetzen. Dies macht das Buch nicht nur besonders wertvoll für fortgeschrittene Wissenschaftler*innen, sondern auch für Studienanfänger*innen, die auf der Suche nach einem Zugang zu digitalen Methoden sind. Zudem bietet die großartige Übersicht über verschiedene Software-Tools, Plattformen und bewährte Ressourcen (Kapitel 11: Glossar, S. 247 ff.) großes Potenzial für die Integration der vorgestellten Methoden in Lehrformate und Forschungsprojekte.

Lina Franken leistet so nicht nur einen wichtigen Beitrag zur Entmystifizierung computationeller Verfahren innerhalb der Disziplin, sondern bietet durch einen Blick in die Blackbox digitaler Methoden einen wunderbaren Zugang zum Ausprobieren und Inspirierenlassen für Forschende und Studierende gleichermaßen.

Felix Masarovic, Tübingen

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/02.16>

Helge Gerndt

Sagen – Fakt, Fiktion oder Fake? Eine kurze Reise durch zweifelhafte Geschichten vom Mittelalter bis heute. Münster: Waxmann 2020, 244 S. ISBN 978-3-8309-4200-9.

Die vorliegende Monografie ist zwar bereits 2020 erschienen, doch wurde der Rezensent erst später angefragt, weswegen die Besprechung nun erscheint. Auch wenn bereits früher veröffentlichte Einzelstudien die Grundlage des Buches bilden, erscheint es als Einheit, da die jeweiligen Beiträge überarbeitet und Querverweise eingefügt wurden, wobei auch neuere und neueste Literatur herangezogen wurde. Daher kann das Buch mit Fug und Recht als eine neue Einführung in die Sagenforschung bezeichnet werden, was aus mehreren Gründen sinnvoll ist. Zum einen ist die letzte „Einführung in die Sagenforschung“ von Leander Petzoldt in der dritten überarbeiteten Auflage bereits 2002 erschienen. Zum anderen ist die Sage aus Sicht des Rezensenten eine unterschätzte Gattung, und das sowohl in der Europäischen Ethnologie als auch in der Psychologie. Diese befasst sich vorrangig mit dem Märchen und dem Witz, während jene der Erzähl- und Sagenforschung derzeit nur eine geringe Aufmerksamkeit zuteilwerden lässt, abzulesen vor allem daran, dass kaum diesbezügliche Lehrveranstaltungen angeboten werden. Das ist ein Mangel, denn erzählt wird viel und gern, wenn man nicht gerade Einsiedler ist.

Man verschafft sich nämlich durch das Erzählen, neben vielem anderen, Erleichterung, indem man Belastendes zum Ausdruck bringt; es dient der Selbstvergewisserung und Identitätsbildung, doch vor allem – und mit Blick auf die Sage – hilft es, Phänomene, die einen beunruhigen, einzuordnen und dergestalt ein Gefühl der Sicherheit zu erlangen. Darum ist die Sage von Bedeutung, denn sie befasst sich mit jenen Dingen, die als etwas Fremdes plötzlich im Alltag auftauchen, ihn aber gleichzeitig überschreiten, weil sie vom Unglaublichen oder Merkwürdigen berichten, also genau von dem, was im alltäglichen Leben normalerweise nicht vorkommt. Dabei ist das Menschenbild, ähnlich wie in einem Großteil der Dichtung und Philosophie, skeptisch geprägt. Genau diese Aspekte aber machen die Sage interessant und lösen Ambivalenz aus: Die Sage transzendiert den grauen Alltag und die Wiederkehr des Immer-Gleichen, das von ihr berichtete Geschehen ist sozusagen das Salz in der Suppe des Lebens, doch gleichzeitig stellt sie das Streben nach Sicherheit infrage, indem man mit dem Fremden und Bedrohlichen konfrontiert wird. Das jedoch ist etwas Isoliertes, und weil Menschen, um es mit dem Germanisten Wilhelm Köller zu formulieren, „isolierte Tatsachen letztlich nicht ertragen können, weil uninterpretierte Tatsachen von ihnen als Bedrohung empfunden werden, haben die Wahrnehmungssubjekte immer eine unaufhebbare Neigung, die ihnen begegnenden Phänomene in Sach- und Entwicklungszusammenhänge einzuordnen, um ihnen dadurch den Stachel der Bedrohlichkeit zu nehmen“ (Perspektivität und Sprache, 2004, S. 837). Und dem dient das Erzählen, insbesondere über „Sagenhaftes“.

Gerndt exemplifiziert das unter anderem an den wundersamen Geschichten – vom Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert – um Heinrich den Löwen, am „Fliegenden Holländer“ und am „Klabautermann“ (im Inhaltsverzeichnis unter Kap. 8 leider als „Kabautermann“ geschrieben), doch kommen auch moderne Sagen – zumeist in Gestalt der Zeitungssage – nicht zu kurz: zum einen die „fliegende Kuh“, welche anno 1997 aus einem Flugzeug auf ein Schiff gefallen und dieses daraufhin untergegangen sein soll, zum anderen die Milzbrand-Attacken in zeitlicher Nähe zum Anschlag auf das World Trade Center (9/11), von denen einige, bei denen die Erreger in Briefen verpackt waren, tatsächlich stattgefunden haben.

Darüber hinaus sind in dem Buch Kapitel über die Geschichte der Sagenforschung vorhanden, wobei ein Schwergewicht naturgemäß auf dem 19. Jahrhundert bzw. den Brüdern Grimm liegt, auf die ein kritischer Blick geworfen wird, sowie über die Theorie der Sage. Diese Überlegungen sind teils philosophisch bzw. theoretisch unterlegt, etwa die Bezugnahme auf Gernot Böhmes Unterscheidung zwischen Realität (z. B. Sagen in Druckwerken) und Wirklichkeit (z. B. Rezeption durch die Leserin bzw. den Leser) (S. 165 f.), oder die Frage, was die gegenwärtige „Welt der grenzenlosen Horizonte“ (S. 193) für die Sagenforschung bedeutet, nämlich nicht mehr Erkenntnisziel, sondern Erkenntnismittel zu sein (S. 195).

Das eine oder andere könnte man kritisch anmerken. Fortdauernde kontinuierliche Überlieferungen sind zu hinterfragen, das ist seit geraumer Zeit Stand der Forschung und wird von Gerndt am Beispiel der Auerberg-Sagen (Kap. 4) überzeugend nachgewiesen. Aber da er vor geraumer Zeit die Habilitationsschrift des Rezensenten über Sturmfluten besprochen hat (Nordsee ist Mordsee, 2005), hätte er wissen können, dass die Existenz Rungholts, des „friesischen Atlantis“, zwar von der Wissenschaft bis ins beginnende 20. Jahrhundert verneint, aber in der populären Überlieferung seit dem ausgehenden Mittelalter kontinuierlich bejaht wurde – und sie hat Recht behalten, der Ort hat wirklich existiert, wie wir heute wissen. Denn vor allem in sogenannten Risikoregionen ist Überlieferung als *longue durée* dann vorhanden, wenn das Vergangene als mahnendes Beispiel relevant bleibt. – Etwas anderes: Ob in modernen Sagen das Numinose wirklich verblasst sei (S. 171) und auch keine Geister in ihnen vorkämen (S. 156), ließe sich unter anderem am Beispiel des „verschwundenen Anhalters“ – und anderer Wiedergänger-Erzählungen – mit einem Fragezeichen versehen.

Aber das sind Meinungsverschiedenheiten, die das insgesamt positive Bild der Monografie nicht trüben sollen, denn insgesamt betrachtet erhält man ein klares Bild der Sage und der Sagenforschung. Hervorzuheben ist, dass Gerndt – im Gegensatz zu der Mehrzahl der Erzählforscherinnen und Erzählforscher – der Frage nach dem Wahrheitsgehalt der Sage nicht ausweicht, was deswegen herauszustellen ist, weil diese das Publikum besonders interessiert. Darüber hinaus handelt es sich um die erste umfängliche Einführung in die Thematik seit 20 Jahren, es wird modernen

Sagen breiter Raum gewidmet, und es ist eine teils tiefeschürfende philosophische bzw. theoretische Fundierung vorhanden.

Bernd Rieken, Baden bei Wien

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/02.17>

Barbara Sieferle

Nach dem Gefängnis. Alltag und unsichtbare Bestrafungen. Bielefeld: Transcript 2023, 234 S. (Kultur und soziale Praxis). ISBN 978-3-8394-6891-3.

Die Strafe des Freiheitsentzugs ist in unserem Rechtssystem fest verankert. Mehr als 44.000 Menschen sind gegenwärtig in Deutschland aufgrund des von ihnen – laut Gesetz – begangenen Unrechts im Gefängnis. Aber warum gibt es Gefängnisse überhaupt? Und was bedeutet es für Menschen, eine Gefängnisstrafe abgeleistet zu haben? Was passiert mit ihnen, wenn sie wieder in die (ersehnte) Freiheit entlassen werden? Die Freiburger Kulturwissenschaftlerin Barbara Sieferle zeichnet in ihrem Buch anhand dieser grundlegenden Fragen ein vielschichtiges Porträt von hafterfahrenen Männern „nach dem Gefängnis“ und zeigt, wie mit der Rückkehr in die Freiheit und dem Versuch, einen Alltag aufzubauen, für viele die „eigentliche Strafe“ erst beginnt.

Mit dieser Perspektive gelingt es ihr, das Konzept von Strafe, das in den Rechtswissenschaften, der Sozialen Arbeit, der Soziologie und auch in der Empirischen Kulturwissenschaft nach wie vor in erster Linie als eine staatsrechtlich-formelle Sanktion gefasst und untersucht wird, analytisch zu weiten und die informell-alltäglichen Formen des (Be-)Strafens und deren Wirkkraft in den Mittelpunkt der Betrachtung zu rücken. Das untersuchende Prinzip der Arbeit ist die Ethnografie: also die umfängliche und langandauernde Teilhabe an den täglichen Verrichtungen der Protagonisten der Studien. So begleitete Barbara Sieferle über 24 Monate hinweg zwölf aus der Haft entlassene Männer. Sie erlebte, wie sie ihre ersten Schritte in die neugewonnene Freiheit unternahmen, dokumentierte ihre schmerzlichen Zurückweisungen in dem Versuch, erwerbstätig zu werden und soziale Kontakte zu knüpfen, legt dabei offen, wie die Männer in der täglichen Routine der Freiheit versuchen, die an sie herangetragenen Erwartungen und Aufgaben so gut es geht zu erfüllen, und beschreibt auch die Erfolge des „Neueinstiegs“, die sich hier hineinmischen.

Aus den gewonnenen Einsichten entwickelt Sieferle eine sehr genaue Erzählung davon, worin die Strafe im Leben nach der Haft konkret besteht und wie sehr sie eine gesellschaftliche Praxis darstellt, die „unsichtbar wirkt und ganz spezifische Formen annimmt: Stigmatisierung, moralische Verurteilung, soziale Marginalisierung und Exklusion, sozioökonomische Prekarisierung“ (S. 172). Die Studie gerinnt dabei zu einem Plädoyer der kritischen Gefängnisforschung, die den Sinn und Zweck

des institutionalisierten Einsperrens hinterfragt und dessen Selbstverständlichkeit aufhebt. Sieferles Arbeit besticht in diesem Zusammenhang vor allem durch den Repräsentationsstil: Die Autorin erzählt fesselnde Geschichten, die in tatsächlichen Orten und Menschen verankert sind und aus denen heraus die Analyse bzw. Abstraktion verständlich wird. Gerade weil sie hier einen wichtigen Beitrag zur Textualisierungsdebatte in den ethnografisch arbeitenden Wissenschaften leistet, möchte ich im Folgenden den Inhalt und die Thesen der Untersuchung durch deren Form bzw. durch die Ästhetik des (Be-)Schreibens bzw. Darstellens genauer beleuchten. Welche stilistischen Innovationen zeigen sich an, worin liegt ihr Potenzial und was lässt sich hier auch kritisch-gewinnbringend hinterfragen?

Eine der darstellerischen Besonderheiten spiegelt sich bereits im Aufbau der Arbeit. So werden in der Einleitung zwar die zentralen Fragestellungen erörtert und die theoretische wie empirische Herangehensweise der Untersuchung diskutiert: Sieferle geht darauf ein, wie und wann sich in Europa die Strafe des Freiheitsentzugs etablierte und problematisiert in diesem Zusammenhang die Prämissen einer „Resozialisierung“. Zudem stellt sie die soziokulturelle Selektivität des Strafrechts heraus und erklärt, inwiefern Strafen rückwärtsgewandt als Vergeltung oder zukunftsorientiert als Prävention krimineller Taten zu verstehen sind. Sie kann schließlich aufzeigen, wie sich die konzeptionelle Basis ihrer Forschung mit der datenerhebenden Zugangsweise der Ethnografie verbindet. Doch während sie all diese Aspekte im Eröffnungskapitel darlegt, nimmt Sieferle zugleich davon Abstand, der Leserin – anders als es sich für wissenschaftliche Arbeiten mittlerweile etabliert hat – einen Überblick zu den im Buch abschnittsweise verhandelten Themen und den daraus erwachsenen Erkenntnissen zu bieten. Vielmehr verweist sie auf den Verstehensprozess der Forscherin, der im und mit dem Buch spürbar und nachvollzogen werden soll. Im Zentrum der Darstellung stehen empirische Beschreibungen und kulturalanalytische Überlegungen. Sie bilden, wie Sieferle herausstellt, „ethnografische Bausteine“ (S. 28), die sich erst am Ende der Arbeit zusammenfügen, weshalb auch erst am Ende der Arbeit ein „Überblick“ über die Forschung erfolgt und sich damit die Frage zum Leben nach der Haft und der darin enthaltenen (unsichtbaren) Strafe vollständig klären lässt.

So taucht man denn auch von Anbeginn der Arbeit tief in die Alltagswelten hafterfahrener Männer ein, ohne zu Beginn eines jeden Kapitels einen inhaltlichen wie analytischen „Fahrplan“ an die Hand zu bekommen. Überschriften deuten Themen und die Analyserichtungen lediglich an, womit in wohlthuender Weise Raum für ausführliche dichte Beschreibungen von Feldsituationen und damit für Interpretationen geschaffen wird. Fast unbemerkt führt Sieferle die Leserin dabei an ihre konzeptionellen Überlegungen heran. Aus den Schilderungen verschiedener Teilaspekte des Lebens nach der Haft wird so die „Entlassung“ in ihrer Liminalität erkennbar, also als eine Phase der Ungewissheit, Verunsicherung und Fremdheit gegenüber der Welt draußen, in der selbst ein so selbstverständlicher Ort wie die eigene Wohnstube mit

der eigenen Familie zu einem Platz der Anormalität wird. Sieferle arbeitet in einem weiteren Kapitel den Umgang mit dem Stigma der Gefährlichkeit hafterfahrener Männer heraus und geht den Prozessen der „Brandmarkung/ Etikettierung“ nach, die sie auch als Praktiken der „VerÄnderung“ fasst. Weitere ethnografisch breit ausgeleuchtete Themen betreffen u. a. die moralischen Selbstbilder, die hafterfahrene Männer von sich entwerfen, wie auch die Praxis und Einübung des konkreten Alltags in Freiheit. Es tritt dabei die Fortdauer des Bestrafens klar hervor. Beispielsweise können hafterfahrene Männer, so wird in eingängigen Erzählungen gezeigt, das Leben in der Freiheit kaum habitualisieren, mithin in Handlungsmuster münden lassen, über die sie nicht weiter nachdenken. Stattdessen routinisieren sie Praktiken und richten sich dabei stets an einem kulturellen Erwartungshorizont aus. Die nichtreflektierte Selbstverständlichkeit des täglichen Einerleis avanciert strafenderweise zu einem Ideal, das nie erreicht wird.

Die Darstellung all dieser verschiedenen Bereiche und Vorstellungen des Lebens nach der Haft folgt in der Veröffentlichung einer Rhythmik, die für Ethnografien spezifisch ist: dem behändigen Wechsel zwischen ausführlichen Beschreibungen und den sich daran anschließenden analytischen Überlegungen. Diesem Wechsel inhärent entwickelt Sieferle allerdings sehr unterschiedliche Erzählweisen. So eröffnen einige Kapitel „klassisch“ mit einer Situationsbeschreibung, an die sich weitere Szenen anfügen: Schauplätze und Protagonisten wechseln und kommen in der Beschreibung und Analyse wie ein Mosaik zu einem „Gesamtbild“ zusammen.

In anderen Kapiteln arbeitet Sieferle hingegen mit der Technik der Rahmenerzählung: Eine Geschichte umschließt mehrere Geschichten. Für die Betrachtung der Stigmatisierungen und des Stigmamanagements hafterfahrener Männer beispielsweise ist der Ausgangspunkt eine einzelne Begebenheit, bei der der Satz „Ich beiße nicht“ gegenüber Sieferle fällt. Vom Fließtext deutlich abgesetzt ist er wirkungsvoll zu Beginn des Kapitels platziert. Derjenige, der diesen Satz formuliert, wendet sich damit gegen das Stigma der Gefährlichkeit, das ihm anhängt. Hieran reihen sich nun Geschichten, die weitere Formen der Stigmatisierung und des Umgangs damit offenlegen. Im Fortgang des Kapitels kommt Sieferle immer wieder auf den Satz „Ich beiße nicht“ und die entsprechende Situation zurück. Dies, so lässt es sich fassen, bildet nicht nur einen erzählerischen Rahmen, sondern nimmt den Stil einer Serie an: Mit jeder wiederholten Referenz zur Begebenheit – einer neuen „Folge“ zu: „Ich beiße nicht“ – dringt die Leserin in die Komplexität dieser spezifischen Begebenheit vor und bekommt weitere Betrachtungsmöglichkeiten offeriert. Das Rahmen- und Serienformat erweist sich hier in herausgehobener Weise evokativ. Es wird Spannung kreiert („Wie geht es weiter?“), und zugleich ermöglicht die Darstellungsweise, sehr nah an den einzelnen Protagonisten heranzurücken, um die Vielschichtigkeit eines Phänomens Schritt für Schritt – Folge für Folge – besser zu verstehen: Ein ethnografischer Moment par excellence stellt sich her.

Neben der Rahmen- und Serienerzählung greift Sieferle darstellerisch auf den Stil des Dokumentarischen zurück. So gibt sie gemeinschaftliche Gespräche – unverbindliche Small Talks, spontane Alltagskonversationen und persönlich tiefgehende Dialoge – in ausführlichen Passagen wörtlicher Rede wieder. Auch Zeiten des Schweigens werden genau festgehalten. Die Ethnografie nimmt hier den Stil eines Textbuches an, in dem genau ausgeführt ist, wer wann und wie das Wort ergreift. Allein in der Darstellung gerinnt der Alltag nach der Haft hier zur Goffman'schen Bühne, auf der die Protagonisten ihren spezifischen Platz und ihre (Text-)Rolle – in ihren vielen Nuancen der Verunsicherung und Ermächtigung – einnehmen. Sieferle beherrscht die unterschiedlichen Darstellungsweisen mit Bravour.

Bei aller Begeisterung, mit der ich „Nach dem Gefängnis“ gelesen habe, sehe ich einige Aspekte an der Studie kritisch. So führt Sieferles Ethnografie – wie dies für wissenschaftliche Untersuchungen üblich ist – einen umfassenden Apparat an Verweisen, Kommentaren und weiterführenden Informationen mit sich. In Form von Endnoten ist er am Schluss der Studie zu finden. Dies ist dem Lesefluss der ‚Haupterzählung‘ sicherlich zuträglich. Allerdings erweisen sich die Endnoten bei genauer Lektüre als äußerst ausführliche Diskussionsplattformen: Analytische Kategorien werden nochmals differenziert, disziplinär unterschiedliche Zugangsweisen zu Fragen von Strafen kritisch dargelegt und Umstände der Forschung, Gründe für Auslassungen genauer beleuchtet. Einige der Auseinandersetzungen und Darlegungen wären es meines Erachtens nach ‚wert‘ gewesen, in die Haupterzählung integriert zu werden – die Ethnografie hätte dadurch auch erzählerisch nochmals an Dichte gewonnen. Sieferle selbst plädiert dafür, dass man in ethnografischen Darstellungen die dichte Beschreibung, konzeptionelle Überlegungen und Diskussionen noch stärker miteinander verschmelzen sollte, weil sie erkenntnistheoretisch gar nicht voneinander zu trennen bzw. eng miteinander verflochten sind – sie hat hier einen außerordentlich wichtigen Punkt getroffen, was wissenschaftliche Repräsentationen leisten sollten (S. 208, FN 62). Insofern verwundert es, dass sie sich für eine so rigorose Abtrennung des eher fachwissenschaftlich gehaltenen Diskurses im hinteren Teil des Buches entschieden hat und er konsequent aus dem Blickfeld der Leserin gehoben wurde. Sicherlich liegt die ‚Gefahr‘ der umfänglichen Integration fachwissenschaftlich detaillierter Betrachtungen in die ‚Haupterzählung‘ darin, dass Menschen und Phänomene so allzu schnell zur theoretischen Manövriermasse werden und hinter szientistischer Prosa verschwinden. Dass dies nicht erfolgt: Genau hierin besteht die wissenschaftliche Kunstfertigkeit und ‚Schönheit‘ der Ethnografie.

Insgesamt gewährt Sieferle einen tiefen Einblick in eine sehr verschlossene männliche Lebenswelt. Die Bedeutsamkeit von Geschlecht für die eigene Selbstverortung im Leben nach der Haft wird von Sieferle entsprechend auch verhandelt. So nuanciert die Ausführungen und Interpretationen hier sind, sie bleiben letztlich punktuell. Hier hätte man sich eine kontinuierlichere Einbeziehung einer gegen-

dernten Perspektive gewünscht. In ihrer analytisch-beschreibenden Komplexität und ‚Feingliedrigkeit‘ bilden solche ethnografischen Betrachtungen nämlich ein wohl-tuendes Gegengewicht zu gesellschaftstheoretischen Verallgemeinerungen der eher soziologisch orientierten Geschlechterforschung, das es unbedingt zu stärken gilt. Diese Einwände sind vor allem als Vorschlag für weitere Debatten zum Potenzial und zur Entwicklung ethnografischer Repräsentations- bzw. Erzählweisen in der Gefängnisforschung, den Geschlechterstudien und darüber hinaus zu verstehen.

Barbara Sieferle hat eine enorm wichtige Studie zum Verständnis unseres heutigen Zeitalters des (Be-)Strafens und Einsperrens verfasst. Das Buch stellt ein Musterbeispiel ethnografischen Arbeitens dar und zeigt die Erkenntniskraft einer wissenschaftlich-prosaischen Erzählweise auf, die über das akademische Feld hinaus überzeugt.

Victoria Hegner, Berlin

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/02.18>

Anne Lisa Carstensen/Sabine Hess/Lisa Riedner/Helen Schwenken
Solidarität – Kooperation – Konflikt. Migrantische Organisationen und Gewerkschaften in den 1970/1980er Jahren. Hamburg: VSA 2022, 317 S.
ISBN 978-3-96488-135-9.

Die Gewerkschaftsgeschichte der BRD wird meist als Geschichte einer homogenen arbeitenden Klasse erzählt. Dabei nimmt allerdings häufig die Figur eines weißen männlichen Arbeiters mit deutscher Staatsbürgerschaft einen Allgemeinplatz ein. Wird Migration hingegen in der Nachkriegsgeschichte der BRD zum Thema, so wird sie meist in Bezug auf die Position der Gewerkschaften zum Anwerbestopp in den 1970ern adressiert. Ferner wird die Rolle migrantischer Kämpfe meist als Geschichte der Inklusion von Migrant_innen in vorhandene Strukturen beleuchtet (S. 11) und weniger in Bezug auf die gesellschaftlichen Veränderungen und gewerkschaftspolitischen Transformationen, die migrantische Arbeiter_innen auf den Weg brachten. Das Buch „Solidarität – Kooperation – Konflikt“ von Anne Lisa Carstensen, Sabine Hess, Lisa Riedner und Helen Schwenken zeigt hingegen, wie Gewerkschaftsgeschichte aus der Perspektive der Migration neu erzählt werden kann.

Einleitung und Fazit sind von allen vier Autor_innen gemeinsam verfasst. Anhand von sechs empirischen Fallstudien liefern Anne Lisa Carstensen für Hamburg und Lisa Riedner für Stuttgart eine historisch-soziologische Forschung in den beiden Industriestädten, in der einer differenzierten bewegungspolitischen Geschichte von Arbeit und Migration Rechnung getragen wird. Dabei zeigen sie eindrucksvoll, wie diverse politische Akteur_innen – darunter migrantische Organisationen, gewerkschaftliche Anlaufstellen, Begegnungsstätten und Initiativen – in umkämpfter

Beziehung standen und für ihre Belange in und außerhalb der Fabrik – in den Stadtteilen, in kommunalpolitischen Treffen und in aktivistischen Zusammenkünften – einstanden.

Für das Beispiel der Hansestadt beschreibt Anne Lisa Carstensen das Verhältnis zwischen der „Zentralstelle für ausländische Arbeitnehmer des DGB“ und den in den 1970er-Jahren gegründeten Begegnungsstätten. Weiterhin untersucht sie die Proteste infolge der Massenentlassungen aus der HDW Werft im Jahr 1983 sowie die Mobilisierungen gegen „Ausländerfeindlichkeit“ nach den rassistischen Morden an Mehmet Kaymakçı und Ramazan Avcı im Jahr 1985.

Für Stuttgart beschreibt Lisa Riedner die gewerkschaftsoppositionelle Gruppe „Plakat“ im Stammwerk Daimler-Benz in Untertürkheim, welche 1972 erfolgreich mit einer eigenen Liste bei der Betriebswahl gegen die IG Metall kandidierte. Im Zentrum stehen der Kampf für die 35-Stunden-Woche 1984 sowie die Bewegungen für das kommunale Wahlrecht für Personen ohne deutsche Staatsangehörigkeit in den 1980er-Jahren. Das spannende Material umfasst Interviews mit Zeitzeug_innen sowie Quellen aus Workshops, Biografien und zeitgenössischem Archivmaterial wie Flyern und Zeitschriften. Durch Diskussionen mit Zeitzeug_innen werden die damaligen Debatten qualitativ ausgelegt und vertiefend diskutiert.

Für die Jahre des Strukturwandels, in denen Gewerkschaften sich zwischen Anwerbestopp und Forderungen nach Integration positionierten und in denen der Diskurs einer Einwanderungsgesellschaft erste (polarisierende) Züge annahm, adressieren die Autor_innen die komplexe und umstrittene Herstellung eines gewerkschaftlichen und migrationspolitischen „Wir“. Zentrale Begriffe des Untersuchungszeitraums wie beispielsweise „Anwerbestopp“, „Arbeitsplätzevernichtung“, „Ausländerfeindlichkeit“, „Rückkehrprämie“ und „Inländerprimat“, die den migrationspolitischen Diskurs der Nachkriegsjahrzehnte in Westdeutschland prägten, werden anhand von Streiks, Besetzungen, Protesten und aktivistischen Forderungen in den beiden Städten umfassend thematisiert. Die Forschungen zu Hamburg und Stuttgart werden im Buch getrennt präsentiert, was die Orientierung entlang der Fallstudien lesefreundlicher macht. Beide Städte werden mit ihren jeweiligen Besonderheiten zu lebendigen Bühnen strategischer inner- und außerbetrieblicher Kämpfe.

Als Stadt eines „Multikulturalismus von oben“ (S. 42) positionierte sich Hamburg in den 1980er-Jahren gegen die Einrichtung eines Landesprogramms zur Rückkehrförderung und warnte vor den aufenthaltsrechtlichen Folgen von Arbeitslosigkeit beziehungsweise Sozialhilfebezug, die als Grund für eine Ausweisung kein Muss, sondern Ermessenssache waren. Dabei wurde im städtischen Sozialamt eine Praxis geübt, die heutzutage als Praxis einer „sanctuary city“ bezeichnet werden könnte: Über die ersten sechs Monate eines Leistungsbezugs wurde die Ausländerbehörde nicht in Kenntnis gesetzt (ebd.). Auch die CDU-Stadtregerung Stuttgarts positionierte sich gegen die restriktive Bundesmigrationspolitik und das Rotationsprinzip,

Stuttgart definierte sich somit im Vergleich zu anderen deutschen Städten relativ früh als Einwanderungsstadt. Gleichzeitig wurde Migration in beiden Städten auch problematisiert. Dies wird anhand der verschärften Haltung in puncto Asylpolitik besonders deutlich.

Bundesweite und transnationale Bezüge werden ebenfalls thematisiert. Insbesondere hinsichtlich der Organisation für das kommunale Wahlrecht in Stuttgart macht Riedner deutlich, wie inmitten der Abschottungs- und Rückkehrpolitik der 1980er-Jahre westdeutsche antirassistische Initiativen Bezüge zu antirassistischen Bürgerrechtsbewegungen in den USA und in Südafrika herstellten (S. 228). Hier war die Initiative gegen Rassismus im baden-württembergischen Umfeld Vorreiter, die den Begriff Rassismus (anstatt „Ausländerfeindlichkeit“) schon in den 1980er-Jahren als zentrales Konzept verwendete (S. 166). So tragen die Forschungen zu einer post-migrantischen Erinnerungspolitik bei.

Für die Momente, in denen Gewerkschaften eine tragende Rolle für migrantische Forderungen spielten, werden die Unzulänglichkeiten eines sozialpartnerschaftlichen Korporatismus ebenfalls ans Licht gebracht, wie etwa die mangelnde Infragestellung von Machtverhältnissen inner- und außerhalb der Fabrik oder der gewerkschaftliche Anti-Kommunismus, wie auch die ambivalente Position der Gewerkschaften gegenüber dem kommunalen Wahlrecht für Ausländer_innen. Anhand der ethnografisch-historischen Beschreibung von Initiativen wie dem „Bündnis Türkischer Einwanderer“, das anlässlich des Mordes an Ramazan Avcı 1985 von unterschiedlichen türkischen und deutsch-türkischen Organisationen sowie dem DGB Hamburg gegründet wurde, wird in eindrucksvoller Weise deutlich gemacht, dass die Organisation von Migrant_innen als „Migrant_innen“ oder als „Türk_innen“ nicht im Sinne eines essentialistischen gruppenbezogenen Aktivismus verstanden werden sollte, sondern vielmehr eine spezifische Artikulation von Klassenbewusstsein anhand konkreter Erfahrungen von Diskriminierung und Rassismus bildete (S. 136, nach Bojadžijev 2008). Dieses Bündnis richtete die Perspektive von rassistisch diskriminierten Migrant_innen auf den Staat und konkrete Politiken, die Migration als Problem konstruierten. Dabei plädierte das Bündnis für eine Normalisierung der Migration sowie für soziale und politische Rechte. Zentral ist hier die Selbstbezeichnung „Einwanderer“, die einen wichtigen Wendepunkt im migrantischen Selbstverständnis darstellt. Die gemeinsame Herkunft war hier nicht mehr Ausgangspunkt migrantischer Selbstorganisation, sondern die geteilte Gewalt- und Rassismuserfahrung (S. 138, nach Kalpaka 2017). „Sich als Einwanderer zu bezeichnen, bedingte ein neues Selbstbewusstsein und eine Verschiebung in der Definition des politischen Subjektes“ (S. 139).

Eine frühere Kritik an positivistischen Integrations- und Multikulturalismus-Ansätzen arbeitete die selbstorganisierte Initiative „EinwanderInnen ins Rathaus“ im Jahr 1989 in Stuttgart aus. Die Initiative kritisierte, wie sehr Rassismus struktu-

rell in der Stadtverwaltungspraxis angesiedelt war, und positionierte sich deutlich im Kampf gegen rechtsextreme Parteien, die den Wahlkampf 1989 unter anderem gegen das Ausländerwahlrecht führten. Auch hier, wie beim „Bund türkischer Einwanderer“, ist das Reclaiming als „Einwander_innen“ in der Gesellschaft zentral, um das Bild der vorübergehenden Präsenz von Ausländer_innen in Deutschland infrage zu stellen. Besonders spannend ist auch, wie migrantische Kolleg_innen bei diversen Gewerkschaftstagen immer wieder in Redebeiträgen klarmachten, dass sie die Gewerkschaft auch als ihre Organisation betrachteten, in der sie gleiche Rechte beanspruchten (S. 254).

Aufgrund der Schwerpunktsetzung und Weite des Materials werden im Buch Geschlechterverhältnisse, interne Differenzen zwischen Herkunfts- und Klassenpositionierungen von Migrant_innen (Arbeiter_innen vs. Intellektuellenmilieu) sowie die Entwicklung migrantischer Forderungen im Vergleich von der ersten zur zweiten Generation weniger vertiefend beleuchtet. Insofern können diese Aspekte als Inspiration für weitere Forschungen gelten.

Konjunkturen des Rassismus (vgl. Bojadžijev 2008) und anti-rassistische Auseinandersetzungen nehmen eine zentrale Stellung im Buch ein. Die Autor_innen vermeiden es, Migrant_innen ausschließlich als Opfer rassistischer und paternalistischer Diskriminierungen seitens deutscher Gewerkschaftsmitglieder erscheinen zu lassen. Vielmehr unterstreichen sie die Stärke des migrantischen Protagonismus in Arbeitskämpfen. Die Forschung erinnert uns daran, dass Migration immer wieder als Kraft für gesellschaftspolitische Veränderung zu verstehen ist. So gewinnen zentrale Errungenschaften gewerkschaftlicher Mobilisierungen wie der Kampf für die 35-Stunden-Woche eine neue Bedeutung als Kampf der Gewerkschaften gegen Rassismus (S. 271).

Dabei zeigen die Autor_innen, dass „die Einheit der Belegschaft kein Selbstverständnis war, sondern immer wieder hergestellt werden musste“ (S. 116). Das Buch macht nachvollziehbar, wie die Unterschiede und Konflikte nicht nur aus pragmatischen Gründen, sondern auch aufgrund einer Delegitimierung und Unsichtbarmachung zugunsten einer dominanten arbeits- und gewerkschaftspolitischen Erzählung in den Hintergrund der Gewerkschaftsgeschichte traten. Die Frage, inwiefern das bewegungspolitische Gemeinsame schon immer in sich unterschiedliche Positionierungen enthielt und in sich konfliktuell war, weist meiner Einschätzung nach auch eine spannende Verbindungslinie zu einem Verständnis politischer Subjektivitäten auf, das diese als Teil einer heterogenen „Multitude“ betrachtet, die sich für ein „Common“ engagiert.

Mit diesem Buch wird ein äußerst wertvoller Beitrag im Bereich der kritischen Migrations- und Grenzregimeforschung geleistet. Darüber hinaus weist die zeithistorische Reflexion immer wieder relevante gegenwärtige Bezüge zur Anti-Rassismus- und kapitalismuskritischen Forschung auf. Das Buch kann eine wichtige Referenz für

Forschungen darstellen, die sich mit der Entwicklung und Differenzierung der Klassenzusammensetzung beschäftigen. Durch das Eintauchen in die Geschichte wird das Subjekt des Klassenkampfes deessentialisiert und seine unterschiedlichen Facetten werden in ihrer Heterogenität aufgezeigt. In diesem Sinne produzieren die Autor_innen eine gesellschaftspolitisch tragende Wissenschaft, die „von unten“ informiert ist und in der die Zeitzeug_innen sowie die Organisationen, die den Kampf für migrantische Rechte für Arbeiter_innen über lange Jahre vorangetragen haben, eine zentrale Rolle einnehmen. Die Bedeutung ihres gesellschaftspolitischen Engagements für die Geschichte der Arbeit in der BRD wird hiermit gewürdigt.

Marika Pierdicca, *Klagenfurt*

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/02.19>

Anna Symanczyk

Der perfekte Klang der Dinge. Produkt-Sound-Design im emotionalen Kapitalismus. Berlin: Panama 2021, 271 S. (zgl. Hamburg, Univ., Diss., 2020). ISBN 978-3-938714-67-6.

Seit Monaten dröhnt Lärm durch die Gemäuer unseres Instituts, da ein mehrstöckiges Gebäude in direkter Nachbarschaft Schritt für Schritt abgetragen wird. Zwar haben wir uns irgendwie an die Lärmkulisse gewöhnt, dennoch sorgt die Klangpalette der Betonfresser, Lastwägen und anderen Maschinen regelmäßig für akustisch-viszerale Überraschungen. Mit „Der perfekte Klang der Dinge“ von Anna Symanczyk in Händen komme ich nun nicht umhin, meine neuausgestaltete akustische Umwelt auch neu zu lesen. Welche Klänge sind unumgänglich (*consequential sounds*, Özcan et al. 2013), welche wurden von Sounddesigner:innen hinzugefügt, und warum?

Solchen und ähnlichen Fragen widmet sich Symanczyk im Buch, das aus ihrer an der HafenCity Universität eingereichten Dissertation hervorgeht und beim Panama Verlag (welcher mittlerweile den Betrieb eingestellt hat) in gewohnt haptisch wie visuell ansprechender Aufmachung publiziert wurde. Während Klangwahrnehmungen in ethnografischen Forschungen häufig aus der Perspektive der Wahrnehmenden beforscht werden – demnach als Rezeptionsforschungen angelegt sind –, legt die Autorin ihren Fokus auf diejenigen, die den Klang der Dinge gestalten und insofern die akustische Landschaft unserer Alltagswelt maßgeblich mitprägen. Ausgehend von der These, dass die sinnliche Gestaltung der Alltagsdinge einen integralen Bestandteil des „emotionalen Kapitalismus“ (Illouz) darstellt, möchte sie Klang zudem nicht nur als „Beiwerk der Dinge“ (S. 14) verstanden wissen, sondern Klänge auch als epistemologische Objekte in ihrer spezifischen Wirkung und Funktion ernst nehmen.

Produkt-Sound-Design setze da an, wo Geräusche (etwa durch Digitalisierung) verschwinden, und entwickle somit Klänge für ansonsten stumme Geräte wie etwa

Elektroautos, Backöfen etc. Dabei antizipieren Sounddesigner:innen Gefühle und Handlungen von Konsumierenden. „Theoretisch ist alles möglich, denn die Oberflächen sind – je nach Produkt – häufig glatt, digital und völlig uneingeschränkt bespielbar, wäre [sic] da nicht die Produktgeschichte, die Gewohnheit der Nutzer:innen und Nutzer, ebenso die Vorstellungen des richtigen und falschen Klages einer Sache“ (S. 153). In der Praxis bedeute dies für Sounddesigner:innen, sich in einer komplexen Gemengelage aus Auftraggebern, Normen, Richtwerten, Interessen seitens Blindenverbänden, Vorstellungen von gutem bzw. richtigem Klang seitens der Designer:innen, (milieu- und geschlechtsspezifischen) Geschmacksvorstellungen der antizipierten Konsument:innen zu bewegen und die unterschiedlichen Interessen beständig neu auszuhandeln.

Symanczyk widmet die Hälfte ihrer Monografie der Darstellung ihres theoretischen wie methodischen Zugangs sowie der detaillierten Beschreibung ihres Forschungsfelds. So wartet sie mit einem ausführlichen Forschungsstand auf, in welchem sie in Rückgriff auf die kulturanthropologische Klangforschung, historisch-konservatorische Ansätze sowie Perspektiven aus den interdisziplinären Sound Studies konzeptuelle Zuschnitte vornimmt. Im Kapitel „Methoden“ gibt die Autorin einen Einblick in den verfolgten multimethodisch-ethnografischen Ansatz, welcher 17 leitfadenorientierte Interviews mit Sounddesignern (ausschließlich männlich), teilnehmende Beobachtungen sowie eine Medienanalyse beinhaltet. Hier behandelt sie u. a. auch Herausforderungen des *research up* sowie von Gender in männlich dominierten Expertenräumen.

Die zweite Hälfte widmet die Autorin drei großen Analysekapiteln, in welchen sie im Rückgriff auf diverse Fallbeispiele drei Dimensionen eines *doing sound* im Produktdesignbereich – wie ich es zusammenfassen würde – behandelt: Akustifizieren, Habitualisieren und Emotionalisieren. In „Akustifizieren“ spürt sie Klang nach, wie er „als Material operationalisiert“ (S. 127) wird, und erläutert dies in Bezug auf *Foley Artists* (welche mit Klangentfremdung arbeiten), „funktionale Klänge“ (und deren semiotischem bzw. epistemologischem Potenzial) sowie „Materialitäten“, wobei das Akustifizieren des Unhörbaren (d. h. des fehlenden Verbrennermotors im Elektroauto) als unerwartetes Beispiel für Klangmaterialitäten angeführt wird. „Habitualisieren“ verspricht mit seinen einleitenden Verweisen auf Bourdieus Habituskonzept sowie Illouz ein Augenmerk auf sozialtheoretische Fragestellungen. Materialtechnisch liegt hier auch ein Fokus auf Werbung. Anhand des Staubsaugers oder der Harley Davidson zeigt sie, wie mithilfe von Sound und im Dialog mit der Historizität von Hörgewohnheiten Markengrammatiken materialisiert sowie weiterentwickelt werden. Die Frage, wie diese Klänge und Klangvorstellungen milieuspezifisch geprägt sind bzw. wie sie als „System distinktiver Zeichen“ (S. 171) fungieren, wird vorwiegend in Bezug auf Abgrenzungsstrategien zwischen Sounddesignern unterschiedlicher disziplinärer Herkunft (aus Ingenieurwissenschaften

vs. aus Gestaltung kommend) bearbeitet. In „Emotionalisieren“ wird der Sound-Emotion-Themenkomplex in seiner soziokulturellen Prägung (Illouz, Scheer u. a.) behandelt, wobei u. a. ein Fokus auf Sicherheit liegt. Ein sicheres Auto klinge „klapperfrei“ (S. 241), zitiert sie einen Interviewpartner, wobei die konkreten Emotionalisierungsmethoden via Sound von den interviewten Sounddesignern schwer beschreibbar waren.

Das vorliegende Buch ist erzählerisch geschrieben, reich an empirischem Material und insofern sehr nah am Feld und den Interviewpartnern. Der Fokus auf die Soundproduzierenden ist neuartig und in Tandem mit dem theoretischen Framework des emotionalen Kapitalismus und den einhergehenden sensorischen „Verfeinerungen“ nach Illouz (S. 11) sehr stimmig. Aus meiner Warte hätte die erwähnte ethno-psychoanalytische Deutungsgruppe in der textlichen Aufbereitung noch sichtbarer werden können bzw. fand ich auch schade, dass Zitate aus dem Forschungstagebuch lediglich in die Fußnoten verbannt wurden. Nichtsdestotrotz ist dieses Buch thematisch eine willkommene Ergänzung zu deutschsprachigen Studien im sinnlich-ethnografischen Themenkreis bzw., konkreter, der kulturanthropologischen Klangforschung und sicherlich eine Inspiration für weitere (Nachwuchs-)Forscher:innen.

Lydia Arantes, Graz

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/02.20>

Johanna Montanari

Kuratierte Öffentlichkeit. Eine postkoloniale Ethnografie journalistischer Praxis in Jordanien. Bielefeld: Transcript 2023, 268 S. (zgl. Berlin, Univ., Diss., 2022). ISBN 978-3-8376-6875-9.

Johanna Montanaris 2023 veröffentlichte Dissertationsschrift liefert einen ethnografisch dichten Beitrag zu der wichtigen und aktuellen Diskussion um die Herstellung von Öffentlichkeiten. Aufbauend auf einem historisch informierten vielschichtigen Wissen über die gesellschaftspolitischen Dynamiken in Jordanien analysiert Montanari die journalistische Praxis des (Un-)Verfügbarmachens von Informationen durch die einzige englischsprachige Zeitung Jordaniens in einem postkolonialen Kontext.

Im Zuge eines achtmonatigen Feldaufenthalts von 2019 bis 2020 war Montanari als Autorin und Redakteurin bei der „Jordan Times“ in Jordanien tätig. Ihr Material speist sich dabei aus Interviews mit den beiden Chefredakteuren und einem Senior Editor der „Jordan Times“ wie auch mit Journalist:innen anderer jordanischer Institutionen und Leser:innen der „Jordan Times“, was ihr unterschiedliche Perspektiven auf ihren Forschungsgegenstand ermöglicht. Zugleich bezieht sich Montanari in ihren Beispielen häufig auf detaillierte Beobachtungen und viele informelle Gespräche aus ihrem Arbeitsalltag. Darüber hinaus geht die Autorin auch medienanalytisch vor,

wenn sie den Aufbau der „Jordan Times“ erläutert und die Bedeutung, die eine bestimmte Platzierung von Nachrichten in der Zeitung hat.

Im dritten Kapitel ihrer Dissertation geht Montanari auf die historischen Bedingungen für die journalistische Praxis der „Jordan Times“ ein. Dabei skizziert sie unter anderem den Einfluss der britischen Mandatszeit, die Bedingungen für das Entstehen eines jordanischen Nationalverständnisses und die Veränderungen der Rolle von Presseerzeugnissen in Jordanien. Sie gibt wichtige Informationen zu unterschiedlichen Formen der politischen Entscheidungsfindung und der Rechtsprechung in Jordanien wie auch zur Rolle der „Jordan Times“ als einziger englischsprachiger Tageszeitung in Jordanien. Darüber hinaus geht sie auf die Abhängigkeit von Entwicklungshilfen ein, die Jordanien vor allem von den USA und Europa bekommt.

In drei Fallbeispielen, einer Berichterstattung der Zeitung zu einem Lehrer:innenstreik und zwei zum Nahostkonflikt, zeigt Montanari, wie die Journalist:innen mit dem „Balanceakt“ zwischen Berichterstattung über kritische Entwicklungen und einem Wahren der Glaubwürdigkeit umgehen und welche Vorstellungen von internationaler Öffentlichkeit den jeweiligen Umgangsformen der Journalist:innen zugrunde liegen.

Den Begriff des Kuratierens nutzt Montanari dabei nach eingehender Beschäftigung mit seinen Möglichkeiten und Grenzen als praxistheoretisches Konzept und als „Technik der Verfremdung“ (S. 54). Sie versteht das Kuratieren sowohl als Praxis des Verfügbarmachens von Informationen und Kontexten als auch als Praxis des Unverfügbarmachens, also des Auslassens (S. 55). Die ambivalente Bedeutung des Kuratierens arbeitet sie in ihren Fallbeispielen immer wieder unter verschiedenen Aspekten der journalistischen Praxis deutlich heraus, indem sie etwa auf den Schreibstil, die Themenwahl oder auch den Umgang mit Kritik eingeht. Montanari gelingt es dabei, sowohl die Praktiken in ihrem Forschungsfeld pointiert zu analysieren als auch sie immer wieder auf die Bedingungen, in denen sie stattfinden, zurückzubeziehen.

Montanaris Forschung ist von einer breiten Beschäftigung mit kulturanthropologischen, soziologischen und postkolonialen Theorien und Konzepten informiert. Die Autorin schafft es, zentrale Konzepte, die der Untersuchung ihrer Forschungsfragen dienen, in einem wissenschaftshistorischen Kontext zu situieren und in ihren Fallbeispielen zugleich immer wieder darauf zurückzugreifen. Dazu gehört der Begriff der Reibung (A. Tsing: *Friction*, 2004), den sie für sich produktiv macht, indem sie immer wieder darauf zurückkommt, dass die „Jordan Times“ Reibung möglichst vermeiden möchte, sich zugleich jedoch mit einer liberalen Ausrichtung und der Hinwendung zu einem bestimmten Publikum sowie durch die Nutzung internationaler Nachrichtenagenturen bereits positioniert.

Auch das Herstellen von Öffentlichkeit im Sinne des *doing public* (C. Schmitt / A. Vonderau: *Transnationalität und Öffentlichkeit*, 2014) ist konzeptionell von zentraler Bedeutung und Ausgangspunkt für die Arbeit. Darüber hinaus nutzt sie den

Ansatz des „globalen Imaginären“, um die Herstellung von Öffentlichkeit und die Formation des Politischen im Kontext der „Jordan Times“ zu greifen.

Die Einflussnahme internationaler Organisationen, NGOs und Geberländer in Jordanien bezeichnet die Autorin als „postkoloniales Mitregieren“ (S. 80). Die bereits erwähnte historische Einordnung ist umso wichtiger, als die „Jordan Times“ an diesem postkolonialen Mitregieren beteiligt ist und dabei komplexe Abhängigkeitsverhältnisse navigiert. Dies geschieht, indem der jordanische Staat in der Zeitung einerseits als souverän dargestellt und gleichzeitig durch die adressierte Öffentlichkeit ein größerer Entwicklungsdiskurs bestätigt wird. Die Zeitung vermittelt zwischen dem jordanischen Staat (dem Königshaus und der Regierung) und den Leser:innen (vom Chefredakteur der „Jordan Times“ als „die Welt“ bezeichnet). Zugleich wird in Montanaris Forschung die Rolle der „Jordan Times“ als Berichterstatteerin über lokales Politikgeschehen immer wieder deutlich, da dies von internationalen Nachrichteninstitutionen nur peripher bedient wird.

Ein Aspekt, den Montanari stärker hätte aufgreifen können, wäre im Sinne einer kollaborativen Ethnographie (F. Faust/J. Hauer: Kooperieren – Kollaborieren – Kuratieren, 2021) ihre eigene Involviertheit in die journalistische Praxis und damit die Herstellung und Kuration von Öffentlichkeiten gewesen. Wenngleich sie immer wieder sehr selbstreflexiv mit ihrer eigenen Involviertheit als Forscherin und als Autorin umgeht, wäre ein dezidierter Verweis darauf, inwieweit sie selbst auch in die Herstellung und das Kuratieren von Öffentlichkeit involviert war, spannend gewesen. Dennoch gelingt es ihr, die herausfordernde Rolle als Mitarbeiterin der „Jordan Times“ mit ihrer Forschungsarbeit zu verbinden und dies auch in erkenntnistheoretischem Sinne produktiv zu machen.

Immer wieder situiert Montanari ihre Arbeit in einen postkolonialen Kontext. So weist sie etwa an einigen Stellen auf die westlich-dominante Konzeption von Öffentlichkeit hin, die Vorannahmen enthält, die nicht zum Kontext der „Jordan Times“ passen und ihm teilweise sogar entgegenstehen (S. 15).

Ein zentraler Aspekt, der fortlaufend in Montanaris Schrift auftaucht, ist eine Gleichzeitigkeit verschiedener Verhältnisse, was von ihr als ein „Sowohl-als-auch“ benannt wird. Dies gilt sowohl für ihre Position als Forschende als auch für ihr Forschungsthema selbst. Wie Montanari feststellt, ist die Arbeit der Journalist:innen der „Jordan Times“ ihrer Ansicht nach beispielsweise sowohl von Respekt (vor den Leser:innen, dem Staat, dem Königshaus und der lokalen Bevölkerung) als auch von Selbstzensur geprägt. Damit lassen die Journalist:innen Montanari zufolge sowohl dem kuratierenden Subjekt als auch dem Publikum Fürsorge zukommen (S. 167).

Mit ihrer Forschung möchte Montanari zeigen, dass eine tatsächlich unabhängige Öffentlichkeit veränderte Bedingungen bräuchte (S. 240). Es ist ihr ein Anliegen, zu weiterer empirischer Forschung über die Herstellung von Öffentlichkeiten anzuregen und einen stärkeren postkolonialen Fokus auf die Verflechtungen zwi-

schen dem sogenannten Globalen Norden und Globalen Süden zu legen. Es ist davon auszugehen, dass ihre Dissertationsschrift sowohl eine wichtige Inspiration und Referenz für Forschungen in diesem Themenfeld sein wird als auch mit den Erkenntnissen gesellschaftliche Debatten unterstützen kann.

Janette Helm, Berlin

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/02.21>

Leah Zani

Strike Patterns. Notes from Postwar Laos. Stanford: Redwood Press 2022, 187 S. ISBN 978-1-5036-1173-3.

Leah Zani

Bomb Children. Life in the Former Battlefields of Laos. Durham: Duke University Press 2019, 171 S. ISBN 978-1-4780-0485-1.

Joshua Reno

Military Waste. The Unexpected Consequences of Permanent War Readiness. Oakland: University of California Press 2019, 269 S. ISBN 978-0-5203-1601-0.

Sammelbesprechung zu kulturanthropologischen Annäherungen an das Leben mit Kriegs(al)tlasten:

So attraktiv das biblische Wort „Schwerter zu Pflugscharen“ auch im 21. Jahrhundert klingt, es scheint für *homo sapiens* ein Ding der Unmöglichkeit zu sein, bei der Pflugschar zu bleiben. Kriege werden schon lange nicht mehr quasi händisch mit Pfeilen, Schwertern und Hellebarden geführt; die Waffenproduktion wird industriell vorangetrieben, und Waffen enthalten Substanzen, die sich dezidiert nicht für Ackerbau eignen. Stattdessen hinterlassen Kriege heute das, was Leah Zani in einem ihrer Werke als „strike patterns“ beschreibt: Muster von Bombenabwürfen, die auch noch Jahrzehnte nach einem Krieg sichtbare Zeugnisse vergangener Kämpfe bleiben und die aus der Vogelperspektive eingeschätzt werden, von Kriegsmüll Aufräumen den ebenso wie Altmittel-Sammlern. Neben den gewichtigen jüngeren Beiträgen der Empirischen Kulturwissenschaft zu Kriegserfahrung, wie sie etwa im Rahmen des SFB 437 „Kriegserfahrung: Krieg und Gesellschaft in der Neuzeit“ von 1999 bis 2008 in Tübingen geleistet wurden, sind Forschungen zu Nachkriegserfahrung mit Kriegs-altlasten und Arbeiten zu normalisiertem Militarismus und dem, was Joshua Reno „permanent war readiness“ nennt, bisher eher dünn gesät. Unter dem Stichwort *dark heritage* finden sich allenthalben Bemühungen, die materiellen Hinterlassenschaften von Krieg in die Gedenkkultur einzubringen. Mit der Besprechung von Zanis und Renos Arbeiten sollen die Herausforderungen und Potenziale, sich mit Kriegs- und Militärmüll auseinanderzusetzen, vermittelt und zu weiterer Forschung in diesem Feld animiert werden.

Leah Zanis Hauptforschungsfeld ist Laos. Um den Umgang mit Kriegsaltslasten und deren anhaltende Bedrohung im Alltag zu verstehen, begleitete sie Dorfbewohner*innen auf ihre Felder ebenso wie Minenentschärfungsteams; sie kombinierte die Feldforschung mit beratenden Rollen für Menschenrechts- und Landminengruppierungen. Zani promovierte in Kulturanthropologie und arbeitet heute als *public anthropologist*, Autorin und Dichterin sowie Menschenrechtsaktivistin.

Im deutschsprachigen Raum wird gern Ernst Blochs Konzept der Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen benutzt und es passt auch vorzüglich zu der Präsenz von Blindgängern aus dem Zweiten Weltkrieg, die sich unversehens und geladen mit der ganzen Vernichtungskraft, für die sie vor acht Jahrzehnten gebaut wurden, auf einer gegenwärtigen Baustelle oder auch an einem Strand manifestieren. Leah Zani greift zu Jacques Derridas *haunting*, „the presence of frightening ghost, or an obsession or fixation on a troubling memory“ (2019, S. 67). Die Verwandtschaft zu Bloch mag da sein, aber der Spuk, die Spektren des Vergangenen und die Phantome der Verschwundenen, die sich in den gegenwärtigen Alltag mischen, sind bewegt und bewegen. Zani fasst darin zum einen die konkreten Kriegsüberreste wie Landminen, Granaten, Bombensplitter oder Munition, die in den von ihr untersuchten Dörfern, Feldern und Wäldern in Laos in unterschiedlichsten Stadien zu finden sind. Dazu gehören aber auch die verlorenen Menschen und die Körperteile, die noch lebenden und arbeitenden Menschen durch explodierenden Kriegsmüll abhandengekommen sind, ebenso wie die wiederverarbeiteten Waffenreste, die z. B. in Form der Glocken eines Tempels einen Auftritt haben. Zum anderen ist es das Atmosphärische, das sich nicht nur in den konkreten Überresten äußert – sie verwendet gerne das menschlich anmutende *remains* sowie *revivals* für deren Auferstehen in Form von Zäunen oder Geräten. Es findet sich auch in ihren Feldnotizen, wo die Erfahrungen dieser Spektren, der ausgegrabenen lebenden Bomben und einer schnell gewachsenen Wirtschaft in einer prekären, weil immer noch belasteten und bedrohlichen Umwelt gleichzeitig beobachtet und berichtet werden.

Laos war offiziell keine Kriegspartei im Vietnamkrieg, aber die kommunistische Gruppe Pathet Lao war mit Nordvietnam alliiert. So wurde Laos zu einem Schlachtfeld zwischen den USA und der damaligen UdSSR. Die USA bombardierten Laos in einem nicht deklarierten Krieg mit mehr als zwei Millionen Tonnen Streumunition (mehr als das Doppelte aller im Zweiten Weltkrieg genutzten Bomben). Der Umgang mit Kriegsmüll ist dementsprechend ein intrinsischer Teil des Alltags in vielen Teilen des Landes. Aus Zanis Feldforschungsaufenthalten in Laos zwischen 2012 und 2015 entstanden zwei Monographien. „Bomb Children“ ist ihre überarbeitete Dissertation. Hier entwickelt sie die genannten Begrifflichkeiten und zeigt, welche Sensibilitäten zu entfalten sich lohnt, um diesen Alltag zu erspüren zwischen vorsichtigen Pfaden in mit Minen durchsetztem Gehölz und Agrarland und gieriger Suche nach profitablen Rohstoffen im selben Terrain. Besonders deutlich wird dies im Kapitel „Blast

Radius“. Hier begleitet sie verschiedene Teams, die beauftragt sind, Bomben oder Minen zu entschärfen, und kartiert deren Fähigkeit, zwischen gewollten und ungewollten Klängen und Schockwellen von Explosionen zu unterscheiden. Gleichzeitig nimmt sie wahr, wie diese Expertisen der Wahrnehmung durch biographische Erfahrungen verbrämt sind. Ihre Feldpartner*innen müssen nach Explosionsgeräuschen horchen und fürchten sich gleichzeitig, sie und damit die Erinnerung des tatsächlichen Kriegs zu hören und so erneut quasi körperlich zu erfahren (S. 110 ff.). Anstatt Tonaufnahmen dieser *Soundscapes* zu privilegieren, konzentrierte Zani sich darauf, das Erleben und Reflektieren der Klänge differenziert zu erfragen und selbst zu üben und damit die emotionale bis spirituelle Prägung des Umgangs mit Kriegsaltslasten als Komponente der Alltagserfahrung von Entschärfungsexpert*innen ebenso wie Dorfbewohner*innen vermitteln zu können.

Bereits in „Bomb Children“ inkludiert Zani Gedichte, die sie während der Feldforschung schrieb. Stilistisch und in der Untertitelung ist die Monographie trotz aller akademisch-dichten Verweise evokativ. Durch die Wechsel im Register des Vermitteln von Ergebnissen und Erkenntnissen gelingt es ihr, auch bei der Leserin die Betroffenheit zu erzeugen, die langanhaltendes und fremdverschuldetes Leid in einem kleinen Land, das zwischen globale Fronten geriet, nachhaltig hinterlassen. Am Ende der Monographie zitiert sie eine der Entschärfungsexpertinnen, mit der sie gearbeitet hat: „There is a pause, then she says: ‚I sometimes think that this is World War III. And people decided to end the war in 1975, but it didn’t end.‘ She shakes her head a little: ‚People are still dying and the bombs are still here. The war is not over; only the paperwork is finished“ (2019, S. 148).

Ihr zweites, aus dieser Forschung entstandenes Buch „Strike Patterns. Notes from Postwar Laos“ verortet Leah Zani in der Gattung *memoir* und sieht sich im Feld der *ethnofiction*; man könnte es auch *literary anthropology* nennen, wie sie etwa auch Helena Wulff pflegt und in einer Buchreihe mitbetreut (vgl. *Palgrave Studies in Literary Anthropology*). Hier konzentriert sich die Autorin auf ihre Aufenthalte in einem Dorf in einem der Distrikte von Laos’ Hauptstadt, Vientiane. Der Dorftempel ist dem Thera-Buddhismus gewidmet und zieht viele Pilger*innen an. In der als Vorwort ebenso wie Deklaration konzipierten Eröffnung des Buches stellt Zani sich ihren Leser*innen vor: „I am a cultural anthropologist of war. Cultural anthropology is the study of human practices and the ways we give our lives meaning. Using qualitative and fieldbased methods, I investigate the social and cultural systems that produce violence and repair“ (2022, S. vii). Sie kam zum Schluss, schreibt sie, dass kreative und literarische Methoden essenziell seien, um in ganzheitlicher Weise die Komplexität ihres Forschungsfeldes zu vermitteln und gleichzeitig zu ethischem Handeln zu bewegen. Sie wählte den Ansatz nicht nur, um ihre Feldpartner*innen zu schützen. Das Fiktionalisieren öffnet aus Zanis Sicht auch eine Möglichkeit der respektvollen Repräsentation: „There is a huge difference between writing about war ghosts as real

and writing about war ghosts as local belief. At its worst, the latter is dismissive and infantilizing, reinforcing colonial hierarchies by provincializing local beliefs“ (S. xi).

In neun Kapiteln werden Begegnungen und Erfahrungen mit Individuen, deren Leben in unterschiedlicher Weise von Kriegsaltslasten geprägt ist, vorgestellt. Wir treffen den ehemaligen Soldaten Channarong, der Bombenkrater und deren die Landschaft prägende Qualitäten zu unterscheiden vermag von ähnlichen Formationen, um sie dann den Entschärfungstechniker*innen im Agrarland zu vermelden (Kapitel 2). In Kapitel 8 ist es die südafrikanische Vermessungstechnikerin Emilia, die ihre vergessene Handtasche samt allem Inhalt nach drei Jahren an gänzlich anderem Ort zurückerhielt und damit illustriert, „how Laos works“ (S. 135 f.). Das Haus des Altmetallhändlers Bounmi steht auf Stelzen, die Teil einer Bombe waren. Er verwertet Bombenabfall für Kochtöpfe und baut Zäune aus dem Schrott von Gewalt (S. 149–151). Verwoben mit diesen Erzählungen sind Einblicke in Leah Zanis Familie, in welcher Piloten, Flugzeugwissen und Kriegsveteranenerfahrung durch Zanis laotische Erlebnisse Korrespondenzen oder Echos finden.

Als Kontrast zu dem von Gewalterinnerung und Kriegsmaterialität geprägten Alltag findet sich auf jeder ersten Kapitelseite eine Zeichnung; mal ist es eine Blume, mal ein Boot, mal eine Schale voll von gekochtem Reis. Die Ästhetik von Sprache und Bild dürfte in der Tat Leser*innen noch stärker in den Bann ziehen als dies „Bomb Children“ bereits tut. Vielleicht motiviert diese fikionalisierte Ethnographie, wie Zani dies hofft, Leser*innen auch tatsächlich dazu, sich für die Beseitigung von Kriegsaltslasten einzusetzen.

Ebenfalls mit Kriegsgerät befasst, aber in ganz anderem Kontext und in durchgängig wissenschaftlichem Duktus, ist Joshua Reno in seinem Buch „Military Waste. The Unexpected Consequences of Permanent War Readiness“. Reno, Professor für Anthropology an der Binghamton University, hat sich thematisch breit mit Abfall und Abfallwirtschaft befasst. Aber in diesem Werk fokussiert er die Problematiken, die sich aus der Überproduktion und dem Veralten von Kriegsgerät ergeben in einem Land, den USA, das sich militär- und waffentechnisch immer auf neuestem Stand halten will, einer Rüstungsindustrie, die diesem Bedarf nachkommt, und mit Bürger*innen, die in unterschiedlichster Weise hiervon betroffen sind. Der Autor verfolgt zwei Argumente: 1. Nicht nur Krieg, sondern auch Kriegsbereitschaft kontaminieren Raum und Lebewesen. 2. Diese Auswirkungen sind selten geradlinig – sie manifestieren sich langsam in offener und unvorhersehbarer Weise. Die kultur-anthropologische Zugriffsweise zeigt sich in der Zuwendung zu Individuen und ihrer Art, sich mit dem, was gesellschaftskritisch mit dem militärisch-industriellen Komplex benannt wird, zu befassen oder befassen zu müssen. Für Reno ist dieser Begriff zu einfach und vernachlässigt die kulturellen Praktiken, die den Komplex offen und latent aufrechterhalten. Er möchte zeigen, wie der Überfluss an Kriegsgerät nicht einfach durch undurchschaubare Mächte gewachsen ist und finanziert

wird, sondern wie sich verschiedenste Akteur*innen damit in ihren Lebenswelten befassen wollen oder müssen. Die vorgestellten Beispiele verdeutlichen das Ineinandergreifen von militärischem Kriegsgerät und zivilen Lebenswelten mit dem Ziel, die schleichenden bis fließenden Übergänge zu betonen und die Vorstellung von Krieg bzw. Militär als in einer separaten Sphäre angesiedelt zu untergraben. Sowohl das eigentliche Kriegsgerät bzw. dessen Produktion, Testen, exzessive Anhäufung, wie auch der Kriegsgerätmüll und -überfluss beschäftigen Menschen in verschiedensten Orten und Territorien, Situationen und Berufen. Das Zuviel an Rüstung und die permanente Bereitschaft, in den Krieg zu ziehen, prägt in seiner Materialität die Mentalität mit. Dies zieht sich durch alle Kapitel, wird aber besonders deutlich im fünften Kapitel, das sich mit der *gun culture* der USA auseinandersetzt. Der Besitz von Handfeuerwaffen wird in den USA als ein konstitutionelles Recht betrachtet und nicht mit Militär in Verbindung gebracht. Reno zeichnet die historische Verankerung einer Feuerwaffenkultur nach, spricht über das Erben von historisch prägnanten Feuerwaffen in Familien, und nicht zuletzt auch über die Art, wie das Zuviel an militärischen Waffen in zivilgesellschaftliche Institutionen wie die Polizei oder das FBI fließt. Die Natürlichkeit des eigenen Waffenbesitzes und der Schock ob der vielen Anschläge in Schulen oder Supermärkten werden medial und im Alltag nicht mit der Mentalität einer militärisch völlig überbewaffneten Gesellschaft in Verbindung gebracht. In dieser Hinsicht ist Renos Studie ein Beitrag zur wachsenden kulturanthropologischen Erforschung von Militarismus, wie sie insbesondere Hugh Gusterson und Catherine Besteman vorangetrieben haben (*Cultures of Militarism*, 2019; vgl. auch R.J. Gonzales/H. Gusterson/G. Houtman: *Militarization*, 2019). „Militarism“, so Reno, „informs storytelling about American violence, offering an underlying and unifying thematic that makes sense out of seemingly random events“ (S. 144).

Gleich Zani entwickelt Reno Begrifflichkeiten, um mit Kriegsgerät-Auswirkungen zu arbeiten. Er spricht von reflexiven Praktiken, Affordanzen, Umwertungen und *wastelanding* (S. 11). Reflexive Praktiken illustriert er mit Berufstätigen im Waffenbau (hier etwa Lockhead Martin), die sich selbst bemühen, sparsamer zu bauen und das Design so zu verbessern, damit weniger Ressourcen vergeudet werden und Waffen länger „halten“. Im zweiten und dritten Kapitel, beide zusammen mit Priscilla Bennett verfasst, werden die dem ausgedienten Kriegsgerät inhärenten Affordanzen betrachtet, die dieses zum Ausstellungsgegenstand machen und ihnen dadurch einen neuen Wert verleihen. Wiewohl sie im Kampf nicht mehr taugen, lässt sich mit ihnen die Kontinuität von Krieg und Bewaffnung vermitteln und dadurch, latent, die *permanent war readiness* mittels besserer Waffen legitimieren. Gleichwohl zeigt Reno hier auch Menschen wie Kuratoren und Künstler, die sich mühen, Kriegsgerät zu verfremden und dadurch auch zu problematisieren. Noch deutlicher wird eine distanziertere Haltung seitens Taucher*innen und Tauchunternehmen in Floridas Key West. Hier wird die Möglichkeit zentral, aus gesunkenen Kriegsschiffen Altmetall zu

gewinnen, aber es gibt auch Versuche, die Verwandlung von Kriegsmüll in Habitate für marine Flora und Fauna hervorzuheben.

Wie tief eine militaristische Weltsicht auch umweltfreundliches Gedankengut kapert, wird schließlich im sechsten Kapitel gezeigt: Reno weist hier nach, wie militärisch genutzte, weit entfernte Inseln in der Karibik und im Pazifik 2009 zu Meeresschutzgebieten deklariert wurden. Dahinter verbirgt sich die Tatsache, dass vor der Deklaration als Naturschutzgebiet eine Verödung stattfand, verbunden im Fall der Insel Diego Garcia mit der Exilierung der Bewohner*innen des gesamten umliegenden Chago Atolls (vertraglich zwischen USA und Großbritannien, den „Besitzern“ des Atolls, geregelt). Hierfür nutzt Reno den Begriff *wastelanding* und verbindet ihn mit dem imperialen Gestus und Habitus, der auch der Errichtung von US-Stützpunkten eigen ist. Die Ozeane sind ein Akteur in dieser sich noch entfaltenden Verhandlung von Besitzrechten und Vorgehensweisen zwischen kriegsorientierten Mächten, sich widersetzenden Insulaner*innen sowie globalen Aktivist*innen, die Reno nur anzudeuten vermag.

Höchst unterschiedlich in ihrem Arbeiten bieten Zanis und Renos Studien beispielhaften Anstoß zur kulturanthropologischen Auseinandersetzung mit Kriegsalllasten in einer von laufenden Kriegen und assoziierten Aufrüstung gebeutelten Welt.

Regina F. Bendix, Göttingen

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/02.22>

Nikolaus Heinzer

Wolfsmanagement in der Schweiz. Eine Ethnografie bewegter Mensch-Umwelt-Relationen. Zürich: Cronos 2022, 423 S. (Zürcher Beiträge zur Alltagskultur, 28; zgl. Zürich, Univ., Diss., 2020). ISBN 978-3-0340-1642-1.

Elisa Frank

Vom Umgang mit einem multiplen Tier. Eine Ethnografie wölfischer Präsenz in der Schweiz. Zürich: Cronos 2023, 462 S. (Zürcher Beiträge zur Alltagskultur, 29; zgl. Zürich, Univ., Diss., 2021). ISBN 978-3-0340-1669-8.

Wölfe unterwandern Grenzen. Sie überqueren problemlos administrativ-politische Grenzziehungen und fordern dadurch die Apparate des Wolfsmonitorings und -managements heraus, die sich gerade entlang dieser Grenzen organisieren; und sie halten sich nicht an gewohnte konzeptuelle, in der Alltagswelt verankerte Abgrenzungen von Natur und Kultur bzw. Kulturlandschaft und Wildnis. Kurzum: Wölfe stören (*disturb*, vgl. Buller 2008, zit. in Heinzer 2022, S. 38) – mit einer bemerkenswerten Wirkmacht lösen sie als tierliche Akteure gesellschaftliche Aushandlungsprozesse über Selbstidentifikationen, Zukunftsvorstellungen und Verantwortlichkeiten aus und legen die sozio-kulturelle Ko-Konstruktion vermeintlicher ontologischer Sicher-

heiten offen, die nun als diskutabile Elemente neu auf die Tagesordnung treten. Die Dissertationen von Elisa Frank und Nikolaus Heinzer sind im Zusammenhang des von Bernhard Tschöfen geleiteten und vom Schweizer Nationalfonds (SNF) geförderten Projektes „Wölfe: Wissen und Praxis. Ethnographien zur Wiederkehr der Wölfe in der Schweiz“ am Institut für Sozialanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft (ISEK), Abteilung Populäre Kulturen, an der Universität Zürich entstanden. Beide ethnografieren die Aushandlungsprozesse zu gesellschaftlichen Naturverhältnissen in der Schweiz – mal im engeren Sinne des Wolfsmanagements und mit Blick auf den Umgang mit physischer Wolfsnähe (Heinzer), mal im erweiterten Sinne mit stärkerem Fokus auf symbolisch-diskursive Umgangsweisen mit Wölfen (Frank). Aufgrund ihres gemeinsamen Themen- und Entstehungskontextes werden die beiden Bücher im Folgenden gemeinsam rezensiert – während zunächst intensiver auf Heinzers Arbeit und anschließend auf Franks Studie eingegangen wird, schließt die Besprechung mit einer kurzen Zusammenschau.

Heinzer 2022. Es ist denkbar schwierig, das Phantomartige zu regieren. Nicht nur sind Wölfe hochgradig flüchtige und mobile Tiere, die sich menschlichen Dokumentations- und Regierungsbemühungen immer wieder entziehen („Evasivität“, S. 23), sie stehen auch unmissverständlich für die Kontingenz „räumlicher und kognitiver Anordnungen“ (insb. S. 25, S. 134). Interessiert an Wölfen als „Auslöser[n] und Katalysatoren gesellschaftlicher Umbrüche, Debatten, Relationierungen und Aushandlungen“ (S. 44) folgt Heinzer in seiner Dissertation den Spuren physischer Wölfe zu verschiedenen *sites* des Wolfsmonitorings und -managements der Schweiz und nimmt dabei insbesondere die ontoepistemischen Effekte unterschiedlicher Formen von „Wolfswissen“ in den Blick, die den Aushandlungsprozessen zugrunde liegen („Wissen, Praktiken, Wirklichkeiten, Welten“, S. 61).

Der Symbolgehalt von Wölfen oszilliert zwischen menschlichen Ängsten und Sehnsüchten – eine Ambivalenz, die sich im gesellschaftlichen Umgang zwischen Verunsicherung und „politischer Bevormundung“ (Marvin 2010, zit. auf S. 36) spiegelt. Das systematische Sammeln und Auswerten von Daten im Rahmen von Wolfsmonitoring und -management betrachtet Heinzer als Versuch, das Flüchtige greif- und kontrollierbar zu machen: Anschaulich beschreibt er anhand von Fotofallen, „Wolfspapieren“ (S. 112) und Laborpraktiken die Generierung von Wolfswissen als „positive Machttechnologie“ (Foucault 2007, zit. auf S. 83) bzw. staatliche „Risiko-technologie“ (Samimian-Darash/Rabinow 2015, zit. auf S. 115), die im Angesicht der diffusen Bedrohlichkeit, die von den Tieren ausgeht, „preparedness“ (Collier/Lakkoff 2018, zit. auf S. 118) signalisieren und die eigene Autorität legitimieren soll. Besonders markant bildet sich dieser Versuch in Konzeptpapieren ab, in denen wölfisches Verhalten mittels der Essentialisierung räumlicher Grenzen in verschiedene, farblich markierte Problemzonen eingeteilt wird. Der diffusen Gefahrenquelle „Wolf“ wird also mit der Erzeugung vermeintlicher Eindeutigkeit begegnet – klaren, z. T.

metergenauen Grenzziehungen, die den Übergang zwischen Sicherheit und Bedrohlichkeit bei der Annäherung eines Wolfs an den Menschen markieren und Maßstäbe für „normale“ wölfische Identität setzen: Tiere, die „das durch die Menschen unilateral auferlegte Gebot der Unsichtbarkeit [...] missachten“ (S. 122), sind „anormal“ (ebd.), was im Zweifelsfall die „letale Entnahme“ legitimiert („grundsätzlich gibt es hier keinen Wolf; und wenn es ihn gibt, nimmt ihn der Kanton weg“, Interview mit Co-Präsidenten d. Vereins „Lebensraum Schweiz ohne Grossraubtiere“, S. 132).

Anhand derartiger Konzepte tritt die Paradoxie von Risikotechnologien deutlich in Erscheinung, stehen sie doch gerade dafür, dass „Wildnis“ sozial konstruiert ist und keine „a priori“-ontologische Entsprechung besitzt. Das „Regieren durch Wissen“ ist auf die möglichst akribische „Durchleuchtung von Wölfen“ (S. 143) angewiesen, die, so Heinzer, ihren Höhepunkt in den Laboren des FIWI (Fisch- und Wildtiermedizin am Pathologischen Institut der Univ. Bern) und des LBC (Laboratoire de Biologie de Conservation der Univ. de Lausanne) findet. Auf morphologischer (FIWI) und genetischer (LBC) Ebene wird Wolfsmaterie dort „in abstrakte und multiple Passwörter [...], Zahlenabfolgen und Codes“ (S. 157) transformiert – im FIWI durch die Sezierung tot aufgefundener Wolfskörper „in immer kleinere Teile und immer dünnere Schichten“ (S. 154), im LBC durch die DNA-Analyse nicht-invasiv gewonnener Wolfspuren (z. B. Kot, Speichel, Urin, Haare). Die Bedingungen dieser Wissensgenerierung sind allerdings durchaus kontingent – Kontaminationsgefahr, Abhängigkeit von menschlichen manuell-sensorischen Fähigkeiten, Interpretationsspielräume und dynamische Referenzrahmen für genanalytische Ergebnisse sowie uneinheitliche methodische Laborstandards stehen im Kontrast zu den Objektivitätsansprüchen, mit denen die Labore auf soziopolitischer Ebene konfrontiert sind („[u]nbestreitbare, eindeutige [...] Wölfe“, S. 190).

Diese Prekarität birgt politisches Potenzial: Da sogenannte Hybride – Tiere, die sowohl Wolfs- als auch Hunde-DNA aufweisen – rechtlich nicht geschützt sind und ihr Abschuss legal ist, stellen bestimmte landwirtschaftliche Akteursgruppen mit einem Interesse an höheren Abschussquoten das Wissensmonopol der Labore gezielt infrage. Der Konflikt zwischen Landwirtschaft und Naturschutz gilt als Kernkonflikt in der Aushandlung der Wolfrückkehr in der Schweiz, als Maßstab für „direkte Betroffenheit“ wird oftmals die alltägliche Nähe zu physischen Wölfen herangezogen. Ausgehend von dem empirischen Material, das Heinzer im Rahmen des Besuchs einer Schafsalpe (situative Erzeugung von *multispecies*-Wirklichkeiten, S. 205 f.), eines Widdermarktes (Stilisierung von Schwarznasenschafen als „typisch Wallis“, S. 224) und einer Nationalratsdebatte – der „(rhetorische[n]) Herstellung von Authentizität und Legitimität durch den Bezug auf Schafskörper“, S. 231 – gewinnt er verschiedene Dimensionen des von Wölfen ausgehenden Bedrohungsgefühls in der Zielgruppe, die sich als direkt betroffen versteht. Als physisch-organische Lebewesen wirken Schafe an einer multispezifischen kulturlandschaftlichen Ordnung mit,

die über ihre konkreten ökologischen und arbeitspraktischen Implikationen hinaus auch transzendent aufgeladen ist („Vorstellungen von Harmonie“, S. 213) und durch die erneute Wolfspräsenz irritiert wird. Gerade solche Idealisierungen manifestieren sich auch in der Schafzucht: Früher „am Ende der Nahrungskette“ (Interview mit ehem. Walliser Wildhüter und Schwarznasenzüchter, S. 225 f.) sind die traditionell gesömmerten Schwarznasenschafe heute zum „Schönheitsschaf“ avanciert; obwohl es durch die veränderten Zuchtstandards seine einstige Gebirgstauglichkeit verliert, wird das Fortsetzen ihrer Zucht mithin als Kontrapunkt zur Wolfsrückkehr gesetzt. Auch in politischen Debatten über die Wolfsrückkehr in der Schweiz wird insbesondere körperlich-erfahrungsbasiert argumentierenden Positionen ein hoher Wahrheitsgehalt zugeschrieben. Die Aushandlung der (In-)Kompatibilität wölfischer Präsenz und bekannter land(wirt)schaftlicher Ordnungen bewegt sich im Allgemeinen zwischen Vorstellungen multispezifischer Koexistenz und Verdrängung des Menschen durch den Wolf und wird häufig mit ontologischen Aussagen über Natur verargumentiert („unberührte Natur und Wildnis gibt es so in der Schweiz nicht“, Schweizerische Arbeitsgemeinschaft für die Berggebiete 2014b, zit. auf S. 274; „entweder wir haben Grossraubtiere oder wir haben Nutztiere“, Interview mit Schwarznasenzüchter, S. 274 f.; „gewisse Wildnis“, Interview mit Vertreterin von „ProNatura“, S. 276). Dabei bedeuten sowohl das Festhalten an eindeutigen Natur-Kultur-Abgrenzungen („Segregation von Wölfen“, S. 336) als auch die Anerkennung von Natur-Kultur-Permeabilitäten („Erziehung von Wölfen“, ebd.) Formen menschlicher Kontrolle.

Dennoch kommt Heinzer „zu dem Schluss, dass Konflikte rund um Wölfe in der Schweiz in einer neuen Dimension betrachtet werden müssen, in dem der Blick nicht (nur) auf konkurrierende Interessenlagen gerichtet wird, sondern auf die divergierenden ontoepistemologischen Grundannahmen und die daraus resultierenden Welten“ (S. 376). Zu diesem Zweck entwirft er am Ende seiner Arbeit ein überzeugendes analytisches Modell: Mithilfe eines körperlich-radialen und eines global-retakularen Relationierungsmodus skizziert er Idealtypen menschlicher „Welterschließung“ und „Realitätsbildung“ in Bezug auf Umwelt. Als zwei Pole eines Kontinuums zu verstehen, sind derlei Prozesse im ersten Modus körperlich und sensorisch vermittelt, im zweiten Modus stärker symbolisch und über vernetzte Wissensbestände. Die Aushandlung erneuter wölfischer Präsenz in der Schweiz ist an Formen des Wissens und der Welterfahrung gebunden, an Lebenswelten und Interessen. Womöglich lässt sie sich sogar als Medium „gesellschaftliche[r] Selbstverortungsprozesse“ (S. 384) plausibel machen – eine Perspektive für weitere Forschungen.

Frank 2023. Frank betrachtet die Aushandlungsprozesse wölfischer Präsenz in der Schweiz verstärkt anhand symbolisch-diskursiver Repräsentationen der Tiere. Auch dabei wird deutlich, dass hinter dem singular-pauschalisierten Wolf ein wölfisches Vielfach steckt – „Standardwerte“ kommen, sehr anschaulich im Prozess der

Wolfspräparation, bei dem das Fell eines toten Wolfes auf einen standardisierten Styroporkorpus aufgezogen werden muss, im wörtlichen wie im übertragenen Sinne bald an ihre Grenze. Entsprechend „sucht und folgt“ (S. 36) Frank unter einem vielschichtigen methodischen Ansatz mehrere(n) „Leit-Wölfen“. Sie konstruieren und strukturieren das Forschungsfeld im Sinne einer *multi-sited ethnography* und erlauben der Autorin, auch ihre Wechselwirkungen gezielt in den Blick zu nehmen. Die Identifikation und Analyse kultureller Logiken – organisiert in Kategorienpaaren –, denen die gesellschaftliche Aushandlung der Wolfrückkehr in der Schweiz folgt, stellt denn auch das zentrale Ergebnis von Franks Forschung dar und wird von ihr fortlaufend in die Arbeit eingewoben. „Familiarisieren und Verändern“ (angelehnt an Reuter 2002, zit. auf S. 64), „Dokumentieren und Positionieren“, „Rationalisieren und Emotionalisieren“, „Lokalisieren und Generalisieren“: Jedes Duo eröffnet ein analytisches Kontinuum, das sich in der Praxis zum Teil als konfliktives Spannungsfeld darstellt. Die kulturellen Logiken sind als komplementär und gleichzeitig zu verstehen – Frank hält die Ambivalenzen („und“) anstatt sie aufzulösen oder einander gegenüberzustellen.

Die erste empirisch erfasste Logik des „Familiarisierens und Veränderns“ übersetzt Frank als Latour'sche „Reinigungs- und Übersetzungspraktiken“ (S. 83f.) in den analytischen Kontext: Anhand der „Kippfigur Wolf-Hund“ (S. 82–134) thematisiert sie zentrale Konstrukte wie „Wildnis“ („owning a part of the wild“, Marris 2017, zit. auf S. 92; „den Wolf wild [zu] halten“, Ruchti 2014, zit. auf S. 103) und „Hybridisierung“ („Was ist eine Spezies?“, S. 128 ff.; „where the wolf ends and the dog begins is unclear“, Stokland 2013, zit. auf S. 129), über die sich die Bedeutung eindeutiger, dichotomischer Grenzziehungen zwischen Natur und Kultur zum Zwecke politischer Handlungsfähigkeit wie auch für ein „modernes“ gesellschaftliches Selbstverständnis paradigmatisch erklären lässt.

Die zweite kulturelle Logik lässt sich mit der Erkenntnis zusammenfassen, dass auch dokumentarische Praktiken niemals gänzlich neutral sein können, sondern stets selektiv, an epistemologische Autoritäten gebunden und in ihrer Vermittlung an spezifische Zielgruppen gerichtet sind – im Versuch, eine Wirklichkeit abzubilden, erzeugen sie dadurch ein positioniertes Wissen und wirken an ihrem „So-Sein“ entscheidend mit („das Politische im vermeintlich Unpolitischen“, vgl. MacDonald 2006, zit. auf S. 137; „That's how it is!“, Bal 1996, zit. auf S. 145). Ein Schlüsselkonzept macht Frank mit Materialität aus. Das lässt sich neben musealen natur- und umwelt-pädagogischen Angeboten auch auf Outdoor-Angebote wie etwa Wolfswanderungen beziehen, bei denen bestimmte landschaftliche Elemente durch entsprechend authentisierende und plausibilisierende Praktiken („Syntheseleistung“, Löw 2008 bzw. 2017, zit. auf S. 203f.) als „Wolfsraum“ konstruiert und selbst in Abwesenheit der Namensgebenden als solcher erfahrbar werden („Kot, Haare oder Überreste von gerissenen Tieren“ als „soziale Güter“, S. 208).

Besonders interessant lesen sich die Prozesse, die Frank unter dem Kategorienpaar „Rationalisieren und Emotionalisieren“ beschreibt: Antagonismen übergreifend werden Wölfe vor allen Dingen funktionalisiert – sowohl in ökosystematischen Argumentationen, die den Wolf als „fehlendes Puzzlestück“ für einen durch intakte Verjüngungsprozesse „sicheren Schutzwald“ in Anschlag bringen („ecological engineers“, Lorimer/Driessen 2016, zit. auf S. 244), als auch dort, wo er hauptsächlich als Störfaktor für Kulturland(wirt)schaften benannt wird. Rationalisierende und emotionalisierende Strategien greifen bei der Aushandlung der erneuten wölfischen Präsenz in der Schweiz ineinander; bestimmte Akteursgruppen nutzen den „Schweinwerfer Wolf“ (S. 246 ff.), um ihren Interessen mehr Sichtbarkeit zu verleihen. Interessanterweise entstehen in diesem Zuge auch neuartige Allianzen unter menschlichen Akteursgruppen, etwa zwischen Forstwirtschaft und Naturschutzverbänden (S. 251 ff.), sodass Wölfe als thematisch verbindende Grenzphänomene – „boundary objects“ (Star/Griesemer 1998 bzw. 2017, zit. auf S. 251) – offenbar eine mithin mobilisierende Wirkung entfalten.

Hinter dem Kategorienpaar „Lokalisieren und Generalisieren“ steht eine raumpolitische Perspektive: „Wölfe aushandeln“ bedeutet „Räume aushandeln“. Die Verhandlung der Schweiz als „Raum“ ist, wie Frank anhand verschiedener Ereignisse beleuchtet, von politischen Vertragswerken (Berner Konvention 1972) ebenso wie von staatlichen und kantonalen Handlungsbefugnissen gerahmt, aber sie wird auch von eingespielten dichotomischen Narrativen begleitet. Mit „verortete[n] Gebilde[n] und Kollektive[n]“ (S. 354 ff.) wie Stadt und Land, Bergland und Flachland, werden finanzielle und diskursive Abhängigkeiten verbunden, die einer kantonalen Autonomie entgegenzustehen scheinen, aber, komprimiert in der bekannten Gegenüberstellung von „Kulturlandschaft“ und „Wildnis“, auch gegenläufige Konzeptualisierungen eines Alpenraums der Zukunft. Frank beschließt ihre Forschungsarbeit, indem sie den vier identifizierten kulturellen Logiken (sie fasst das zugrunde liegende empirische Material an anderer Stelle als Dokumentation von „Naturpraktiken“, S. 415) eine weitere Analyse-Ebene zur Seite stellt. In Anlehnung an Mol (2002, „The Body Multiple“) gelingt es ihr, das kooperative Moment „in der Differenz“ (S. 389) noch einmal in den Mittelpunkt zu rücken: „Gesellschaftliche Aushandlung der erneuten Präsenz von Wölfen in der Schweiz vollzieht sich auch als Umgang mit Vielfalt und Heterogenität im Sinne einer – immer als temporär und fragil zu verstehenden – Kooperation in der Differenz, bei der eine Vielzahl von enacteten Wölfen immer wieder, aber immer nur vorübergehend zu einer Einzigkeit zusammengebracht wird, die ich in Anlehnung an Mol als multiplen Wolf bezeichne“ (S. 417 f.).

Die Arbeiten von Frank und Heinzer überzeugen sowohl im Einzelnen als auch in Kombination, immer wieder finden sich wechselseitige Referenzen. Sie sind jeweils durchweg schlüssig und umfangreich durch den aktuellen (internationalen) Forschungsstand zum Thema fundiert und methodisch ausgesprochen sauber aufbe-

reitet. Die Strukturierung der Arbeiten ist sehr unterschiedlich – womöglich auch ein Spiegel der jeweiligen Feldzuschnitte. Sie bilden eine ergiebige und sicherlich über die Schweiz hinaus anschlussfähige Grundlage für ein differenziertes Verständnis der sozio-kulturellen Dimension der Wolfsrückkehr.

Alena Mathis, Bamberg

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/02.23>

Marketa Spiritova/Manuel Trummer (Hrsg.)

Pop the Nation. Die Nation als Ressource und Argument in Kulturen populärer Unterhaltung und Vergnügung. Münster, New York: Waxmann 2023, 325 S., Abb. (Kulturen populärer Unterhaltung und Vergnügung, 6). ISBN 978-3-8309-4614-4.

Nationale Identitäten sind mit dem Erstarken populistischer Strömungen in Europa, aber auch weltweit, ein brennendes Thema. Dieses Gedankengut vermittelt sich in einer mediatisierten Moderne über Bilder und Töne, die oft auch Teil der Populärkultur sind. Diesem Thema widmet sich der hier zu besprechende Band „Pop the Nation“. Grün, mit einem Einschlag ins Minzfarbene, blickt er einem entgegen, der vorzüglich zusammengestellte Münchner Sammelband, herausgegeben von Marketa Spiritova (München) und Manuel Trummer (Regensburg), und vielleicht soll dies der Hoffnung Ausdruck verleihen, dass es doch alles nicht so schlimm wird mit dem Nationalismus? Doch die Beiträge, die von der vergemeinschaftenden Macht von (rechter) Musik, von nationalistischen Meme-Kulturen oder Mode und Living-History-Gruppen handeln, bieten teils erschütternde Einblicke in ganz unterschiedliche Alltags- und nationalstaatliche Kontexte, in denen das Nationale populärkulturelle ‚fröhliche Urstände‘ feiert. Das Buch geht auf eine Arbeitstagung der DGEKW-Kommission „Kulturen populärer Unterhaltung und Vergnügung“ (2020) zurück, und entsprechend breit gefächert sind die behandelten Themen. Der Band wählt neben der Theorie drei analytische Kategorien – Performanz, Narration und das Nationale als Marke –, um die Beiträge zu gliedern.

Thematisch liegt ein Schwerpunkt des Bandes auf der musikalischen Populärkultur, und geografisch sind die Beiträge meist im deutschsprachigen Raum verortet, doch finden sich auch Nord- und Osteuropa (Polen, Schweden) sowie globale Mächte (USA, China) in den Fallstudien wieder, sodass ein breiter Einblick in die paradoxerweise international verbundenen Entwicklungen nationalistischer Populärkulturen gewonnen werden kann. Dass es sich um ein wichtiges Arbeitsgebiet in einem dynamischen Feld handelt, zeigen die jüngsten Vorfälle, bei denen der Elektrohit *L'Amour Toujours* (1999) im Jahr 2024 als Nazilied ‚viral ging‘ – kulturwissenschaftliche Expertise kann hier dazu beitragen, solche Entwicklungen zu verstehen.

Die Einleitung (Spiritova und Trummer) und die beiden Theorieartikel von Irene Götz (München) und Moritz Ege (Zürich) legen den Rahmen des Bandes aus – Ziel ist, die gegenwärtigen Konjunkturen des Nationalen näher zu beleuchten und insbesondere zu fragen, welche Rolle in einer globalen medialisierten Gegenwart die Popkultur für die Nationalismen der Gegenwart hat und wie dies mit kulturanthropologischen Konzepten (*mediascape, flows, Appadurai*) gefasst werden kann. Denn: „Die ansonsten im Alltag weitgehend abstrakten Beziehungen und Bindungen, die Mitglieder einer nationalen Gemeinschaft teilen, werden so über Medien und Artefakte der populären Unterhaltungskulturen ästhetisch erlebbar, emotionalisierbar und warenmäßig kommodifizierbar“, wie die Herausgeber:innen in der Einleitung (S. 16) schreiben. Irene Götz fragt anschließend nach der Wiederkehr der „nationalen Identität“ seit den 1990er-Jahren und den Auswirkungen auf die Verhandlungen von Zugehörigkeit, i. e., von Deutschsein. Ihr Beitrag legt einen Schwerpunkt auf die implizit in der öffentlichen Rede verhandelten Konzepte *ethnos* und *demos*, die vielen populärkulturellen Äußerungen zugrunde liegen – vereinfacht gesagt bedeutet es für viele Bürger:innen hierzulande längst nicht, dass jemand ‚echt‘ deutsch ist, nur weil die Person einen deutschen EU-Pass hat; auch die familiäre Herkunft sollte ‚deutsch‘ sein. Aktuell verstärkt könnte diese Entwicklung durch globale Trends werden, etwa durch die Wertvorstellungen von „Anywheres“, einer global agierenden hippen Mittelschichtselite vs. den „Somewheres“, einer eher in ländlichen Räumen und Kleinstädten verorteten, ressentimentgeladenen *value group*, so das Konzept des britischen Journalisten David Goodhart, auf das im Band in verschiedenen Artikeln immer wieder Bezug genommen wurde. So auch im Beitrag von Moritz Ege, der insbesondere auf die binär geordneten „quasi-strukturalistischen Spaltungsdiagnosen“ (S. 45 ff.) eingeht und diese auch im Hintergrund nationalistischer und anti-nationalistischer Pophänomene wirken sieht.

Mehrere Beiträge nehmen die aktuelle Popmusik und Nationalismusbezüge in den Blick. *Agnieszka Balcerzak* (München) untersucht die Rechtsrockszene in Polen und legt mit anschaulichen Beispielen dar, wie sich die hart rechtsextreme Szene seit den 1990er-Jahren weiterentwickelt hat und mit neuen Bands und Ästhetiken immer anschlussfähiger an bürgerliche Milieus geworden ist; die heroische Bildsprache changiert zwischen zur Schau gestellter Harmlosigkeit, die jedoch auch für die neofaschistische Szene klar dekodierbar ist. Genau diese zweifache Deutungsmöglichkeit der Zeichen stellt auch der Beitrag von *Jens Wietschorke* (München/Wien) heraus, der den selbsternannten „VolksRock’n’Roller“ Andreas Gabalier untersucht. Gabalier füllt Stadien und inszeniert sich in einer „Wir-gegen-die“-Pose, die das Bodenständige feiert, er provoziert, indem er die Nationalhymne Österreichs falsch singt (und nicht die neuerdings im Text vorkommenden großen Töchter erwähnt, sondern nur die großen Söhne, denen das Land eine Heimat ist) und in seinen Konzerten raunt, dass man Vieles nicht sagen dürfe, was das Narrativ einer gespal-

tenen Gesellschaft nährt. Ein Interview des Autors, in dem er diese strategische Kommunikation analysierte, fand reichlich Widerspruch von Fans (in Form von Leserbriefen). Gänzlich parteipolitisch wird es beim Artikel von *Kai Ginkel* (Graz), *Anna Schwenck* (Siegen), *Melanie Schiller* (Groningen, NL), *André Doehring* (Graz) und *Mario Dunkel* (Oldenburg), der die Musikprogramme verschiedener rechtspopulistischer bis -extremer Parteien (und daher teils vom Verfassungsschutz beobachtet) – AfD, FPÖ und Schwedendemokraten – untersucht. Text und Musik, letzteres ein besonders interessanter Aspekt, senden subkutan Botschaften der Vergemeinschaftung, was bis ins Körperliche geht. Besonders die FPÖ ist hier weit fortgeschritten, hier werden über das musikalische Rahmenprogramm inklusive Angebote wie das Mitklatschen gemacht; diese partizipatorischen Praktiken etablieren, zusammen mit Band und Parteilogans, ein „Wir“, das einem angeblichen „Ihr“ (einer korrupten Elite) entgegensteht. Im Europawahljahr 2024 ist es geradezu deprimierend zu erfahren, dass die Korruption der rechten Eliten offenbar ihrer Wahl nicht im Wege steht. Ein weiterer musikalischer Beitrag, von *Laura Niebling* (Regensburg), behandelt eine positive ideologische Seite von Musik, die Vermittlung von Ideen wie Freiheit und Gleichheit, die von den USA im Zweiten Weltkrieg auch via Schallplatten transportiert wurden.

Weitere Beiträge behandeln Living-History-Gruppen (*Stefanie Samida*, Heidelberg / Zürich, und *Miriam Sénécheau*, Freiburg), nationales Mode-Branding (*Jos Stübner*, Warschau), bildliche Konstruktionen des Nationalen in Filmen (*Timo Saalman*, Flossenbürg; *Monika Lehner*, Wien), in Comics (*Matthias Harbeck*, Berlin) oder in den Nachrichten (*Lisa Kienzl*, Bremen). Zwei Beiträge fokussieren das sehr aktuelle populärkulturelle Phänomen der im Internet zirkulierenden Memes. Was im westlichen Alltag vielleicht eher als lustiger Zeitvertreib wahrgenommen wird, wenn sich mal wieder eine Person in der Öffentlichkeit einen Fauxpas geleistet hat, ist anderen Orts staatlich gesteuertes Propagandamittel, wie das Beispiel China zeigt, wo die Memekultur von der Kommunistischen Partei gesteuert wird, wie *Chenyang Song* (Berlin) ausführt – der Beitrag vermittelt en passant eine Menge kulturelles Wissen über China, welches kulturwissenschaftlich übersetzt wird. Weniger fremd, nichtsdestotrotz nicht weniger befremdend ist die „Alman“-Memekultur, die das Deutschsein affirmativ „feiert“ und dabei die ironische Bild- und Textsprache der Memekultur nutzt (*Jelena Jazo* und *Niklas von Reischach*, Frankfurt). An diesen Beispielen wird die strategische Verharmlosung nationalistischen oder rechten Gedankenguts und sein Einfließen in den öffentlichen Diskurs besonders deutlich, wie auch nochmal der Beitrag von *Felix Schilk* (Dresden) zeigt.

Der Band ist sehr gut lektoriert und enthält spannende Fallstudien, vor allem zu aktuellen Phänomenen. Die Beiträge zeigen deutlich, wie das Nationale nicht nur Argument und Ressource, sondern auch Ziel nationaler Identitätspolitik wird, wobei populäre Kultur einen durchaus manipulativen Charakter annehmen kann. Es ist den

scharf- und tiefsinnigen Analysen zu wünschen, die ja auch implizit Warnungen vor den durchaus dummen Seiten des Nationalismus enthalten – gerade die nationalverherrlichende Meme-Kultur oder Nazimuskik in ihrer kitschigen Ästhetik erscheinen zwar oft lächerlich, sind jedoch von Gewalt (in Europa) und staatlicher Repression (z. B. in China) begleitet und eben durchaus nicht ‚harmlos‘ (und für viele eben auch kein Kitsch) –, dass sie über das Fach hinaus in gesellschaftlich breiteren Kanälen widerhallen. Zum Teil geschieht das bereits (vgl. z. B. den Beitrag von Jens Wiet-schorke), was für Forscher:innen nicht immer einfach ist. Wer die populärkulturellen Musiken oder Medien der Vielen kritisch erforscht, beteiligt sich aktiv an diesen Verhandlungen und mag Widerspruch ernten. Es ist unserer Gesellschaft zu wünschen, dass dieser so ausgewogen und friedlich bleibt, wie in diesem lesenswerten Band.

Johannes Müske, Freiburg im Breisgau

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/02.24>

Ralf von Appen/Peter Klose (Hrsg.)

„**All the Things You Are**“. Die materielle Kultur populärer Musik. Bielefeld: Transcript 2023, 255 S. (Beiträge zur Populärmusikforschung, 47). ISBN 978-3-8376-7010-3.

Welche Bedeutung haben die „Dinge“, Artefakte, Objekte und ihre Materialitäten für populäre Musikkulturen – und welche Forschungszugriffe existieren aktuell, um jenen „Dingen“ auf den Grund zu gehen? Diese Fragen beleuchtet der von Ralf von Appen und Peter Klose herausgegebene Sammelband und bietet hierfür ein breites Antwortportfolio hinsichtlich der sinngebenden Bedeutungsaufladung materieller Güter und Orte. Die Veröffentlichung vereint die Beiträge der Jahrestagung der Gesellschaft für Populärmusikforschung 2021, die an der TU Dortmund, veranstaltet vom Seminar für Kulturanthropologie des Textilen, stattfand.

Nach dem Editorial wird das interperspektivische Profil sofort anhand eines „Forums“ sichtbar, zu dem *Anne Delle*, *Alan Fabian*, *José Gálvez*, *Lorenz Gilli*, *Steffen Just*, *Christopher Klauke* und *Veronika Muchitsch* beitragen. Diesem innovativen Format als große Stärke des Bandes gelingt es, ein gleichermaßen breites wie fundiertes Wissensspektrum und eine übersichtliche Darstellung der aktuellen Diskurse um „Musik-Materialitäten“ der *Popular Music Studies* vor dem Hintergrund des *material turn* zu öffnen.

Die ersten beiden Einzelbeiträge fokussieren die physisch-materielle Dimension populärmusikalischer Orte: *Merle Greiser* beleuchtet das „Phänomen Oberlandlerkapelle“ und beschreibt die Entstehung von reisenden Bierzeltkapellen ab 1900 und ihrer (Bühnen-) Inszenierung sowie die aufkommende multimediale Distribution der Musikinhalte. Die zeitgenössische Perspektive hierzu ergänzen *André Doehring* und

Kai Ginkel mit dem Blick auf den „Modus des Bierzelts“, „der materiell und musikalisch eine spezifische Gemeinschaft der Anwesenden als Möglichkeitsraum stiftet“ (S. 75) und sich zwischen Vergnügen und Vereinnahmung durch politisch-populistische Akteure bewegt.

Während Doehring und Ginkel abschließend „mit Nachdruck dafür [plädieren], populäre Musik und, mit ihr, populäre Orte und deren Materialitäten in der Populärmusikforschung zu verankern“ (S. 76), lässt sich in der folgenden Versammlung ein vereinendes Plädoyer herauslesen: Das unbedingte In-Beziehung-Setzen von Menschen, Dingen und Musiken im Hinblick auf die *agency* der Dinge. Dazu wirft das Forum einleitend drei zentrale Fragen auf, denen im Folgenden exemplarisch je ein Beitrag als Antwortoption zugeordnet wird.

Die erste Frage lautet, „[i]nwiefern [...] eine klangliche Materialität von Musik in konkreten lokalspezifischen Formationen kulturelle und historische *agency* [erlangt]“ (S. 27 f.). Eine Antwort gibt *Katherine Griffiths* mit ihren Ausführungen zu Londons lesbischer Club-Szene der 1980er- und 1990er-Jahre: Anhand ihres persönlichen Archivs von Veranstaltungsflyern für das weibliche Publikum verdeutlicht sie, wie sich in Gestaltung und Distribution der grafischen Informationsmaterialien Charakteristika einer feiernden Subkultur materialisieren und sich durch diese Veranstaltungen „autonomous sites of pleasure“ (S. 156) für die Akteurinnen eröffneten.

Der Beitrag von *Alan van Keeken* zu Effektpedalen bei E-Gitarren beantwortet die zweite Frage, „welche Technologien [...] dieser materiellen Produktion und Formung von Klang zugrunde [liegen]“ (S. 28). Er zeigt die relationale Verwobenheit von Klangpraxis und Technologie hinsichtlich der „effectscape“ (S. 205) auf und hebt die bedeutsame Rolle von „[t]echnical artifacts“ (S. 220) für die materielle Musikkultur hervor.

Drittens: „Wie lassen sich materielle Eigenschaften von Klang musikanalytisch erfassen und welche Aussagen lassen sich auf diesem Wege generieren?“ (S. 28). *Thomas Sebastian Köhn* zeigt durch die Kombination aus Ansätzen der „Musikwissenschaft, Cultural Memory Studies und materielle[r] Kultur“ (S. 226), angewandt auf die Analyse des Hip-Hop-Stückes „Stolpersteine“ auf, wie körperlich-materielle Gegebenheiten klanglich umgesetzt, verarbeitet und wiederum sowohl musikästhetisch als auch sensorisch spürbar gemacht werden können.

Analysen des Materiellen aus Sicht der „klassischen“ Sachkulturforschung bleiben leider leicht zurück, sodass beispielsweise eine Stimme aus dem professionell-musealen Bereich zu vermissen ist. Aufgefangen wird dies durch den Beitrag von *Laura Marie Steinhaus* und *Christofer Jost*, der das (Online)-Kuratieren von Musikwiedergabegeräten durch Sammler, Hersteller und Händler behandelt und bilanziert, vor allem durch die zentrale Aussage, „dass die Mensch-Ding-Beziehungen sowohl durch die Musikbezogenheit der Dinge als auch durch ihre Materialität respektive Technizität [...] bestimmt werden“ (S. 177).

Während sich dieser Beitrag auf narrative Interviews stützt, versammelt der Band eine große methodische Varianz, um der „Heterogenität der diversen Materialitätsbegriffe“ (S. 15) nachzukommen. So finden sich aktivierte Spezialwissens-Bestände als Expert*inneninterviews (*Benjamin Burkhardt*), „[e]thnografische Feldforschung im Sinn der teilnehmenden Beobachtung“ (André Doehring/Kai Ginkel, S. 62), „explorative netography“ (S. 208) verschiedener Online-Plattformen (Alan van Keeken), ebenso der Einbezug historischer Dokumente wie Liedtexthefte oder Postkarten (Merle Greiser) oder anderer „pictoral documents“ (*Cornelia Lund et al.*, S. 111), ergänzt durch Dinganalysen am Beispiel von Kleidung (*Adrian Ruda*). Schnelle inhaltliche Übersichten ermöglichen die Abstracts in englischer Sprache. Ebenso sind für einige Beiträge neben den üblichen Literaturnachweisen auch die besprochenen audio-visuellen Inhalte als Diskografie oder Filmografie angegeben, was glaubhaft das Auditive in die wissenschaftliche Betrachtung einbezieht.

Insgesamt bietet der Sammelband eine inspirierende Lektüre, versammelt den aktuellen Stand in der Populärmusikforschung und spricht sich im Spannungsfeld zwischen immateriellen Klangphänomenen und materiellen Klangdingen deutlich für den Einbezug der materiellen Dimension bei der Erforschung des Auditiven aus, weil gerade diese Kontextualisierungsebene wichtige Verbindungen zu Tage bringt und interdisziplinäre Perspektiven eröffnet.

Jana Stadlbauer, Fürth/Eichstätt

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/02.25>

Katrin Antweiler

Memorialising the Holocaust in Human Rights Museums. Berlin, Boston: De Gruyter 2023, 242 S. (Media and Cultural Memory/Medien und kulturelle Erinnerung, 37; zgl. Gießen, Univ., Diss., 2021). ISBN 978-3-11-078797-9.

In „Memorialising the Holocaust in Human Rights Museums“ entwickelt Katrin Antweiler eine gouvernementalitätstheoretische Perspektive auf ein erinnerungskulturelles Phänomen: die global zu beobachtende Verknüpfung von Human Rights Education und einem spezifischen Erinnern an und Lernen über den Holocaust. Im Detail betrachtet Antweiler das „Memorium Nürnberger Prozesse“ in Nürnberg/Deutschland, das „Canadian Museum for Human Rights“ in Winnipeg/Kanada und das „South African Holocaust and Genocide Center“ in Johannesburg/Südafrika. Insbesondere in Winnipeg hinterfragt Antweiler die Zentralität des Erinnerns an und Lernens über den Holocaust, wenn zugleich das seit 2022 von der kanadischen Regierung als Genozid anerkannte koloniale Internatssystem Kanadas nicht thematisiert werde (S. 124).

Empirisch beruht die vorliegende Arbeit auf Feldforschungsaufenthalten in den drei besprochenen Museen, Interviews mit einigen der Kurator:innen sowie in einem

Fall auf der Mitarbeit in der musealen Vermittlungsarbeit (S. 124, 152). Den zentralen Gegenstand der Analyse bilden die Narrative der Ausstellungen (S. 206). Dass sich die Arbeit trotz ihres Fokus auf die gouvernementale Herstellung von *citizens* und *subjects* nicht mit den Erfahrungen von Besucher:innen befasst, merkt Antweiler selbst an (S. 206), ist aber als Vorgehensweise einer gouvernementalitätstheoretischen Arbeit durchaus nachvollziehbar.

Indem sie die Frage des Erinnerns als Regierungstechnik ins Zentrum stellt, bildet die vorliegende Arbeit einen innovativen Beitrag im Spannungsfeld kolonialer Geschichte, postkolonialer Theorie, Holocaust-Erinnerungskultur und -forschung. Eine kritische Auseinandersetzung mit postkolonialen Perspektiven zur Shoah fehlt leider, hier wäre beispielsweise Steffen Klävers Studie zu nennen, die für ein detailliertes Verständnis sowohl der Überschneidungen als auch der Unterschiede verschiedener Formen von Rassismus, Kolonialismus und Antisemitismus wirbt (Decolonizing Auschwitz, 2019). Insbesondere in den abschließenden Kapiteln der Arbeit wird deutlich, dass es sich bei Antweilers tiefgreifender Kritik an der Einbindung des Holocaust in die Musealisierung des Menschenrechtsdiskurses nicht um eine Kritik am Erinnern und Gedenken des Holocaust insgesamt handelt; vielmehr fragt Antweiler danach, wie Erzählungen mit und über den Holocaust im Rahmen globalisierter Menschenrechtsbildung gestaltet werden und welche Auswirkungen dies auch auf die Erinnerung und das Gedenken an die Shoah hat.

Antweiler beobachtet in der Verknüpfung von Menschenrechtsbildung und Holocausterinnerung eine Tendenz zur Individualisierung und Moralisierung, in deren Zuge sich eine Verschiebung des Fokus von strukturellen und materiellen Ursachen hin zu Fragen individueller Vorurteile und (In-)Toleranz vollziehe (S. 76). Die „aktiven Bürger:innen“, die Antweiler zufolge in den von ihr untersuchten Museen gouvernemental konstituiert werden, seien „compliant with the social order and do [...] not question its foundations“ (S. 131). Letztendlich, so Antweilers Analyse, tragen die von ihr untersuchten gouvernementalen Formen des Erinnerns an den Holocaust dazu bei, rassistische und koloniale Machtverhältnisse aufrechtzuerhalten (S. 211). Hier ist anzumerken, dass beispielsweise Noga Wolff entgegengesetzt argumentiert, indem sie gerade die Trennung von Holocausterinnerung und -bildung einerseits und Menschenrechtsfragen andererseits in Israel als Beitrag zu einem Aufrechterhalten des Konfliktes zwischen Israel und Palästina identifiziert (Severing a Historical Bond, 2020).

Mit der Denkfigur des *Museum of Doubt* entwirft Antweiler eine Vision einer Musealisierung des Holocaust, die dessen Einbettung in globale Regierungsweisen entgegenzuwirken vermag; in dem abschließenden Kapitel „Towards Pluriversal Memory“ verdichtet Antweiler ihre schlüssig argumentierte Kritik in einer Vision eines unbändigen Erinnerns: ein Erinnern, das den Blick auf vielfältige Welten und vielfältige Zukünfte ermöglicht. Zu hinterfragen, wie das Erinnern an den Holocaust global

eingebunden ist in eine – moralisierte und moralisierende – Konstitution gouvernementaler Subjekte, ist zweifellos eine zentrale Aufgabe der Gegenwart, der sich Katrin Antweiler sorgfältig, kritisch und ertragreich annimmt.

Sina Holst, Berlin

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/02.26>

Kathrin Pallestrang/Magdalena Puchberger/Maria Raid (Hrsg.)

Gesammelt um jeden Preis! Warum Objekte durch den Nationalsozialismus ins Museum kamen und wie wir damit umgehen. Wien: Österreichisches Museum für Volkskunde 2023, 175 S. (Katalog zur gleichnamigen Ausstellung im Volkskundemuseum Wien von 22. April bis 26. November 2023, Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde, 108). ISBN 978-3-902381-60-6.

Vom 22. April bis 26. November 2023 zeigte das Volkskundemuseum Wien die Ausstellung „Gesammelt um jeden Preis! Warum Objekte durch den Nationalsozialismus ins Museum kamen und wie wir damit umgehen“. Begleitet und ergänzt wurde die Ausstellung von dem hier zu besprechenden gleichnamigen Katalog.

Dieser startet mit vier einführenden Beiträgen, die aus unterschiedlichen Perspektiven auf die Ausstellung blicken. Museumsdirektor *Matthias Beitzl* erläutert in seinem Vorwort (S. 6–9) die besondere Bedeutung der Sammlung Mautner für das Volkskundemuseum Wien, die im Zentrum der Ausstellung stand. Selbstkritisch blickt er dabei auch auf die eigene Institutionsgeschichte zurück. Die Textilindustriellenfamilie Mautner habe sich „finanziell und mit Objektspenden“ schon in der Frühzeit des 1894 gegründeten Museums in „das Museums- und Sammlungsgeschehen eingebracht“ (S. 8). Als die Familie ab 1938 durch die Nationalsozialisten rassistisch verfolgt wurde, wurden Teile der Sammlung auf Initiative des Museums beschlagnahmt und vom damaligen Direktor Arthur Haberlandt „weit unter Wert“ angekauft (ebd.). Darunter waren u. a. Forschungsunterlagen, Bekleidungen und Trachtenabbildungen, Schützenscheiben, Liedtexte, Möbel, Pfeifen und Pfeifenköpfe sowie Fotografien von Konrad (1880–1924) und Anna Mautner (1879–1961).

Diese Objekte wurden „immer wieder unhinterfragt in zentralen Ausstellungen und Publikationen genutzt“ (S. 8). „Um nicht mehr von Unrecht zu profitieren“ (ebd.), habe sich der Trägerverein des Museums 2015 zur Provenienzforschung und anschließend Restitution im Sinne des österreichischen Kunstrückgabegesetzes entschieden. Die Erb*innen nach Anna Mautner schenkten alsdann die restituierte Sammlung dem Museum, verbunden mit dem ausdrücklichen Wunsch, diese „weiterhin der Öffentlichkeit und der Wissenschaft zugänglich zu machen“ (S. 9). Diesem Wunsch entsprang die Ausstellung, in der die Sammlung in ihrer Gesamtheit (rund 550 Objekte) gezeigt und kultur- und forschungsgeschichtlich eingeordnet wurde.

Die drei Kuratorinnen *Kathrin Pallestrang*, *Magdalena Puchberger* und *Maria Raid* bieten in ihrem Beitrag „Wie wir damit umgehen! Überlegungen, Umsetzungen und Ergänzungen zur Ausstellung *Gesammelt um jeden Preis!*“ eine kompakte und informative Einführung in die Ausstellungskonzeption (S. 10–19). Kern der Ausstellung sei es gewesen, die Prozesse des NS-Raubs, deren gesellschaftliche und staatliche Aufarbeitung bis in die Gegenwart sowie die konkrete Abbildung dieser Aufarbeitung in den Beständen des Volkskundemuseums aufzuzeigen. Dies erklärt auch, weshalb ausschließlich Originale aus dem Haus gezeigt wurden, während kontextualisierende Materialien wie Zeitungsausschnitte oder Bildmaterialien nur als Reproduktionen dargestellt worden seien (S. 14). Spannend liest sich der multiperspektivische Ansatz der Ausstellung: So sei ihnen wichtig gewesen, jenseits der kuratorischen auch andere Stimmen zu vermitteln, wie diejenigen von historischen Akteuer*innen, Expert*innen und Kolleg*innen.

In einem selbst gestalteten Video äußerte sich außerdem Stephen M. Mautner, ein Erbe nach Anna Mautner, aus seiner Wohnung in den USA u. a. zu den Auswirkungen der Objektrückgabe auf die Erb*innen. Diese beschreibt Mautner auch im folgenden Katalogbeitrag („Anmerkungen anlässlich der Ausstellungseröffnung im Volkskundemuseum Wien am 21. April 2023“, S. 20–25). Dabei wird einmal mehr deutlich, wie identitätsstiftend Restitutionen sein können, wenn durch sie Familiengeschichten neu geschrieben werden. Eindrücklich erzählt Mautner: Die „Neuigkeiten bezüglich der Restitution [...] trafen uns völlig überraschend. Keiner von uns wusste, dass diese Sammlung je bestanden hatte, geschweige denn, dass sich mit ihrer Geschichte, als wir sie erfuhren, vor uns ein solch komplexes Netz auftun würde – von Ereignissen und Emotionen rund um diese Objekte und unsere Familie durch viele stürmische Jahre hindurch“ (S. 25).

Der abschließende Beitrag von *Theresa Hattinger*, *Michael Hieslmair* und *Michael Zinganel* zu „Ausstellungsarchitektur, Displays und Grafik“ (S. 26–30) liefert eine Beschreibung der Ausstellungsgestaltung, die sich teilweise in Details verliert. Dennoch bietet sie interessante Einblicke, etwa wenn die Präsentation des Themas Flucht erläutert wird, das „mit einem Ballon als verletzliche Variante eines Globus dargestellt“ worden sei, „auf dessen Oberfläche die globalen Fluchtrouten händisch aufgezeichnet wurden“ (S. 29, Objektfoto S. 99).

Es folgt der eigentliche Katalogteil mit Ausstellungstexten und Objektbeschriftungen („Objektlabels“), die reich bebildert sind. Neben den üblichen Objektbildern werden auch Fotografien der Ausstellungsbereiche und der Objektpräsentationen gezeigt. Die unterschiedliche Farbgebung der fünf Ausstellungsbereiche wurde auch im Katalog durch entsprechend eingefärbte Seitenränder übernommen, was für einen guten Überblick sorgt.

Der erste Abschnitt (S. 32–43) führt in das Ausstellungssujet ein („Warum Objekte durch den Nationalsozialismus ins Museum kamen und wie wir damit umge-

hen“, Foyer) und stellt die hauseigenen Quellen dar („Die Inventarverzeichnisse des Volkskundemuseums Wien“, Raum 1), die die Grundlage einer jeden Herkunftsforschung sind. Im zweiten Abschnitt, „Erforschung der Herkunft und Rückgabe von Objekten“ (S. 44–63, Raum 2), werden die Geschichte und Umsetzung des Kunstrückgabegesetzes von 1998 skizziert sowie die Entwicklungen der NS-Provenienzforschung in Österreich mit der Gründung der Kommission für Provenienzforschung (1998) – der zentralen Stelle für Fragen rund um NS-verfolgungsbedingt entzogenes Kulturgut und Rückgaben in Österreich – und des Kunstrückgabebeirats. Der dritte Abschnitt „Provenienzforschung und Restitution im Volkskundemuseum Wien“ (S. 64–83, Raum 3a) blickt auf die Prozesse im eigenen Haus zurück, v. a. seitdem sich das Museum im Jahr 2015 freiwillig zum Kunstrückgabegesetz verpflichtete. Infolge der seit diesem Zeitpunkt betriebenen Provenienzforschung wurden über 600 Objekte an die rechtmäßigen Erb*innen restituiert (S. 74), darunter die umfangreiche Sammlung Mautner. Der vierte Bereich „NS-Gesetzgebung und Infrastrukturen“ (S. 84–99, Raum 3b) geht zeitlich einen Schritt zurück und zeigt die systematische Beraubung Verfolgter durch das NS-Regime auf. Im letzten Bereich, dem Herzstück der Ausstellung, wird die Sammlung Mautner präsentiert („Die Sammlung Mautner und das Volkskundemuseum Wien“, S. 100–163, Räume 4/5). Dieser Abschnitt spannt den Bogen von den im Vorwort erwähnten engen Verbindungen des Hauses mit der Familie Mautner über das Verfolgungsschicksal im Nationalsozialismus und den Entzug der Sammlung bis hin zur Restitution in den Jahren 2018 und 2021 und deren Schenkung durch die Erb*innen in den Jahren 2020 und 2021. Eine überschaubare Liste mit weiterführender Literatur (S. 172) sowie das Autor*innenverzeichnis (S. 173f.) runden den Katalog ab.

Der Anspruch der Ausstellungsmacher*innen, mit einer mitunter leicht verständlichen Sprache komplexe Fragestellungen rund um NS-Raubgut, Provenienzforschung und Restitution einem breiten Publikum zu vermitteln, ist mit diesem Katalog sicherlich gelungen. Er bietet außerdem die Möglichkeit, einen Eindruck von der Ausstellung und der umfangreichen Sammlung Mautner zu bekommen. Jenseits des Katalogs führt zudem ein virtueller Rundgang durch die Ausstellungsräume und ermöglicht einen Blick in die gelungene Schau (https://im.volkskundemuseum.at/gesammelt_um_jeden_preis/).

Malena Alderete, Stuttgart

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/02.27>

Gerd Vonderach/Karl Friedrich Bohler/Anton Sterbling

Land-Berichte. Beiträge zu ländlichen und regionalen Lebenswelten. Düren: Shaker Verlag seit 2019 (Zeitschrift und Buchreihe).

Agrarsoziologische und agrarhistorische Forschungen spielen mittlerweile an den meisten universitären Standorten zur Ausbildung von mit der Landwirtschaft in Verbindung stehenden Berufen kaum mehr eine Rolle. Waren sie ehemals integraler Bestandteil einer auch die eigene Vergangenheit und gesellschaftliche Verortung mit in den Blick nehmenden Lehre, so bedeutete „die Umstrukturierung der Agrarfakultäten in den vergangenen Jahren [...] für fast alle landsoziologischen Lehrstühle das Aus“ (C. Neu: Land- und Agrarsoziologie. In: Handbuch Spezielle Soziologien 2010, S. 256). Dabei benötigen gegenwärtige Herausforderungen wie demografischer Wandel, Infrastrukturproblematiken, die jüngst medial breit thematisierten Bauernproteste und vor allem der in ländlichen Räumen besonders stark zu verzeichnende Rechtsruck eine umfassende Auseinandersetzung gerade aus den dafür prädestinierten Disziplinen heraus. In der Europäischen Ethnologie findet denn auch vor allem seit Mitte der 2010er Jahre wieder eine verstärkte Auseinandersetzung mit entsprechenden Fragestellungen statt, wofür etwa die Gründung der „Kommission für die Kulturanalyse des Ländlichen“ 2017 steht.

Leider tragen die hier zu besprechenden „Land-Berichte“ nicht zur Lösungsfindung in Bezug auf die eben angesprochenen sozialen Herausforderungen bei, sondern bestärken und befeuern diese noch. Was eigentlich ein gewinnbringendes Format für den interdisziplinären Austausch einer wichtigen und auch in unserem Fach eher in den Hintergrund getretenen (historischen) Regionalforschung sein könnte, stellt sich bei der Lektüre als stark ideologisch aufgeladenes Drehen-um-sich-Selbst einer Gruppe Gleichgesinnter heraus. Das ist besonders auch zu bedauern, weil die Arbeiten des federführenden Reihengründers und -herausgebers Gerd Vonderach für das Verständnis agrarkultureller Prozesse in Bezug auf Landwirtschafts-Naturschutz-Konflikte oder Familienbetriebsstrukturen der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wichtige Bausteine bildeten – diese werden in ausgewählten Aufsätzen etwa im jüngst erschienenen Band 20 der Reihe als „Erkundungen unterschiedlicher Lebenswelten“ oder Band 16 „Regionale Landschaften und Agrargeschichte“ zusammengeführt.

Während die „Land-Berichte“ zwischen 2006 und 2008 unter der Bezeichnung „Sozialwissenschaftliches Journal“ erschienen, erfolgte ab 2009 die Zusammenführung unter „Land-Berichte. Sozialwissenschaftliches Journal“ und seit 2019 der neue Zusatz „Beiträge zu ländlichen und regionalen Lebenswelten“. Die häufige Änderung von Zeitschriften-Namen belegt meist schon deren eher weniger gelungene Verankerung innerhalb des ohnehin mit einer mittlerweile schier unüberblickbaren Fülle an Publikationen konfrontierten wissenschaftlichen Systems. Im Fall der „Land-Berichte“ ist dies selbstverschuldet: Bereits bei der gleichnamigen und ebenfalls im

Shaker Verlag herausgegebenen Buchreihe fällt eine starke Unwucht aus Titeln der Herausgeber selbst auf – diese sind gemeinsam mit Gerd Vonderach seit 2006 bzw. seit 2007 die ebenfalls in der qualitativen Soziologie verorteten und ebenso wie Vonderach bereits emeritierten Karl-Friedrich Bohler und Anton Sterbling. Autorinnen finden sich in der Buchreihe überhaupt nicht und sind auch als Aufsatz-Verfasserinnen kaum vorhanden. Wirklich problematisch aber wird es bei der Vermischung von politisch-ideeller Aufladung und dem vermeintlich wissenschaftlichen Anspruch der Reihe. In Ausgabe 1/2022 unternimmt etwa *Hermann von Laer* unter einem Beitrag, der eigentlich die Rückkehr des Wolfes thematisieren sollte, einen Rundumschlag à la: „Ständig muss ich aufpassen, kein schlimmes Wort zu benutzen, das zwar Jahrhunderte lang völlig problemlos verwandt wurde, nun aber angeblich irgendwen beleidigt. Die ganze Genderei kann geradezu zum Alptraum für normale Menschen werden“ (S. 46). Dass von der Europäischen Ethnologie längst grundlegend aufgearbeitete und teils in den völkischen Kontext zu verortende Kontinuitätsprämissen in der Reihe weder bekannt zu sein scheinen noch als problematisch eingeordnet werden, zeigen auch Aussagen wie in *Peter Busslers* Aufsatz zu „Sitte und Brauchtum im bäuerlichen Umfeld des alten Amtes Ritzebüttel und im nördlichen Teil des Elbe-Weser-Gebietes“ in Heft 2/2022. Er proklamiert hier, weihnachtliche Schenkbräuche hätten sich „aus alten germanischen Bräuchen des Wintersonnfestes in Verbindung mit späteren christlichen Anschauungen etabliert“ (S. 39), etwa in Bezug auf Gott Wodan. Fragt man sich als Leserin zunächst, was der Beitrag „Die Kölner Silvester-nacht 2015“ in einer auf den ländlichen Raum fokussierten Zeitschrift zu suchen hat, so erübrigt sich dies nach dem Gesamteindruck der Reihe. *Georg W. Oesterdiekhoff* gibt hier krude, gefährliche und weit rechtsstehende „Entwicklungstheorien“ von sich, die an dieser Stelle aufgrund ihrer essentialisierend-rassistischen Inhalte nicht weiter ausgeführt werden sollen – das Sprechen über in der arabischen Welt vermeintlich nicht durchlaufene Zivilisationsprozesse und „den friedlichen und höflichen Charakter der deutschen Männer“ (S. 77) zeigt zur Genüge, wie der Autor einzuordnen ist.

Diese drei punktuell herangezogenen Aufsätze bilden die Ausrichtung der „Land-Berichte“ als nicht der wissenschaftlichen Analyse und dem interdisziplinären Austausch dienendes Format, sondern als sich gegenseitig ein Forum bietender Echoraum Gleichgesinnter mehr als deutlich ab. Es werden hier längst von der Forschung widerlegte Weltbilder weiter tradiert, was einmal mehr aufzeigt, wie wichtig es für uns als Europäische Ethnolog:innen und damit für die Dekonstruktion solcher Prämissen prädestinierte Disziplin ist, unseren wissenschaftlichen Nachwuchs zur kompetenten Dekonstruktion entsprechender Brauch-, Ethnien- oder Geschlechterbezogener Aussagen auszubilden. Die „Land-Berichte“ sind daher ein äußerst problematisches und höchstens als Quelle für die leider (wieder) vorhandene Attraktivi-

tät des Ländlich-Regionalen als politisch-ideologisch aufgeladene Projektionsfläche
sich nach einer Welt von gestern Sehrender einzustufendes Organ.

Barbara Wittmann, Bamberg

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/02.28>

Anschriften der Autorinnen und Autoren

Prof. Dr. Beate Binder,

Humboldt-Universität zu Berlin, Institut für Europäische Ethnologie, Anton-Wilhelm-Amo-Str. 40/41, 10117 Berlin, beate.binder@huberlin.de

Prof. Dr. Ina Dietzsch,

Philipps-Universität Marburg, Institut für Empirische Kulturwissenschaft, Deutschhausstr. 3, 35032 Marburg, ina.dietzsch@uni-marburg.de

Annie Eckert, M.A.,

Philipps-Universität Marburg, Institut für Empirische Kulturwissenschaft, Deutschhausstr. 3, 35032 Marburg, annie.eckert@web.de

Prof. Dr. Friederike Faust,

Georg-August-Universität Göttingen, Institut für Kulturanthropologie/
Europäische Ethnologie, Heinrich-Düker-Weg 14, 37073 Göttingen,
friederike.faust@uni-goettingen.de

Dr. Sönke Friedreich,

Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde, Zellescher Weg 17, 01069
Dresden, soenke.friedreich@mailbox.tu-dresden.de

HonProf. Dr. Nina Gorgus,

Historisches Museum Frankfurt, Saalhof 1, 60311 Frankfurt am Main,
nina.gorgus@stadt-frankfurt.de

Dr. Jérémy Geeraert,

Cesdip, Immeuble Edison, 43 Boulevard Vauban, F-78280 Guyancourt,
geeraert.j@gmail.com

Carmen Grimm, M.A.,

Humboldt-Universität zu Berlin, Institut für Europäische Ethnologie, Anton-Wilhelm-Amo-Str. 40/41, 10117 Berlin, carmen.grimm@hu-berlin.de

Dr. Birgit Johler,

Volkskundemuseum am Paulustor, Universalmuseum Joanneum, Paulustorgasse
11–13a, A-8010 Graz, birgit.johler@museum-joanneum.at

Prof. Dr. Lioba Keller-Drescher,

Universität Münster, Institut für Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie,
Scharnhorststr. 100, 48151 Münster, l.keller-drescher@uni-muenster.de

Prof. Dr. Stefan Krankenhagen,

Universität Hildesheim, Institut für Medien, Theater und Populäre Kultur,
Domänenstr. 2, 31141 Hildesheim, krankenh@uni-hildesheim.de

Jana Paulina Lobe B. A.,

Otto-Friedrich-Universität Bamberg, Europäische Ethnologie, Kapuzinerstr. 16,
96047 Bamberg, jana-paulina.lobe@uni-bamberg.de

Dr. Alastair Mackie,

sbmackie@outlook.com

Dr. phil. Anna Palm,

Pommernweg 2, 58332 Schwelm, apalm.bonn@gmail.com

Anca Prodan, Ph.D.,

Sorbisches Institut, Bahnhofstr. 6, 02625 Bautzen/Budyšin,
anca.prodan@serbski-institut.de

Dr. Todd Sekuler,

Universität Zürich, ISEK – Institut für Sozialanthropologie und Empirische
Kulturwissenschaft, Populäre Kulturen, Affolternstr. 56, CH-8050 Zürich

Prof. Dr. Bernhard Tschofen,

Universität Zürich, ISEK – Populäre Kulturen, Affolternstrasse 56, CH-8050 Zürich,
bernhard.tschofen@uzh.ch

Dr. Jan C. Watzlawik,

Technische Universität Dortmund, Institut für Kunst und Materielle Kultur/Seminar
für Kulturanthropologie des Textilen, Emil-Figge-Str. 50, 44227 Dortmund,
jan.watzlawik@tu-dortmund.de

Prof. Dr. Sabine Zinn-Thomas,

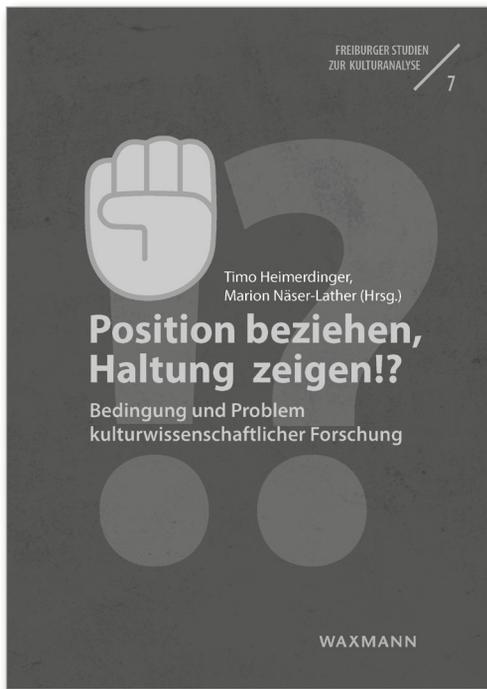
Landesstelle für Alltagskultur im Landesmuseum Württemberg, Altes Schloss,
Schillerplatz 6, 70173 Stuttgart, sabine.zinn-thomas@landesmuseum-stuttgart.de

Timo Heimerdinger,
Marion Näser-Lather
(Hrsg.)

**Position beziehen,
Haltung zeigen!?**
Bedingung und Problem
kulturwissenschaftlicher
Forschung

*Freiburger Studien zur
Kulturanalyse, Band 7, 2024,
272 Seiten, br., 36,90 €,
ISBN 978-3-8309-4869-8*

*E-Book: 32,99 €,
ISBN 978-3-8309-9869-3*



Inwiefern können, wollen und sollten sich Wissenschaftler:innen in ihrer professionellen Rolle gegenüber ihren Feldern und zu ethischen oder politischen Fragen öffentlich positionieren? Und wie wirkt sich dies auf unterschiedliche Aspekte des Forschungsprozesses und die anschließende Dissemination der Ergebnisse aus? Die Beiträge des Bandes beleuchten diese Fragen sowohl theoretisch als auch anhand konkreter Fallstudien. Sie beziehen sich dabei auf so unterschiedliche Felder wie Forschungen in Palästina, Präimplantationsdiagnostik, Volkstanz oder Ethnografien von Jugendbanden und rechten Bewegungen. Es zeigt sich, dass Positionierungen und Haltungen oftmals selbst Effekte des Forschungsprozesses sind. Sie sind nicht vorab gegeben, sondern entfalten sich unter jeweils spezifischen Rahmenbedingungen und Situiertheiten dynamisch in der Interaktion zwischen Forschenden, Feldpartner:innen und institutionellen wie gesellschaftlichen Kontexten.

WAXMANN

www.waxmann.com
info@waxmann.com

Anja Schwanhäußler, Moritz Ege,
Julian Schmitzberger (Hrsg.)

Mädchen*fantasien

Zur Politik und Poetik
des Mädchenhaften

*Kulturen populärer Unterhaltung
und Vergnügung, Band 7, 2024,
276 Seiten, br., 37,90 €,
ISBN 978-3-8309-4860-5
E-Book: Open Access
doi.org/10.31244/9783830998600*



2023 wurde Barbie als Film zum meistdiskutierten Popkulturphänomen des Jahres. Doch sie ist nur die Spitze des Eisbergs: In einer Zeit, in der die „alten weißen Männer“ als politisch-moralische Antifigur der Gegenwartskultur fungieren, versprechen Mädchen*-Figuren vielfach eine bessere, gerechtere, jugendlichere Zukunft – oder ist das nur eine Fantasie? Und können Fantasien nicht auch die Welt verändern? Die Beiträge dieses Bandes befassen sich mit Mädchen*-Alltagen, mit ihrer medialen Repräsentation, mit ihrer Geschichte und Theorie. Sie regen zum Nachdenken darüber an, wie sich kulturwissenschaftliche Begriffe, Gegenstandsbestimmungen und Methoden verändern müssen, um Mädchen* im Kontext von Forschungen über populäre Unterhaltung und Vergnügung nach eigenen Maßstäben zu verstehen und zu beschreiben.

WAXMANN
www.waxmann.com